Durch Nacht zum Licht.

Roman

von

F. Spielhagen.

Ex fumo dare lucem cogitat.
Horatius.

Dritter Band.

Berlin, 1862.

Verlag von Otto Janke.

P.o.germ 1404 ⅔
E 33

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

180 g

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erstes Kapitel.

Man erzählt, daß die Araber, um die Tüchtigkeit eines Pferdes zu erproben, das junge Thier stundenlang durch die Wüste, über Stock und Block und zuletzt, wenn es von Schweiß trieft und die schlanken Glieder vor Erschöpfung zittern, in einen tiefen Teich jagen, den es durchschwimmen muß. Kommt es nun endlich auf der andern Seite heraus und stürzt kraftlos zusammen, so überläßt man es voller Verachtung seinem Schicksale, wiehert es aber lustig und frißt mit Begierde den ihm vorgehaltenen Hafer, so führt man es im Triumph zu den Zelten zurück und trägt es in den tausendjährigen Stammbaum ein, denn es ist nun erwiesen, daß es von der echten, rechten Race; daß es jeder Strapaze und jeder Anstrengung gewachsen und mithin für seinen Herrn von unschätzbarem Werthe ist.

Nicht viel anders macht es oft das Schicksal mit

dem Menschen. Es bringt ihn in eine Lage, die seine ganze Energie, seinen ganzen Scharfsinn, jede Kraft, jede Fähigkeit seines Kopfes und Herzens herausfordert und auf die schwerste Probe stellt. Ist er dieser Lage gewachsen, geht er siegreich und ungeschwächt aus dieser Feuer- und Wasserprobe des Geistes und Charakters hervor, so erfüllt das Alle, die ihn in dieser Zeit beobachteten, mit Bewunderung, und, was noch mehr werth ist, giebt ihm selbst zu seiner Kraft jenes Vertrauen, aus dem die Freudigkeit erwächst, welche die Mutter aller Tugenden ist.

Eine solche Probe war für Franz diese letzte Zeit. Die Situation, in der er sich befand, war ganz darauf berechnet, Jemandem, der den Kopf nicht genau auf dem rechten Fleck hatte, den Kopf zu verwirren und ein nicht durchaus edles, muthiges Herz verzagt zu machen.

Ein Mann, der sich in wenigen Wochen verheirathen will, pflegt, auch in den gewöhnlichen Verhältnissen, einen ziemlich schweren Stand zu haben, wenn er über seinen Berufspflichten nicht seine Bräutigamspflichten oder umgekehrt diese über jenen vernachlässigen soll. Aber bei Franz war dies Dilemma, das schon allein für manche unlösbar ist, noch der leichteste Theil seiner Aufgabe, trotzdem er als einer der

Vertreter des Geheimraths in seiner ärztlichen Praxis (einen andern Theil hatte ein College übernommen) wahrlich vollauf zu thun hatte. Der bei weitem schwerere Theil war die Ordnung der Geschäftsverhältnisse seines Schwiegervaters, die äußerst verwickelter Natur waren. Es stellte sich nach und nach heraus, daß die Schulden des Geheimraths keineswegs so bedeutend sein würden, wenn es möglich wäre, das Geld, welches er überall ausstehen hatte, wieder zu bekommen. Aber darauf war in den wenigsten Fällen zu rechnen. Die Schuldner des Geheimraths wohnten meistens in Dachkammern und Kellerwohnungen; es waren Krüppel und Lahme, mit Gebrechen aller Art Behaftete, sehr häufig Waisen und Wittwen; nicht minder häufig aber auch schlechte Subjecte, welche die wohlbekannte Liberalität des Geheimraths auf schnöde Weise gemißbraucht hatten. Welche unerhörte und ach! so vergebliche Anstrengungen hatte dieser Mann gemacht, das Danaidenfaß des Proletariats zu füllen! mit welchem Eifer sich zum armen Manne gemacht, um die Armuth rings um sich her zu vertilgen, dem fabelhaften Pelikane gleich, der seine Jungen mit dem eigenen Blute ätzt! In welche Verlegenheiten hatte er sich gestürzt, um Andere aus der Verlegenheit zu reißen! wie oft sich um den Schlaf gebracht, damit

sein Nachbar ruhig schlafen könne! um anderer Leute Schulden zu bezahlen, sich selbst zu Wucherzinsen Geld geborgt; um anderen Leuten in ihrem Geschäft weiter zu helfen, sich in die gewagtesten Speculationen eingelassen, von denen er nichts verstand, die aber, wenn man den Unternehmern glaubte, einschlagen und hundertfache Procente bringen mußten und die natürlich nie einschlugen und dem armen, leichtgläubigen, gutmüthigen Geheimrath neue und immer neue Verbindlichkeiten aufluden.

In diesem Wust von mehr oder weniger unklaren Verhältnissen sich zurecht zu finden, und in jedem Falle zu entscheiden, was für den Augenblick und in Zukunft dabei zu thun war, hätte einem gewiegten Advokaten schwer fallen müssen, geschweige denn Franz, der in solchen Geschäften natürlich wenig bewandert war. Aber die Liebe, die Alles kann, verlieh ihm hundertfache Kraft. Es giebt für einen zartfühlenden Menschen kaum etwas Peinlicheres, als einen Andern zu Dank zu verpflichten, wenn dieser Andere durch seine Jahre, seine Verdienste, seine Stellung im Leben unsere Hochachtung heischt. Die Ordnung der Natur scheint dann umgekehrt; wir schauen hinab, wo wir hinaufschauen müßten; wir empfinden da Mitleid, wo wir nur Ehrfurcht empfinden sollten. So war es

jetzt mit dem Geheimrath und Franz. Der Aeltere mußte hinter den Jüngeren zurücktreten, der Meister von dem Schüler lernen, der Vater dem Sohne seinen Leichtsinn und seine Verschwendung beichten. Wehe ihnen, wenn Franz nicht die schwere Kunst verstanden hätte, mit Anmuth zu geben, und der Geheimrath die noch viel schwerere, mit Würde zu nehmen! Glücklicherweise aber gehörten sie Beide zu den großherzigen Menschen, die, wie sie unausgesetzt nach Wahrheit streben, so auch nur vor dem Wesen selbst wahre Achtung, gegen den Schein aber, durch den sich so viele blenden lassen, eine souveräne Verachtung empfinden. Das Wesen, die Wahrheit des Verhältnisses war aber dies, daß von zwei Menschen, die sich gegenseitig schätzten und liebten, der Eine der Hülfe bedurfte und der Andre helfen konnte. „Würde ich mich doch keinen Augenblick besinnen, Ihnen ins Wasser nachzuspringen, wenn ich Sie in der Gefahr des Ertrinkens sähe und würden Sie, und würde doch Jeder, das, Alles in Allem, natürlich finden. Jetzt, wo Sie in einer Gefahr sind, die für Manche etwas viel Gräßlicheres hat, als die Todesgefahr — denn ihr zu entrinnen, stürzen sich viele unbedenklich in den Tod — riskire ich für Sie, nicht etwa mein Leben, das Sie mir nicht wieder schaffen — nein, nur ein

paar tausend Thaler, die Sie mir, wenn Sie gesund werden, wozu ja jetzt die schönste Hoffnung ist, jeder Zeit zurückerstatten können, und an denen, wenn Sie wirklich verloren gingen, auch weiter nichts gelegen ist."

So suchte Franz dem Schwiegervater über manche trübe Stunde wegzuhelfen, in welcher das Gefühl der Krankheit und das Bewußtsein seiner Lage gar zu schwer auf seiner Seele lastete. Franz hoffte, daß die vortreffliche Natur des Mannes das Uebrige thun würde. Er hatte sich nicht getäuscht. Der Geheimrath hatte kaum die Ueberzeugung gewonnen, daß — Dank der umsichtigen, energischen Hülfe seines Schwiegersohnes — auch wenn er sogleich sterben sollte, auf seinem Namen keine Unehre haften bleiben würde, als er sich aller Sterbegedanken entschlug und an nichts dachte, als daran, sobald als möglich wieder gesund zu werden; „nicht ganz gesund," sagte er, „denn das werde ich nicht wieder, aber halb gesund oder zwei Drittel, gerade gesund genug, um das Heu, das jetzt naß auf dem Schwaden liegt, trocken auf den Boden bringen zu können. Ich fühl' es jetzt, ich habe noch ein paar Abendstunden vor mir; ich will sie gut benutzen. Sie sollen mir, lieber Franz, außer Ihrem baaren Gelde nicht auch noch Ihre Zukunft zum Opfer bringen.

Leider war dies Opfer schon gebracht.
Gerade in dieser Zeit geschah es nämlich, daß ein berühmter Universitätslehrer in der Residenz durch eine Monographie über den Typhus, die Franz in diesem Sommer herausgegeben hatte, an einen seiner begabtesten Schüler — Franz hatte die ersten drei Jahre in der Residenz studirt — erinnert wurde. Er schrieb an Franz, um ihm zu diesem Werke, „das von seinem durchdringenden Scharfsinn ebenso rühmliches Zeugniß ablege, als von seiner, bei einem so jungen Manne staunenswürdigen Gelehrsamkeit," zu gratuliren. — „Aber," fuhr der Brief fort, „indem ich Ihnen im Namen der Wissenschaft für ihr Buch danke, erlaube ich mir zugleich, Ihnen einen Vorschlag zu machen, den ich in eben so schleunige, wie ernste Erwägung zu ziehen bitte. Zu Ostern wird die Stelle eines Assistenzarztes an meiner Klinik frei. Ich wüßte unter unseren jüngeren Gelehrten Keinen, dem ich dieselbe so gern anvertrauen würde, wie Ihnen." Der Gelehrte verbreitete sich sodann weiter über die Vortheile, die für Franz aus dieser Stellung resultiren würden, und schloß mit den Worten: „Sie sehen, es bietet sich Ihnen hier eine Aussicht, die günstiger nicht gedacht werden kann. Ich bin, wie Sie wissen, ein sehr nüchterner Beurtheiler der Menschen und Dinge; aber

wie die Verhältnisse an unserer Universität sind, so kann es nicht ausbleiben, daß Sie in wenig Jahren zum ordentlichen Professor avanciren. Ich bin überzeugt, daß mein Freund Robran, den ich bestens zu grüßen bitte, die Sache ebenso ansehen wird. Sprechen Sie doch mit ihm darüber und antworten Sie mir möglichst bald.

Franz hatte geantwortet — aber ohne mit seinem Schwiegervater gesprochen zu haben. Er hatte das Anerbieten, dessen Vortheile ihm natürlich nicht entgangen waren, abgelehnt, „weil er sich einer solchen Stellung nicht gewachsen fühle!“ Der eigentliche Grund war natürlich ein ganz anderer. Die Carriere, in welche man ihn hinein haben wollte, war, obgleich sie dem Manne der Wissenschaft die besten Chancen bot und auch schließlich den weltlichen Ehrgeiz glänzend zu befriedigen versprach, doch für die ersten Jahre voraussichtlich nicht nur sehr wenig lucrativ, sondern erheischte ein unabhängiges, wenn auch kleines Vermögen, das Franz — seit einigen Tagen nicht mehr besaß. Er hatte sich durch seine Großmuth in die unangenehme Lage gebracht — in der sich freilich viele wackere Männer befinden — ein Haus beziehen zu müssen, ehe es noch ganz fertig und trocken ist, oder deutlicher zu sprechen: in einer Zeit, die er nothwen-

dig noch zu seiner wissenschaftlichen Fortbildung bedurfte, auf den Gelderwerb bedacht sein zu müssen. Und zu diesem Zweck war Grünwald und die Situation, in welcher er sich hier als Schwiegersohn des gesuchtesten Arztes befand, ausnehmend geeignet. Deshalb — fahre wohl du glänzende Spiegelung von einem in der Fülle geistiger Arbeit und geistigen Genusses mächtig dahinrauschenden Lebens!

„Weg du Traum, so gold Du bist,
Hier auch Lieb und Leben ist."

So tröstete sich Franz, während er den geliebten Menschen seinen Ehrgeiz, seine Hoffnungen zum Opfer brachte, und seine größte Sorge war nur die, daß diese geliebten Menschen, vor allem seine Braut, nicht etwas von diesem Opfer erführen.

Diese Sorge schien indessen unnöthig. Sophie erklärte sich die Wolken, die sich auf Franz' Stirn in Augenblicken, wo er sich unbeobachtet glaubte, lagerten, einfach aus der Ueberlast seiner ärztlichen Geschäfte und seine häufigen langen Zusammenkünfte mit dem Vater aus demselben Grunde. Seitdem der Zustand des Vaters keine directe Besorgniß mehr einflößte, war der glückliche leichte Sinn Sophiens wieder in seine Rechte getreten. Sie besorgte emsig ihre Aussteuer und klagte gegen Franz in komischer Weise

über den Wirrwarr, der durch die gleichzeitige Besorgung so vieler und so verschiedenartiger Dinge in ihrem Kopf hervorgebracht würde. Wie sehr würde die frohe Laune, deren sie sich in dieser Zeit erfreute, wo sie sich, wie ein singendes, zwitscherndes, flatterndes Vögelchen, ihr Nest zusammentrug, gestört worden sein, wenn sie die Verhandlungen zwischen dem Vater und Franz mitangehört, wenn sie erfahren hätte, daß das Geld, mit dem sie so heiteren Muthes die langen Rechnungen bezahlte, aus Franz' Kasse floß!

Ueber den Kummer, bis zu dem Termin ihrer Hochzeit, auf dessen Innehaltung Franz mit einer bei ihm ganz ungewöhnlichen Hartnäckigkeit bestand, nicht fertig zu werden, hatte sie sich mittlerweile getröstet; ja, offen gestanden, hatte sie das Unglück, mit einigen Dutzend noch nicht gesäumter oder gezeichneter Handtücher, Tischtücher, Servietten u. s. w. mehr oder weniger ihre Wirthschaft anzufangen, niemals für ein so gar großes gehalten. Sie gehörte nicht zu den Frauen, die vor einem wohlgefüllten Wäscheschrank ein Gefühl der Andacht überkommt, wie den gläubigen Katholiken vor einem Heiligenschein. Es war in ihrem Wesen etwas von der antiken Einfachheit, von der homerischen Naivetät. Die Gestalt der Nausikea

war ihr eins der liebsten poetischen Gebilde, und es gab wenig Dichterstellen, die sie mehr angemuthet hätten, als jenes biblische Wort von den Lilien auf dem Felde, die nicht säen und spinnen und doch mit mehr als salomonischer Herrlichkeit bekleidet sind. Sie war eine Maria-Natur, die sich an dem holden Gespräch des Gastfreundes so ergötzte, daß sie vielleicht darüber zu fragen vergaß, ob er hungrig oder durstig sei; die aber, wenn sie erst einmal dieser Seite unserer Existenz ihre Aufmerksamkeit zugewandt hatte, auch mit Martha-Emsigkeit und Martha-Gewandtheit dafür zu sorgen verstand; denn die Marien können sich sehr leicht die Schürze Martha's vorbinden und sind dann Martha, aber die Marthen sind und bleiben Marthen, mit und ohne Schürze.

So war denn für Sophie in dieser Sturm- und Drangperiode nichts empfindlicher, als daß der trauliche Cirkel, der sich allabendlich um den Kamin des Wohnzimmers zu versammeln pflegte, so gut wie gestört war. Der Vater mußte, obgleich er jetzt jeden Tag länger aufblieb, doch sehr früh sein Lager aufsuchen; Franz war oft bis tief in die Nacht hinein in der Stadt, oder mußte in seiner Wohnung arbeiten; auch der Dritte im Bunde, der alte Student,

wie er sich selber nannte, Bemperlein, alias Bemperchen, ließ sich seit einiger Zeit nicht mehr sehen, so daß Sophie sich endlich selbst auf den Weg gemacht hatte, um ihn in seiner Wohnung aufzusuchen, da sie nicht anders glaubte, als er sei krank und Franz habe es ihr aus übertriebener Zärtlichkeit verschwiegen. Aber sie fand den alten Studenten in seinem Laboratorium, mitten unter Phiolen, Retorten, Büchsen und Instrumenten — anzuschauen, wenn nicht wie Faust, so doch wenigstens wie Faust's Famulus — jedenfalls sehr fleißig und beschäftigt, aber offenbar nicht lebensgefährlich krank. Bemperchen entschuldigte sich mit seinen Arbeiten — eine sehr complicirte chemische Analyse, bei der er sich nicht unterbrechen dürfe — wie Sophie wohl glauben könne, daß er etwas übel genommen habe! er, etwas übel nehmen! und Sophien übel nehmen! — es sei wirklich nur die Analyse Schuld und zum Beweise werde er noch heute Abend zur gewöhnlichen Zeit kommen und die gewöhnliche Zeit dableiben.

Sophiens blaue Augen konnten, obgleich sie ein wenig kurzsichtig waren, in der Nähe doch recht scharf sehen und so war ihnen ein gewisser Schleier von Verlegenheit, der über Bemperlein's ehrlichem Gesicht hing, während er auf die langweilige Analyse schimpfte

nicht entgangen. Als nun die junge Dame langsam nach Haus ging und darüber nachdachte, was wohl von Bemperchens Fortbleiben der eigentliche Grund sein möchte, stieß sie, als sie um eine Straßenecke bog, beinahe an einen Herrn, der ihr sehr raschen Schrittes entgegenkam.

„Pardon!“ sagte der Herr, an seinen Hut greifend und weiter eilend.

Es war Oswald Stein. Er hatte Sophie offenbar nicht erkannt.

Diese unerwartete Begegnung gab Sophiens Gedanken plötzlich eine andere Richtung. Es fiel ihr ein, daß Bemperlein nicht wieder in ihrem Hause gewesen sei, seitdem er Oswald, der eben mit Helenen fortgehen wollte, dort getroffen; daß die Begegnung der beiden Herren sehr kalt, befremdend kalt gewesen war, und daß Bemperlein, über sein Verhältniß mit Oswald gefragt, ausweichend geantwortet hatte. Hatte Oswald, der seitdem einige Abende auf kürzere Zeit (einmal zusammen mit Helene Grenwitz) dagewesen war, Bemperlein verscheucht? War Bemperlein eifersüchtig?

Da Sophie von Bemperlein's früherem Verhältniß zu Oswald nichts wußte, so war es erklärlich, daß sie trotz ihres Scharfsinns in ihren Vermuthun-

gen jetzt so weit am Ziel vorbeischoß. Die Wahrheit lag in der That ganz wo anders.

Wenn Anastasius Bemperlein Jemandem, den er einmal hochgeschätzt und innig geliebt hatte, nicht mehr die Hand zum Gruß reichen mochte, so konnte man versichert sein, daß in die Milch seiner Denkungsart ein sehr starkes Gift geträufelt war. Für ein ehrliches Gemüth aber giebt es kein stärkeres als den Zweifel an der Redlichkeit, an der Treue eines Menschen, dem man ganz vertraute. Anastasius Bemperlein hatte Oswald Stein ganz vertraut. Er hatte ohne Furcht das Glück und das Leben geliebter Menschen in seiner Hand gesehen. Er hatte all' seine schweren Bedenken gegen eine Verbindung, die so rasch geschlossen, die auf der so unsicheren Basis gänzlich verschiedener socialer Stellungen ruhte, bekämpft. Er hatte sich gesagt: das Alles ist ja eitel Tand im Vergleich mit dem unschätzbaren Werth wahrer Liebe. Ist doch die Liebe stärker als Glaube und Hoffnung; wie sollte sie nicht mächtiger sein, als bornirte Vorurtheile? — Er war schließlich dahin gelangt, in der Vereinigung Oswald's und Melitta's einen Sieg der reinen Menschlichkeit über die Barbarei der Civilisation, einen Triumph der Wahrheit über die Lüge zu erblicken.

Aber auch nur auf dieser sittlichen Höhe war das Verhältniß gerechtfertigt und möglich. Sank Einer der Beiden unter das Niveau, so waren Beide verloren. Bemperlein kannte Frau von Berkow seit sieben Jahren; er wußte, daß ihr Herz gut und treu war; Bemperlein kannte Oswald seit eben so viel Wochen und er glaubte, daß Oswald ihrer werth sei. Er glaubte es, weil — er mußte, weil ihm ein Zweifel an dem Geliebten seiner vielgeliebten Herrin ein Frevel schien.

Und doch hatte sich dieser Zweifel an ihn herangeschlichen, langsam, leise, wie sich im Traum ein gräuliches Ungeheuer, dem wir vergebens zu entrinnen suchen, an uns heranwälzt. Er hatte diesen Zweifel bekämpft, bis es nicht länger möglich war.

Melitta war von ihrer zweiten Reise nach Fichtenau, zu welcher Bemperlein vergeblich seine Begleitung angeboten hatte, zurückgekehrt; aber, nachdem sie sich eine Stunde in Grünwald aufgehalten, sogleich mit Julius nach Berkow weiter gereist, ohne nach Bemperlein geschickt zu haben. Bemperlein erfuhr, daß sie dagewesen, erst durch den alten Baumann, der, Julius' Sachen zu ordnen und andere Commissionen auszurichten, in der Stadt zurückgeblieben war. Bemperlein hatte mit dem alten Mann niemals über

Oswald gesprochen. Diesmal fing jener selbst davon an. Er erzählte, daß Herr Stein zu gleicher Zeit mit ihnen in Fichtenau gewesen, aber, trotzdem er vom Kellner der gnädigen Frau Anwesenheit erfahren, ohne sich ihr vorzustellen abgereist sei. Hier schwieg er, augenscheinlich um zu hören, wie Bemperlein diese Nachricht aufnehmen würde. Als Bemperlein aber nichts weiter als: so, so! — in der That! drauf erwiederte, vermochte der Alte nicht länger an sich zu halten und schüttete sein ganzes volles Herz und damit die volle Schale seines Zornes über Oswald aus.

Er habe dem Musjö vom ersten Augenblick an nicht über den Weg getraut, und nun sei es ja sonnenklar, daß der schlechte Mensch die arme gnädige Frau schändlich betrogen habe. Ueberdies habe er (Baumann) mit der gnädigen Frau gesprochen, in aller Ehrerbietung, denn er sei nur ein Dienstmann und kenne seine Stellung, aber auch mit allem Ernst, denn er habe sie als Kind auf den Armen getragen und sie immer väterlich geliebt, und sie habe ihm gebeichtet, wie sie's noch stets bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten gethan, nicht ganz und nicht halb, aber für ihn, der sie so genau kenne, wie die Fläche seiner Hand, gerade genug. Und da habe er, Jakob Baumann,

großes Verlangen gehabt, den Musjö, der seiner gnädigen Frau so mitgespielt, niederzuschießen, wie einen tollen Hund, und es habe wenig daran gefehlt, so hätte er es auch gethan, „einmal in der Nacht auf der Haide zwischen Grenwitz und Faschwitz.“ Aber jetzt danke er doch Gott, der seinen Arm zurückgehalten und ihm dies Verbrechen erspart habe, um so mehr, „als er es nicht hat geschehen lassen, daß die Geschichte der armen gnädigen Frau das Herz brach, sondern ihr die Augen aufgethan und ihr den Weg gezeigt hat, auf dem allein für sie auf Erden Heil zu finden ist.“ Welches dieser Weg sei, darüber hatte sich der alte Mann nicht weiter ausgelassen, sondern war aufgestanden und, als wolle er alle weiteren Fragen unmöglich machen, schnell zum Zimmer hinausmarschirt.

Man kann sich denken, wie dies Gespräch, das seine schlimmsten Befürchtungen bestätigte, Bemperlein ergriffen hatte und welchen Eindruck es auf ihn machen mußte, als er noch voll von diesen Empfindungen zu Robran's kam und der Erste, der ihm dort entgegentrat, — Oswald war.

Diese Begegnung hatte ihn so peinlich berührt, und eine mögliche Wiederholung derselben dünkte ihm so abscheulich, daß er ganze acht Tage brauchte, sich

von diesem Schrecken zu erholen, und wer weiß wie lange noch gebraucht haben würde, wenn Sophie nicht gekommen wäre, und seiner Unentschlossenheit ein Ende gemacht hätte. Der arme Bemperlein! er hatte in diesen acht Tagen so nach seiner Freundin verlangt! er hatte ihr so viel Wichtiges, für Anastasius Bemperlein erstaunlich Wichtiges mitzutheilen!

Glücklicherweise traf er Sophie dieses Mal allein, als er nach einer Stunde im Wohnzimmer erschien. Franz war eben dagewesen und hatte versprochen, später wieder zu kommen. Es fiel Sophie auf, daß Bemperlein mehrmals fragte: „aber wir werden doch sonst keinen Besuch haben?“ und sie brachte diese Frage natürlich mit den Vermuthungen, die sie über Bemperlein's Wegbleiben angestellt hatte, in Verbindung. Da es nicht ihre Art war, etwas lange auf dem Herzen zu behalten, so sagte sie, nachdem sie Bemperlein, der mit dem Schüreisen unablässig in den Kohlen rührte, eine Zeitlang schweigend beobachtet hatte:

„Nicht wahr, Bemperchen, der eigentliche Grund, weshalb sie acht Tage lang nicht gekommen sind, ist, weil sie Oswald Stein hier zu begegnen fürchteten?“

„Wer sagte Ihnen das?“ fragte Bemperlein, erschrocken in seiner Beschäftigung inne haltend.

„Eine Frage ist keine Antwort,“ erwiderte Sophie.

„Nur heraus mit der Sprache, Bemperchen! Geheimnißkrämerei ist im Verkehr mit so klugen Leuten, wie ich, ein schlecht rentirendes Geschäft. Ich weiß Alles."

„Was wissen Sie?" rief Bemperlein in großer Aufregung von seinem Stuhl in die Höhe fahrend.

„Aber, Bemperchen!" sagte Sophie, „wie können Sie nur so wenig Rücksicht auf meine Nerven nehmen! Es wird Einem ja ganz unheimlich, wenn man Sie mit dem glühenden Eisen in der Hand da stehen sieht, wie den Mann im Shakespeare. Beruhigen Sie sich nur wieder! Ich weiß gar nichts. Aber Sie würden mir in der That einen Gefallen thun, wenn — aber erst setzen Sie sich einmal wieder und stellen den Schürer aus der Hand! so! — wenn Sie mir in aller Ruhe und Freundschaft sagten, was Sie eigentlich haben, denn je länger ich Sie betrachte, desto veränderter kommen Sie mir vor."

„Fräulein Sophie," erwiderte Bemperchen, „Sie wissen, man kann selbst gegen seine vertrautesten Freunde — und ich habe zu Niemand in der weiten Welt größeres Vertrauen, als zu Ihnen — nicht immer ganz offen sein, weil unsere Geheimnisse in vielen Fällen nicht blos unsere Geheimnisse, sondern auch die Anderer sind, und insofern von uns heilig gehalten werden müssen."

„Aber Bemperchen," sagte Sophie, „Sie können doch unmöglich glauben, daß ich mich in Ihre Geheimnisse stehlen will! Ich bin weder so unbescheiden, noch so neugierig. Lassen wir die Sache ruhen und sprechen wir von was Anderm!"

„Nein, nein," rief Herr Bemperlein eifrig, „lassen Sie uns davon sprechen! Sie glauben nicht, wie ich mich darnach gesehnt habe, mit Ihnen über — über gewisse Dinge — gewisse Personen — die —"

Herr Bemperlein hatte schon wieder das noch nicht erkaltete Schüreisen ergriffen und störte emsiger, wie je, in den glühenden Kohlen. Sophie sah diesem seltsamen Treiben kopfschüttelnd zu. Es kam ihr der Gedanke, Bemperlein könnte sich bei seiner chemischen Analyse übermäßig angestrengt und sein Kopf in Folge dessen etwas gelitten haben.

„Was mein Nichtkommen betrifft," fuhr Bemperlein plötzlich fort, „so haben Sie darin ganz recht gehabt. Ich bin weggeblieben, weil ich mit Oswald Stein nicht wieder zusammentreffen wollte."

„Aber," sagte Sophie, „Franz hat mir doch gesagt, daß Sie und Stein sehr gute Freunde gewesen wären. Wodurch seid ihr denn auseinandergekommen?"

„Wodurch?" antwortete Bemperlein. „Ja, Fräulein Sophie, das ist es ja eben, was ich Ihnen so

gern sagen möchte und doch nicht sagen darf. Würden Sie mit Jemand umgehen, oder vielmehr, würden Sie nicht Jemand auf alle Weise auszuweichen suchen, der einen Dritten, den Sie eben so sehr lieben wie verehren, tödtlich beleidigt hat?"

„Gewiß," sagte Sophie, „denn dann hätte er ja mich selbst beleidigt. Aber sind Sie auch gewiß, daß die Sache sich wirklich so verhält? Haben Sie auch beide Theile gehört? Was mich betrifft, so bin ich eben nicht sehr entzückt von Herrn Stein, oder offen gesagt, er mißfällt mir desto mehr, je öfter ich ihn sehe; aber Franz, der sonst so klug ist und die Menschen so durchschaut, schwärmt doch förmlich für ihn. Wie wäre das möglich, wenn Stein ein schlechter Mensch wäre?"

„Ich habe nicht gesagt, daß er schlecht ist," erwiderte Bemperlein (eine große Kohle bearbeitend), „schlecht ist überhaupt ein relativer Begriff; und was ich schlecht gehandelt nenne, nennt Herr Stein vielleicht nur leichtsinnig, oder cavalièrement gehandelt oder dergleichen. Ich nenne aber schlecht gehandelt, wenn Einer —"

Hier unterbrach sich Bemperlein wiederum und hieb heftiger wie zuvor auf die große Kohle los.

„Wie würden Sie es zum Beispiel nennen — ich

spreche hier nicht von Herrn Stein — wenn Einer einem armen abhängigen verwaisten, hülflosen Mädchen, das Niemand, Niemand auf der weiten Welt hat, der es schützen könnte und würde, so lange von Liebe vorschwatzt, bis das Mädchen an diese Liebe glaubt, sie zu heirathen verspricht mit allen heiligen Eiden; und sie dann hernach an einen Wüstling verkauft und verräth — o, es ist schändlich, schändlich!"

„Aber, um Gotteswillen, Bemperchen, hat Oswald so etwas gethan!"

„Ich sagte Ihnen schon, ich spräche nicht von Herrn Stein. Es giebt mehr Cavaliere auf der Welt, von denen Einer dem Andern so ähnlich sieht, wie eine Natter der andern Natter."

„Liebes Bemperchen, bitte, bitte, stellen Sie den Schürer hin — ich kann es wahrhaftig nicht mehr aushalten. Nehmen Sie diese Schlummerwalze, wenn Sie durchaus etwas in den Händen haben müssen."

„Danke!" sagte Bemperlein, den Schürer fortstellend und die Walze nehmend, und darauf (die Walze wie ein Kind im Arm haltend) in Schweigen versinkend.

Sophie fing jetzt alles Ernstes an, sich über Bemperlein's aufgeregten Zustand zu beunruhigen. Wie erschrocken war sie aber, als Bemperlein alsbald wie-

der aufsprang, das Kissen aus dem Arm auf die Erde fallen ließ, mit beiden Knien auf das Kissen hinkniete, eine ihrer Hände mit seinen beiden Händen ergriff und das Gesicht tief herabbeugend, in jämmerlichsten Tönen stöhnte: „O, Fräulein Sophie! Fräulein Sophie!“

„Um Himmelswillen, Bemperchen,“ rief die junge Dame, „stehen Sie auf! Wenn Jemand Sie so sähe — uns so sähe!“

„Lassen Sie mich!“ murmelte Herr Bemperlein; „ich muß es Ihnen sagen und kann es Ihnen nicht sagen, wenn Sie mich mit Ihren großen Augen dabei ansehen, oder vielleicht gar anfingen zu lachen — ich liebe.“

Sophie wußte im ersten Augenblicke nicht, ob sie über diese unerwartete Liebeserklärung lachen oder weinen sollte. Um Bemperlein's Willen hatte sie fast Lust zu dem letzteren, während sie für ihre Person mehr zu dem ersteren geneigt war.

„Bemperchen!“ rief sie, „Bemperchen, besinnen Sie sich doch, was Sie sagen! Bedenken Sie doch, was Sie thun?“

„Ich weiß es,“ murmelte Bemperlein, „ich hab' es mir selbst hundert- und tausendmal gesagt: in meinem Alter —“

„Davon ganz abgesehen," sagte Sophie, bei der die Neigung zum Lachen allmälig die Oberhand gewann, „wie können Sie, Franz' bester Freund, und — wofür ich Sie wenigstens bis zu diesem Augenblicke gehalten habe — mein bester Freund —"

„Ich werde Ihr Freund, ich werde Franz' Freund bleiben," rief Bemperlein mit großer Lebhaftigkeit; „Liebe und Freundschaft werden zusammen in meinem Herzen Raum finden; die Eine wird die Andere nur noch inniger, noch tiefer, noch reiner, noch heiliger machen."

„Aber, Bemperchen, mit solcher hohen platonischen Liebe verträgt es sich nicht, daß sie à la Don Carlos auf den Knien liegen. Wenn Franz in diesem Augenblick zur Thür herein käme —"

„Und wenn er käme," rief Bemperlein aufspringend; „il n'y a que le premier pas qui coûte; ich fühle jetzt, nachdem ich das erste Wort gesprochen, nachdem ich mit Ihnen gesprochen, Muth, es aller Welt zu sagen. Franz wird meine Wahl billigen, wenn er sie kennt, wie ich sie kenne."

„Wie Sie mich kennen?"

„Und auch Sie werden es thun," rief Bemperlein, ohne auf Sophien's Unterbrechung zu achten, die Schlummerwalze wie eine Fahne schwenkend; „Sie

werden dem armen Mädchen Freundin und Schwester sein; Sie werden es sein um meinetwillen, der ich Sie so unendlich schätze und liebe; Sie werden es auch ihretwillen sein, denn, glauben Sie mir, Fräulein Sophie, sie verdient es."

„Aber von wem reden Sie denn eigentlich, Bemperchen?"

„Ich dachte, Sie wüßten es schon längst," sagte Bemperlein, erschrocken stehen bleibend; und dann setzte er mit leiserer Stimme hinzu: „Marguerite Martin, Grenwitzens Gouvernante."

Glücklicherweise für Sophie war die Aufregung, in der sich Bemperlein in diesem Augenblicke befand, zu groß, als daß er hätte im Stande sein sollen, die Verwirrung zu bemerken, in welche sie die unerwartete Lösung des Knotens versetzt hatte. Sie war so nahe daran gewesen, eine große Albernheit zu begehen, indem sie ihrem Freunde eine so große Albernheit zutraute! und doch — so seltsam ist der Mensch geartet! — ärgerte sie sich ein ganz klein wenig, daß sie nicht selbst der einzige Gegenstand von Bemperlein's Anbetung war. Das Gefühl, geliebt zu werden, ist so süß, das Verlangen, Liebe einzuflößen, so groß, daß wir — selbst wenn wir zufällig leidlich verständig sind — es nicht allzu ungern sehen, „wenn auch der

Becher überschäumt.“ Natürlich konnte eine solche Regung Sophiens Seele nur momentan berühren, wie ein leichter Wind die spiegelklare Fläche eines tiefen Sees nur im Vorübergehen kräuselt, und noch ehe Bemperlein sich von der Betäubung erholen konnte, in die ihn das Aussprechen des großen Worts versetzt hatte, war sie wieder ganz die theilnehmende, kluge Freundin, nach der Bemperlein in seiner Herzensnoth verlangte.

Ueber das Factum selbst, daß Bemperlein, der ruhige, jungfräuliche Bemperlein, von einer Leidenschaft ergriffen werden könne, wunderte sie sich im Grunde gar nicht. Eine feinfühlende Frau sympathisirt mit der Liebesleidenschaft, wo und in welcher Gestalt sie auch auftreten mag, und weiß, daß Alle, wenn auch nicht auserwählt, so doch berufen sind. Ihre Hauptsorge war, daß der bescheidene, arglose, trotz seiner dreißig Jahre unerfahrene Freund in die Schlinge einer Kokette gefallen sein könnte, und diese Sorge war um so begründeter, als sie die braunen Augen Marguerite's schon einige Mal in einem Zusammenhang hatte erwähnen hören, der diesen Verdacht zu bestätigen schien. Ihre erste Frage war deshalb:

„Kennen Sie denn Mademoiselle Marguerite auch, Bemperchen? Das heißt, wissen Sie, daß sie ein gutes

Mädchen ist, daß sie ein gutes Herz hat — mit einem Worte, daß sie meines braven Bemperchens würdig ist?"

„Sie meiner würdig?" rief Bemperlein mit großem Enthusiasmus. „Sie wollen sagen: ob ich ihrer würdig bin?"

„Ich habe genau das sagen wollen, was ich gesagt habe. Ich, als Ihre beste Freundin — denn diese Würde lasse ich mir vorläufig noch nicht nehmen — habe das Recht und die Pflicht, streng zu sein und zu prüfen, ehe ich Ja und Amen sage."

„O, Fräulein Sophie, ich versichere Sie, meine Marguerite ist ein Engel."

„Ihre Maguerite? ei! sieh doch Einer das löwenkühne Bemperchen! seid ihr schon so weit? Aber, Scherz bei Seite, Bemperchen! Was wissen Sie von der Engelhaftigkeit Ihrer Marguerite? ich meine von der Engelhaftigkeit, die auch für andere Sterbliche erkennbar ist? Kommen Sie her! setzen Sie sich ruhig zu mir an das Feuer und erzählen Sie mir Alles ordentlich von Anfang an. Hier haben Sie die Schlummerwalze wieder — das Schüreisen lassen Sie auf jeden Fall stehen."

Trotz der scherzhaften Worte klang die Stimme Sophiens so treu und gut, und ihre großen blauen Augen blickten so theilnehmend und freundlich, daß

Bemperlein nicht die mindeste Scheu mehr spürte, das liebe Mädchen in das Allerheiligste seines Herzens zu führen und ihr Alles zu sagen, was er selbst kaum zu denken wagte.

„Sie erinnern sich, Fräulein Sophie," begann er, „daß ich Ihnen und Franz neulich erzählte, wie wie ich zu Grenwitzen's ging, um zu erfahren, was die Baronin, die nach mir geschickt hatte, von mir wollte. Ich habe Ihnen auch erzählt, daß ich in dem Vorzimmer Mademoiselle Marguerite traf und welch' eigenthümliche Scene ich mit ihr erlebte. Ich habe Ihnen aber nicht erzählt, und habe es mir auch so wenig wie möglich merken lassen, welchen Eindruck diese Scene auf mich gemacht hatte. Wenn Jemand, wie ich, in großer Armuth aufgewachsen ist, und oft mit Sorge und Noth zu kämpfen hatte, so lernt er es aus dem Grunde, was es heißt, hülflos und verlassen sein. Deshalb ist es auch ganz selbstverständlich, daß unser Einer, wenn er Jemand leiden sieht, ganz anders fühlt und denkt, als der, welcher nie in ähnlichen Lagen war; und so werden Sie es auch natürlich finden, daß ich das Bild des armen, verlassenen, weinenden Mädchens nicht wieder los werden konnte. Immer sah ich sie vor mir stehen, wie sie an der Thür gestanden hatte, die zu den Zimmern

der Baronin führt, schluchzend und die kleinen Händchen auf die Augen drückend, während die hellen Thränen durch die schlanken Fingern rieselten. Immer tönten mir die Worte im Ohr: oh, je suis si malheureuse! und ich quälte mich damit ab, herauszukriegen, weshalb das arme Mädchen denn so sehr unglücklich sei? Denn daß es noch etwas mehr war, als das Gefühl ihrer Abhängigkeit überhaupt, daß sie nicht deshalb, weil sie wieder einmal, wer weiß zum wie vielten Male? ungerechter Weise Schelte bekommen, so weinte, — das hätte ich beschwören mögen.

Ich quälte mich so darüber, daß ich die ganze folgende Nacht nicht schlafen und am andern Tage kaum die Zeit erwarten konnte, wo die Baronin mich empfangen wollte. Endlich schlug es zwei Uhr. Ich begab mich in das Hôtel und wurde sogleich vorgelassen. Die Baronin war allein in ihrem Zimmer. Sie war ausnehmend gnädig, erkundigte sich nach Frau von Berkow; fragte, wie es mir in Grünwald gehe? ob ich sehr viel zu thun habe? und rückte endlich mit der Sprache heraus. Sie könne sich nicht entschließen, ihren Malte auf das Gymnasium zu schicken aus Gründen, die sie mir auseinandersetzte, die aber zu dumm waren, als daß ich sie wiederholen möchte; ebensowenig aber wage sie es nach den traurigen Er-

fahrungen, die sie gemacht — so lauteten ihre Worte — es noch einmal mit einem Hauslehrer zu versuchen. Sie habe den Entschluß gefaßt, ihn jetzt im Hause durch Privatlehrer unterrichten zu lassen, die natürlich erprobte und gesinnungstüchtige Männer sein müßten, und — dies war des Pudels Kern — ob ich, den sie außerordentlich schätze, sie in diesem Werke unterstützen und ihrem Sohne täglich ein bis zwei Stunden Unterricht in den alten Sprachen ertheilen wolle? — Nun können Sie sich denken, Fräulein Sophie, daß ich unter anderen Verhältnissen diese Zumuthung rundweg zurückgewiesen haben würde, denn, abgesehen von Allem, was sonst dagegen sprach, kann ich offenbar meine Zeit besser anwenden, als daß ich sie dem albernen Jungen opfere, den ich noch dazu niemals habe leiden können; aber ich bedachte, daß ich auf diese Weise Gelegenheit gewinnen würde, öfter mit der armen Marguerite zusammenzukommen, und da ich nichts eifriger wünschte, als das, so schien mir der Vorschlag der Baronin ein Wink des Himmels und ich acceptirte ihn ohne weiteres."

„Bravo, Bemperchen!" sagte Sophie; „ich sehe, daß Sie für eine harmlose kleine Intrigue doch mehr Talent haben, als ich Ihnen zutraute."

„O, es kommt noch besser," erwiederte Bemper-

lein lächelnd; „Sie werden über mein Genie staunen. Im weiteren Verlauf des Gesprächs kam die Baronin auch auf den französischen Unterricht zu sprechen und äußerte, es sei sehr unbequem, daß sie, trotzdem sie eine Französin im Hause haben, auch einen französischen Lehrer werde nehmen müssen, da sie zu Mademoiselle's grammatikalischen Kenntnissen sehr wenig Vertrauen habe. Ich sagte sogleich — ich weiß noch jetzt nicht, wo ich den Muth dazu hernahm — ich sei überzeugt, Mademoiselle würde die Grammatik sehr schnell lernen und hernach in alle Zukunft lehren können, wenn sie nur ein einzigesmal einen grammatikalischen Cursus durchgemacht habe. Meine Zeit sei freilich sehr beschränkt, wenn aber eine halbe Stunde täglich — die Baronin ließ mich gar nicht ausreden und nahm ohne weiteres mein Anerbieten an. Schon am nächsten Tage sollte der Unterricht beginnen."

„Wann hatten Sie die Zusammenkunft mit der Baronin, Bemperchen?"

„Gestern vor acht Tagen, an demselben Tage, als ich, noch voll von dieser Unterredung und von einer andern, die ich, gleich als ich nach Hause gekommen war, mit — mit — ich kann nicht sagen, Fräulein Sophie, mit wem? gehabt hatte, zu Ihnen eilte und hier Herrn Stein traf."

Bemperlein schwieg; sein gutmüthiges Gesicht verdüsterte sich, und er griff wieder nach dem Schüreisen.

Sophie nahm ihm dasselbe ruhig aus der Hand, stellte es noch weiter weg und sagte:

„Sie waren an dem Abend aufgeregt und gingen bald wieder fort. Steht denn die andere Unterredung mit dem geheimnißvollen Unbekannten in irgend einer Verbindung mit Ihrer Geschichte?“

„Nicht in directer,“ erwiderte Bemperlein, sich wieder an die Schlummerwalze haltend, „nur insofern, als sie mein Interesse an der armen Maguerite noch steigerte, der — und die Folge hat meine Vermuthung auf die merkwürdigste Weise bestätigt — vielleicht etwas Aehnliches passirt sein konnte — doch lassen wir das! — Am nächsten Tage also begann der Unterricht. Die Lection mit dem Bengel, dem Malte, war vorbei; ich war allein in dem Zimmer zurückgeblieben, und erwartete meine Schülerin; Ihnen kann ich es sagen, Fräulein Sophie: nicht ohne Herzklopfen. Warum? weiß ich freilich selbst nicht. Ich weiß blos noch, daß ich mir auf einmal wie ein recht schlechter Mensch vorkam. Ich hatte in meinem Leben noch keine Komödie gespielt; und dieser grammatikalische Unterricht war doch nichts weiter als eine Komödie. Ich hatte große Lust wegzulaufen; aber da das doch

nun einmal nicht ging, konnte ich nichts weiter thun, als meine Vatermörder zurecht zupfen, vor dem Spiegel eine zierliche Verbeugung machen und mit meinem besten Accent fragen: Ah, bonjour, mademoiselle, comment vous portez-vous? Als ich diese Frage zum drittenmale — und diesmal zu meiner vollen Befriedigung — wiederholt hatte, trat die Erwartete mit einem Buch in der Hand in's Zimmer und ich gerieth durch die Furcht, sie möchte meine Anstandsübungen vor dem Spiegel gesehen haben, in eine solche Verwirrung, daß ich über und über roth wurde, und etwas stammelte, was möglicherweise französisch war, jedenfalls aber sehr dumm gewesen sein muß, denn Mademoiselle Marguerite lächelte und sagte etwas von bonté und enseigner, und dann weiß ich nur, daß wir einander gegenüber an dem Tische saßen und ohne eine Wort zu sprechen, in den Büchern blätterten. — Was soll ich ihnen noch weiter erzählen, Fräulein Sophie? das Beste und Nothwendigste wüßte ich doch nicht zu sagen. Ich bin seit einer Woche jeden Tag eine Stunde lang mit Marguerite ungestört zusammengewesen. Grammatik haben wir nicht getrieben, zum wenigsten sind wir über die erste Seite nicht hinausgekommen — aber dafür hat sie mir das Buch ihres Lebens aufgeschlagen und ich habe es lesen dürfen,

Wort für Wort, von der ersten bis zur letzten Seite. Ich sage Ihnen, Fräulein Sophie, es ist kein schlechtes Wort darin, und keine Seite, deren sie sich zu schämen hätte. Sie hat sich, wie ich, durch die Welt schlagen müssen, das arme Ding — o, viel schlimmer wie ich! Ihre Eltern sind so früh gestorben, daß sie sie nie gekannt hat; Geschwister, Verwandte hat sie nie gehabt, außer einer bösen Tante, die ihr ein Höllenleben bereitet hat, bis sie mit vierzehn Jahren unter fremde Leute gekommen ist, die sie doch wenigstens nicht geschlagen haben, wie die höllische Tante. Ach, Fräulein Sophie, wenn ich Ihnen erzählte, was das arme junge Ding schon gelitten hat, Sie würden sagen: so etwas ist nicht möglich: und Ihr Herz würde überfließen vor Mitleid, wie meines übergeflossen ist."

Herr Bemperlein schwieg, weil er vor Bewegung nicht weiter sprechen konnte. Sophie nahm seine Hand und sagte: „Gutes Bemperchen!" Bemperlein erwiderte warm den Druck und fuhr, nachdem er sich einige Male, um seine Rührung zu bemeistern, laut geräuspert hatte, also fort:

„Sie hat mir nichts verschwiegen; auch nicht, daß sie in der letzten Zeit mit einem schlechten Menschen (ich wiederhole, Fräulein Sophie, daß es nicht Herr Stein ist) ein Verhältniß gehabt hat; mit einem

Menschen, der sie auf die unwürdigste Weise genasführt und betrogen und an einen notorischen Roué hat verkuppeln wollen. Doch diese Geschichte ist so niedrig, so gemein, daß ich sie Ihnen nicht einmal mittheilen möchte, selbst wenn ich Marguerite nicht versprochen hätte, Keinem, er sei, wer es sei, je die betreffenden Personen zu nennen. — Und nun," — schloß Bemperlein, indem er Sophien's beide Hände in die seinen nahm, „was sagen Sie zu dem Allen?"

Sophie wurde durch die plötzliche Frage einigermaßen in Verlegenheit gesetzt. Sie hatte sich aus einzelnen hingeworfenen Aeußerungen Helenen's, Oswald's und ihres Verlobten von Marguerite ein Bild entworfen, das keineswegs sehr schmeichelhaft für die junge Dame war; und auch Bemperlein's Erzählung war nicht im Stande gewesen, ihr einmal gefaßtes Vorurtheil ganz zu beseitigen. Es that ihr weh, daß sie den armen Mann, dessen gutes Gesicht jetzt mit einem aufgeregten, ängstlichen Ausdruck, als ob von ihrem Ausspruch Leben und Tod abhinge, auf sie gerichtet war, durch einen Zweifel an der Vollkommenheit seiner Auserkorenen kränken sollte und doch! lügen konnte und mochte sie nicht, und antworten mußte sie nun einmal. So sagte sie denn mit einer

allerliebsten Präceptormiene, das Köpfchen nachdenklich von einer Seite auf die andere bewegend:

„Es ist mit der Liebe ein eigenes Ding, Bemperchen. Ich habe während der Zeit, daß ich Franz kenne und liebe, oft darüber nachgedacht. Es ist nicht Alles Gold was glänzt, und nicht Alles Liebe, was wie Liebe aussieht. Es giebt Empfindungen, die als solche sehr lobenswerth, aber trotz alledem nicht Liebe sind, und die wir uns ja hüten müssen, für Liebe zu nehmen. Und je edler ein Herz ist, desto leichter geräth es in die Gefahr, einen solchen Irrthum zu begehen, gerade wie der Vertrauensvollste sich am leichtesten falsches Geld für richtiges in die Hände stecken läßt; ich zum Beispiel, die, wenn ein falsches Viergroschenstück auf dem Markt war, es sicherlich, wenn ich nach Hause komme, in meinem Portemonnaie habe. Es giebt aber keine Empfindung, die der Liebe so ähnlich sieht, und durch die sich deshalb ein edles Herz so leicht täuschen läßt, als das Mitleid. Wäre es nicht doch möglich, Bemperchen" — und hier legte die junge Dame ihre Hand auf Bemperchen's Hand — „daß, wie Ihr Interesse für Fräulein Marguerite zuerst aus dem Mitleid entsprang, es auch noch bis auf diesen Augenblick nicht eigentliche Liebe, sondern eben nur Mitleid ist?"

Bemperlein's Gesicht war bei dieser gelehrten Auseinandersetzung immer länger geworden. Er hatte sich von Sophie eine wärmere Aufnahme seiner Nachricht versprochen. Fast kleinlaut fragte er daher:

„Aber, Fräulein Sophie, wie unterscheidet sich denn Liebe von Mitleid? Ist nicht die Nächstenliebe die doch die reinste Form der Liebe ist, mit dem Mitleid identisch?"

„Die Nächstenliebe wohl," erwiderte Sophie; „aber nicht die Liebe, von der wir sprechen, die Liebe, die man empfinden muß, wenn man Jemand heirathen will; die Liebe zum Beispiel, die ich für Franz empfinde und die Franz für mich empfindet. Das ist noch etwas ganz anderes, ganz anderes" — und die junge Philosophin wiegte gedankenvoll das weise Haupt.

„Aber was ist es denn?" rief Bemperlein voller Verzweiflung, „wie soll man erfahren, ob man wirklich liebt?"

„Das ist sehr schwer," erwiderte Sophie, „und auch wieder sehr leicht. Haben Sie zum Beispiel nur immer das Verlangen gehabt, Fräulein Marguerite aus ihrer abhängigen Stellung in eine bessere versetzt zu sehen, sie zu beschützen, zu beschirmen vor

aller Noth und Gefahr; oder haben Sie auch manchmal gewünscht“ —

Hier stockte die Philosophin und wurde roth.

„Nun?“ fragte Bemperlein eifrig.

„Ihr einen Kuß zu geben;“ sagte Sophie, entschlossen, der Sache auf den Grund zu kommen, selbst auf die Gefahr hin, indiscret zu werden.

„Wenn's weiter nichts ist,“ sagte Bemperlein triumphirend; die Frage kann ich mit Ja beantworten.

„Bravo, Bemperchen! Und haben Sie ihr auch schon einen Kuß gegeben?“

„Nein!“

„Haben Sie ihr denn schon Ihre Liebe gestanden?“

„Nein!“

„Wissen Sie denn, daß Sie sie wieder liebt?“

„Nein.“

Die immer geringer werdende Herzhaftigkeit dieser Verneinungen war so komisch, daß sich Sophie des Lachens kaum enthalten konnte.

„Aber, Bemperchen,“ rief sie, „wie wollen sie denn das erfahren.“

„Ich werde sie fragen,“ sagte Bemperlein entschlossen.

„Sehr gut! und wenn sie nun Nein antwortet?“

„Das kann sie nicht, das wird sie nicht,“ rief Bemperlein, blaß vor großer Aufregung. „Ich habe daran noch gar nicht gedacht, aber das wäre schrecklich! Ich — ich habe es mir so schön ausgemalt, wenn sie mein Weib würde, für das ich arbeiten könnte. und das ich lieben könnte und das mich wieder liebte. Denn ich muß Jemand von ganzem Herzen lieben und ich muß fühlen, daß ich von ganzem Herzen geliebt werde, oder ich bin der unglücklichste Mensch von der Welt. O, Fräulein Sophie, nicht wahr, Marguerite wird nicht Nein sagen?“

Seine Stimme zitterte und seine Augen standen voll Thränen. Das gutmüthige Mädchen war kaum weniger gerührt. Die Leidenschaftlichkeit Bemperlein's hatte eine sympathetische Saite in ihrem Herzen angeschlagen. Sie fühlte sich plötzlich verpflichtet, die junge Liebe ihres dreißigjährigen Schülers aus allen Kräften zu beschützen.

„Wissen Sie was, Bemperchen,“ sagte sie mit großer Entschiedenheit, „wir wollen das bald erfahren. Bringen Sie Marguerite nur einmal zu mir.“

Bemperleim athmete hoch auf.

„Darf ich das wirklich?“

„Nun natürlich. Ich kann nicht gut zu ihr gehen,

weil das auffallen würde; aber hierher kann sie ohne Aufsehen kommen. Sagen Sie ihr nur, ich wünschte sie kennen zu lernen. Wenn sie Sie liebt, wird sie sich nicht lange bitten lassen. Haben wir sie erst einmal hier, so findet sich das Andre von selbst. — Ja, ja," fuhr die junge Dame fort, und schnippte vergnügt mit den Händen, „so geht's, so geht's. Und wenn wir gute Freundinnen werden, so habe ich noch einen andern Plan — o, Bemperchen, einen andern Plan, wenn Sie den wüßten — ich sage Ihnen, einen Plan — nein, nein! — Sie kriegen es nicht zu wissen — und Franz auch nicht — St! da kommt er! Kein Wort, Bemperchen, von unserm Geheimniß!

Zweites Kapitel.

Das Grenwitzer Familiendrama theilte mit andern Familiendramen die Eigenthümlichkeit, daß seine interessantesten Scenen, den Zuschauern verborgen, hinter den Coulissen spielten. Was vor den Zuschauern auf der Bühne des Salons geschah, war Alles herzlich langweilig — immer dieselbe feierliche Grandezza, dieselbe steifstellige Ordnung, an der selbst die Meubel Theil zu nehmen schienen, dieselben hochmoralischen Mienen nnd Redensarten, in denen besonders die tugendsame Baronin die anerkannte Meisterin, das Muster und Spiegelbild für die übrigen tugendsamen Damen des exclusiven Cirkels war. Aber wenn die Schauspieler von der Bühne abgetreten waren und sich in die Coulisse ihrer Privatzimmer zurückgezogen hatten, wischten sie sich die moralische rosenrothe Schminke von den Backen und der freche Tagesschein, der durch die Luken des Sperrbodens hereinschielte, warf grelle Streiflichter auf lasterhaft gelbe Armesündermienen.

Für Niemand konnte eine solche Beleuchtung aber ungünstiger sein, als für den routinirten ersten Liebhaber und genialen Bonvivant, den Exlieutenant Baron Felix von Grenwitz. Es war mit diesem vielversprechenden jungen Mann in der That eine traurige Veränderung vorgegangen und es hatte fast den Anschein, als ob seine Gastvorstellung in Grenwitz, bei welcher er so jämmerlich Fiasco gemacht, für diesmal seine letzte Rolle auf dem glatten Parquet des Salons, das er so oft und mit so viel Glanz betreten, gewesen sei. Sein seidener Mantel war gräulich zerfetzt, die goldenen Sporen waren ihm von den Hacken getreten und wenn er noch immer, wie sich annehmen ließ, ein Ritter war, so war er sicherlich ein Ritter von der traurigsten Gestalt. Wie an einem Hause, dessen Holz der Schwamm zerfressen hat, nur eine Strebe weggenommen zu werden braucht, um es der Gefahr des Einsturzes nahe zu bringen, so hatte die an sich nicht gefährliche Verwundung, welche Felix in dem Duell mit Oswald davon getragen, seinen ganzen, durch ein überaus wüstes Leben zerrütteten Organismus vollends erschüttert. Die Kugel hatte keine edleren Theile verletzt; an der sorgfältigsten ärztlichen Behandlung hatte es nicht gefehlt, dennoch wollten die Wunden nicht heilen. Und als es damit anfing besser

zu gehen, hatten sich plötzlich höchst bedenkliche Symptome einer schon weit vorgeschrittenen Lungenkrankheit gezeigt. Die herzugerufenen Aerzte schüttelten den Kopf und sprachen von der Nothwendigkeit einer Luftveränderung, eines längeren Aufenthalts in südlicheren Klimaten — Italien, besser noch Aegypten.

Es zeugt von der elastischen Natur, vielleicht aber auch nur von dem unverwüstlichen Leichtsinn eines ersten Liebhabers und Bonvivants, daß Felix sich so lange, wie er es wirklich that, gegen alle diese Pfeile und Schleudern eines wüthenden — und ohne Zweifel höchst ungerechten — Geschicks zur Wehr setzte. Er wollte von Allem, was Andere doch so deutlich sahen, nichts sehen. „Die lumpigen Schrammen? pah! ich bin schon anders gezeichnet gewesen! Das bischen Fieber? lächerlich! mir ist nach einer tollen Nacht schon schlimmer zu Muthe gewesen! Meine Lunge? dummes Zeug, was versteht die alte Perrücke, der Balthasar, von meiner Lunge; ich pfeife was auf alle gelehrten Perrücken. Felix von Grenwitz ist so leicht nicht todt zu machen. . . .“

Vielleicht war es, um sich in dieser Ueberzeugung zu bestärken, daß der Bonvivant, nachdem er einige Wochen lang von Medicin und Haferschleim ziemlich schlecht gelebt hatte, sofort, als er kaum sein Zimmer

wieder verlassen durfte, zum mindesten im Liebhaber-fach wieder zu reüssiren versuchte. Er hatte gleich bei seiner Ankunft auf Grenwitz in der hübschen, zierlichen, braunäugigen Marguerite eine Rose gesehen, die zu pflücken es sich schon der Mühe verlohnte, und er hätte sich diese Mühe schon damals gemacht, wenn ihm Albert nicht (aus erklärlichen Gründen) so dringend davon abgerathen und er überdies in der Bewerbung um die schöne Helene und in der Verführung ihres allerliebsten Kammermädchens Louise hinreichende Beschäftigung für seine Talente gefunden hätte. Jetzt nachdem diese Rollen ausgespielt waren, fand er endlich, in der beschaulichen Muße seiner Reconvalescenz, Zeit und Gelegenheit, der kleinen Marguerite die bedenkliche Ehre seiner Aufmerksamkeiten zuzuwenden. Felix von Grenwitz kannte nur zwei Arten von Weibern, hübsche und häßliche; eine andere Eintheilung, tugendhafte und nicht tugendhafte zum Beispiel, statuirte er nicht. Er glaubte nicht an weibliche Tugend, hatte nie welche gefunden, höchstens Caprice, kokette Schlauheit und die Kunst, die Waare kostbar zu machen, damit der Käufer den höchstmöglichen Preis bezahle. Felix von Grenwitz glaubte auch nicht an die Tugend der kleinen Marguerite, um so weniger, als Johann, der vielgewandte Kammerdiener, sehr

bald herausbrachte, daß „Mamsell," während die Herrschaften im Bade waren, eine Liebschaft mit Herrn Geometer Timm gehabt habe. Timm aber, das wußte Felix sehr wohl, dachte über die Frauen genau so, wie er selbst — das Spiel war also gewonnen, noch ehe es angefangen war. Sollte Felix von Grenwitz da zurückgewiesen werden, wo ein Albert Timm triumphirt hatte? Indessen, die Rechnung hatte ein Loch und es war deshalb nicht halb so wunderlich, als es dem Don Juan schien, daß er trotz alledem und alledem zurückgewiesen wurde. Herr Albert Timm hatte wohl über das Herz, aber nicht über die Tugend des armen Mädchens triumphirt. Die kleine Marguerite hatte ein weiches, liebebedürftiges Herz und sie hatte in ihrem Leben wenig, ach, so wenig Liebe erfahren. Aber die kleine Marguerite war stolz, stolz wie es arme, von Jugend auf geknechtete, mißhandelte, aber nicht unedle Naturen sind, die gegen eine Welt voll Verachtung sich nur dadurch schützen können, daß sie einen absoluten Werth auf ihre Selbstachtung legen. Sie hatte dem Geliebten ohne Bedenken ihr kleines mühsam erspartes Vermögen geopfert; sie hätte ihm auch, wenn es nöthig gewesen wäre, ohne Bedenken ihr Leben geopfert, aber nimmermehr ihre Unschuld. Wenn über diese zu triumphiren selbst Albert,

den sie liebte, nicht gelungen war, so mußte es Felix, den sie verabscheute, gewiß mißlingen, obgleich er wahrlich in der Wahl seiner Mittel sehr wenig bedenklich war. Er schilderte ihr Albert's Charakter mit den schwärzesten Farben; er verhöhnte die Aermste, daß sie sich von einem Menschen nasführen lasse, der es auf weiter nichts abgesehen habe, als auf ihre paar hundert Thaler; einem Menschen, der sich für Geld zu Allem gebrauchen lasse, und der alles Geld, und hätte er sich noch so viel zusammengeschwindelt, unbedenklich in einer Nacht verspielen würde. Er bewirkte durch diese Schilderung, die leider keine Verleumdung war, nichts, als daß die Kleine mit hochgerötheten Wangen und flammenden Augen in ihrem gebrochenen Deutsch sagte: „Und wenn Monsieur Albert wirklich ist eine schlechte Mensch, so werden Sie par cela nicht um ein 'aar besser, Monsieur le baron!“ Das arme Kind! sie sollte sich nur zu bald überzeugen, daß Monsieur Albert und Monsieur le baron Einer des Andern vollkommen werth waren! Sie hatte, als Herr Timm neulich Abends mit der Baronin und Felix conferirte, der Versuchung nicht widerstehen können, nachdem die Baronin das Zimmer verlassen, ein klein wenig an dem Schlüsselloch zu horchen, und geglaubt, vor Scham und Zorn in die Erde sinken zu

müssen, als sie nun hören mußte, wie die beiden ehrenwerthen Herren über den Preis ihrer Tugend so ungenirt verhandelten, wie über den Preis eines Pferdes. Um jeden Zweifel an dem, was sie nur halb gehört, zu verscheuchen, hatte sie es so einzurichten gewußt, daß ihr Herr Timm, als er fortging, im Vorzimmer begegnete. Hier hatte sie den genannten Herrn, heißblütig wie sie war, zur Rede gestellt und eine Antwort von ihm erhalten, die es nur zu erklärlich machte, daß Herr Bemperlein, der fünf Minuten später kam, sie in Thränen gebadet fand.

Indessen benutzte Felix, nachdem er so seinen vorzüglichsten Gegner aus dem Felde geschlagen hatte, seinen Vortheil nicht weiter. Einmal war ihm die ganze Affaire für seinen Geschmack viel zu ernsthaft geworden und sodann nahmen gerade jetzt andere Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit ausschließlich in Anspruch. Mit seiner Gesundheit stand es seit einigen Tagen so schlecht, daß selbst sein Leichtsinn sich gegen die Möglichkeit einer ernsteren Gefahr nicht länger verschließen konnte. Die kaum geheilten Wunden brachen wieder auf; ein schleichendes Fieber nagte Tag und Nacht an seinen Nerven, und wenn er kaum eingeschlafen war, weckte ihn ein quälender Husten aus so schrecklichen Träumen, daß Schlaflosigkeit im Ver-

gleich mit ihnen noch eine Wohlthat schien. Zu der Sorge, die ihm seine Krankheit machte, kamen andere, die er sonst sehr leicht genommen hatte, die aber jetzt sein ohnedies angegriffenes Gehirn noch mehr verwirrten und seine hypochondrische Stimmung verdüsterten. In seine Krankenstube drängten sich einzelne Leute, die sich durchaus durch die Bedienten nicht hatten abweisen lassen — Leute mit höchst bedenklichen Physiognomien und auffallend schmutziger Wäsche, die, wenn sie denn endlich vorgelassen waren, eine große Brieftasche öffneten und dem Herrn Baron „ein kleines Wechselchen" präsentirten, zweihundert, dreihundert Thaler — „eine wahre Kleinigkeit für den Herrn Baron."

Vielleicht wäre dem Herrn Baron, diese ominösen Papiere einzulösen, in der That eine wahre Kleinigkeit gewesen, wenn er jetzt war, was er zu sein hoffte, als er sie mit seiner Namensunterschrift verziert aus der Hand gab, nämlich: der erklärte Bräutigam Helenen's, der Schwiegersohn eines der reichsten Grundbesitzer der Provinz. Aber leider war er das doch nun nicht, hatte auch gar keine Aussicht es zu werden und konnte sich in Folge dessen auch nicht weiter wundern, wenn die Baronin in den Privataudienzen, die er jedesmal, so oft eine jener verdächtigen Gestalten

die Schwelle seines Zimmers überschritten hatte, nachsuchte, sich bedeutend weniger geschmeidig zeigte, als vor einigen Wochen, wo die Sonne seiner unüberwindlichen Liebenswürdigkeit noch im Zenith stand. Felix wußte recht gut, daß seine Tante sich zu einer Freigebigkeit, die ihrer Natur so gründlich widersprach nur darum verstand, weil sie in ihm den Mitwisser des großen Familiengeheimnisses erblickte. Aber auch dieses einzige, unersetzliche Band hielt nur noch an dem letzten Faden.

Es unterlag nämlich keinem Zweifel, daß nur die Furcht vor der „bornirten Ehrlichkeit des Barons" — eigene Worte seiner liebenden Gemalin — die Baronin abhielten, es in dem mit Albert Timm entbrannten Kampfe auf's Aeußerste ankommen zu lassen, und Felix war keineswegs ganz sicher, ob selbst diese Furcht sie bewegen könnte, den zwischen ihm und Albert geschlossenen Contract zu sanctioniren. Er hatte deshalb bis zu diesem Augenblick noch nicht gewagt, ihr die Höhe der Summe anzugeben, für welche er Albert's Verschwiegenheit erkauft hatte.

Felix Zaghaftigkeit in dieser ganzen Angelegenheit hatte einen sehr triftigen Grund in seiner eigenen mißlichen Lage. Er mußte die Tante in möglichst guter Stimmung erhalten, um ihr die Summen abzu-

locken, die er für seine persönlichen Bedürfnisse brauchte. Es war ja später noch immer Zeit, ihr in Betreff Timm's reinen Wein einzuschenken. Wie grimmig auch Felix Oswald haßte und wie entsetzlich es ihm auch gewesen wäre, wenn es dem Verhaßten mit Albert's Hülfe gelang, sich in den Besitz des Vermögens zu setzten und am Ende doch Helene zu gewinnen — so mußte das Alles dem Augenblick und seinen gebieterischen Forderungen untergeordnet werden.

So standen die Sachen, als am Morgen nach der Soirée, an der Felix natürlich nicht Theil nehmen konnte, die Baronin, nachdem sie sich vorher hatte anmelden lassen, dem Patienten einen Besuch abstattete. Felix saß in einen weiten Schlafrock gehüllt, fröstelnd dicht an dem heißen Ofen. Die großen, einst so übermüthigen, jetzt so gläsernen starren Augen, und die krankhafte, scharf abgeschnittene Röthe auf seinen magern Wangen zeugten von den reißenden Fortschritten, welche die Krankheit in den letzten Tagen gemacht hatte. Er erhob sich, über diesen Besuch außer der gewöhnlichen Zeit einigermaßen verwundert, halb aus seinem Stuhl und streckte der Tante seine abgemagerte, fieberheiße Hand entgegen:

„Bon jour, ma tante! soll ich sagen, so früh oder so spät noch auf? denn ihr habt ja beinahe bis an

den hellen Morgen getanzt. Ich habe den Baß bis hier in mein stilles Zimmer hinein hören können: brum! brum! brum! bis ich fast verrückt über dem Gebrumm wurde; und wenn Sie mir das Fluchen nicht abgewöhnt hätten, ma tante; ich hätte, hol' mich der Teufel, den verdammten Kerl bis in den tiefsten Pfuhl der Hölle verwünschen können."

„Ich hoffe, daß es mit Ihrer Gesundheit heute nicht schlechter geht, als mit Ihrem Fluchen," sagte Anna Marie lächelnd, indem sie vor dem Kranken in einem Lehnsessel Platz nahm und eine Handarbeit in Ordnung brachte, ein Beweis, daß sie es auf einen längeren Besuch abgesehen hatte; „aber im Ernst, lieber Felix, ich habe Sie aufrichtig bedauert, und komme, Sie wegen der nächtlichen Störung um Entschuldigung zu bitten."

„Sie sind ja heute außerordentlich gnädig, liebe Tante."

„Ich dächte, das wäre ich immer," erwiderte Anna Marie, „nur daß es Leute giebt, die sich durchaus nicht davon überzeugen können."

„Ich gehöre nicht zu diesen, liebe Tante."

„Ich weiß es, Felix, und Sie werden mir das Zeugniß geben, daß ich stets für Sie gethan habe, was in meinen Kräften stand."

„Ja wohl, ja wohl," murmelte Felix und überlegte, ob der Augenblick wohl geeignet sei, gegen seine Tante ein kleines Geschäft zu erwähnen, in das er sich mit einem gewissen Herrn Wolffon (Firma: Wolffon, Reinike u. Co.) vor nun beinahe drei Monaten eingelassen hatte und das in wenigen Tagen regulirt werden mußte.

„Die Gesellschaft — die übrigens pünktlich zwei Uhr funfzehn Minuten aufgebrochen ist, lieber Felix — war gestern Abend recht animirt," fuhr die Baronin fort, „und es hat mir von Herzen leid gethan, daß Sie nicht daran Theil nehmen konnten. Es wäre wirklich Zeit, daß Sie sich endlich einmal wieder gesund meldeten."

„Das weiß Gott," seufzte der Patient, sich ungeduldig in seinem Lehnstuhl herumwerfend; „man wird hier in dieser verdammten Spelunke noch ganz zum Hypochonder. Aber erzählen Sie ein wenig von gestern. Wer war denn Alles da?"

„O, nicht eben viele. Ich liebe, wie Sie wissen, die großen Fêten nicht: Grieben's, Nadelitzen's, Barnewitzen's, Cloten's —"

„Die Zusammensetzung ist nicht schlecht," meinte Felix, „haben sich denn Hortense und Emilie nicht die Augen ausgekratzt?"

„Nicht doch! sie sind die besten Freundinnen von der Welt, und überdies hatten sie gestern um so weniger Ursache, sich gegenseitig den Vorrang streitig zu machen, als darüber, nach dem allgemeinen Urtheil der Gesellschaft wenigstens, schon anderweitig entschieden war.“

„O, in der That! und wer war denn der Vogel Phönix?“

„Ihre Cousine, lieber Felix,“ sagte die Baronin, die Stiche auf Ihrer Arbeit zählend; „sie sah in der That ausnehmend schön aus, so daß selbst ich davon überrascht war, eben so wie von der Bewunderung, die ihr von allen Seiten gezollt wurde.“

Felix horchte hoch auf. Das Lob Helenen's aus der Mutter Munde, war eine so neue Melodie, daß er seinen Ohren nicht traute.

„Es scheint, als ob die letzten — fünf, sechs, sieben — Wochen doch einen recht guten Einfluß auf sie ausgeübt haben. Sie hat — acht, neun, zehn — ein gut Theil von ihrer hochmüthigen Arroganz verloren; die Gräfin Grieben machte mir gestern ein Compliment über ihre sittsame, echt weibliche Haltung.“

„Sie verzeihen, liebe Tante,“ sagte Felix mit großer Bitterkeit, „daß ich mich über diese günstige Metarmorphose nicht ebenso freue. Ich wollte, sie

wäre einige Wochen früher eingetreten. Vielleicht läge ich dann nicht hier, hülflos wie ein Pferd, dem die Flechsen durchgeschnitten sind;“ und er schlug heftig mit der gesunden Hand auf die Lehne des Stuhls.

„Ich gestehe, daß Sie einigen Grund haben, sich über Helene zu beklagen,“ sagte die Baronin, „indessen, Haß und Rache sind sehr unchristliche Empfindungen, zumal unter Verwandten, die von Natur darauf angewiesen sind, sich gegenseitig zu lieben —“

„O, gewiß,“ unterbrach sie Felix; „Sie haben ganz recht, liebe Tante! auf diese Voraussetzung war ja auch unser ganzer Plan gebaut; nur Schade, daß Fräulein Helene nicht viel von der natürlich-angewiesenen christlichen Verwandtenliebe wissen wollte.“

„Sie sind bitter, Felix, und wie gesagt, ich räume ein, Sie haben sich zu beklagen. Aber lassen Sie uns jetzt von der Sache sprechen, die mich eigentlich veranlaßt hat, Sie heute Morgen so früh zu besuchen. — Ihr Gesundheitszustand, lieber Felix, macht mir so große Sorge, daß ich heute Nacht noch einmal ernstlich darüber nachgedacht habe, und jetzt zu einem Entschlusse gekommen bin. Sie müssen — und zwar sobald als möglich — die besprochene Reise nach Italien antreten.“

Felix sollte heute Morgen aus einer Verwunde-

rung in die andere fallen. Die von den Aerzten schon seit zwei Wochen dringend angerathene Reise war von Anna Marie einfach aus dem Grunde beanstandet worden, weil weder Felix „wie sie glaube," noch sie selbst die dazu nöthigen Mittel für den Augenblick disponibel habe. Auf einmal waren diese Mittel vorhanden! Wer die Consequenz der Baronin kannte, mußte sich sagen, daß nur etwas ganz Absonderliches sie zu dieser plötzlichen Willensänderung bewogen haben konnte.

Was dieses Etwas aber war, erfuhr Felix in dem weiteren Verlauf dieser wichtigen Unterredung nicht. Es war ihm im Grunde auch gleichgültig. Die letzten qualvollen Tage und Nächte hatten seine Kraft gebrochen; der leichtsinnige Uebermuth, den er bis dahin prahlerisch zur Schau getragen, war einer finstern Verstimmung gewichen, in welcher nur der eine Gedanke lebendig war, um jeden Preis wieder gesund zu werden. Zu diesem höchsten Zweck war ihm jedes Mittel recht. Wollte seine Tante ihm zu der Reise, die auch er jetzt für eine Nothwendigkeit erkannt hatte, das nöthige Geld geben — gut! und um so besser, je mehr sie gab! warum sie gab? jetzt gab, nachdem sie noch vor wenigen Tagen die Aufbringung der Reisekosten für eine positive Unmöglichkeit erklärt hatte, — was fragte er

darnach? kaum mehr als Jemand, der in Gefahr ist, zu ertrinken darnach fragt, woher der rettende Balken geschwommen kommt, an den er sich im letzten Moment noch glücklich anzuklammern vermag.

Als die Baronin sich nach einer Stunde erhob und ihre Arbeit zusammenpackte, war die italienische Reise eine beschlossene Sache. Schon in den nächsten Tagen, wenn Felix' Zustand sich nicht verschlimmerte, sollte sie angetreten werden. „Sie wissen, lieber Felix," sagte Anna Marie, „ich bin dafür, daß etwas, was einmal geschehen soll und muß, bald geschieht. Und hier ist noch dazu offenbar Gefahr im Verzuge. Ich würde mir ewig einen Vorwurf daraus machen, hätte ich nicht, was in meinen schwachen Kräften steht, gethan, diese drohende Gefahr von Ihnen abzuwenden."

Felix führte die ihm gnädig dargereichte knöcherne Hand der Tante an seine Lippen und Anna Marie verließ das Zimmer.

„Der alte Drache!" murmelte Felix, indem er erschöpft in seinen Lehnstuhl zurücksank; „was mag ihr nur in die Krone gefahren sein, daß sie mit einem Male so spendabel wird? Ein wahres Glück, daß ich ihr noch nicht gesagt habe, wie viel der Schuft, der Timm, fordert. Einmal freilich wird sie's wohl er-

fahren müssen; aber nicht, bevor ich in Italien bin. Uff! mein Arm! Ich muß eine gründliche Kur gebrauchen, und am Ende ist sich doch Jeder selbst der Nächste."

„Der leichtsinnige Patron!" dachte Anne Marie, während sie die langen Corridore entlang nach ihrem Zimmer zurückschritt; „es ist hart, daß ich, nachdem ich schon so viel für ihn bezahlt habe, auch noch diese horrible Ausgabe für ihn machen soll. Aber es geht nicht anders. Aus dem Hause muß er, und dies ist die anständigste und am wenigsten auffallende Weise, auf die ich ihn los werde."

Wenn egoistische Menschen plötzlich großmüthig werden, so kann man Alles gegen nichts wetten, daß sie sich von ihrer Großmuth einen Vortheil versprechen, der mindestens noch einmal so groß ist, als das Opfer, zu dem sie sich bereit erklären. Anna Marie's jetzige Handlungsweise war ein vollgültiges Exempel zu dieser Regel. Die Erklärung zu dem Räthsel ihrer Großmuth war (wie Alles auf der Welt, wenn man's zufällig weiß) sehr einfach. Der ehrgeizige Gedanke, daß ihre Tochter Helene mindestens eben so viel Aussicht habe als irgend eine andere junge Dame, die Gemahlin des Fürsten zu werden — hatte auf der Gesellschaft gestern Abend eine solche

Nahrung bekommen, daß er bereits zu einem ganz stattlichen Plane emporgeschossen war. Der Fürst hatte Helenen auf die schmeichelhafteste Weise ausgezeichnet. Er hatte nicht nur (gegen die Regel) zwei Tänze mit ihr getanzt; sie überdies, so oft sich die Gelegenheit bot, zu einer Extratour aufgefordert und in der großen Pause zur Tafel geführt, sondern auch während des ganzen Abends, so zu sagen, kein Auge von ihr gewandt und sich gegen die Gräfin Grieben (die es fünf Minuten später der Baronin berichtete) mit dem größten Enthusiasmus über die unvergleichliche Schönheit der jungen baronesse ausgesprochen. Dies Alles mußte umsomehr auffallen, als die kühle Reserve, welche der Grand Seigneur im allgemeinen gegen die Huldigungen beobachtete, die ihm von Seiten des Provinzadels zu Theil wurden, bereits sprichwörtlich geworden war. Was war im Vergleich mit diesem stolzen Adler Neffe Felix, die arme Krähe, welche das Mißgeschick (und die Gläubiger!) so gründlich gerupft hatte? Und nun gar jetzt, wo die Aerzte immer bedenklicher die Köpfe zu schütteln begannen und von der Baronin aufs Gewissen gefragt, achselzuckend das Geständniß gemacht hatten: sie gäben dem jungen Baron — es müßte denn ein Wunder eintreten — höchstens noch ein halbes Jahr zum Leben!

Was war Felix, wenn er aufhörte, der präsumtive Erbe des Grenwitzer Majorats zu sein? — Nichts! weniger wie Nichts, — ein sehr kostspieliger Pensionair der Familie, dessen einziges Verdienst noch darin bestand, daß er voraussichtlich nicht lange mehr auf diese Pension Ansprüche erheben würde. Nein, nein! diese Sonne war in Dunst und Nebel kläglich untergegangen; fortan mußte eine andere glänzendere, kraftvollere leuchten. Schwiegermutter Sr. Durchlaucht des Fürsten von Waldernberg zu sein, das verlohnte sich der Mühe, es zu werden. Dann mochte der alte eigensinnige — unerträglich eigensinnige — Gemahl heute oder morgen sterben und die Ueberschüsse aus den Einkünften der Güter, die ihr jetzt zu gute kamen, von den Curatoren des Majorats zum Capital geschlagen werden! Blieb doch, was bis jetzt schon zurückgelegt war (und das war, Dank ihrer weisen Sparsamkeit, schon ein ganz anständiges Sümmchen), außerdem das so bedeutende Legat Harald's (das der freche Mensch, der Timm, nun wohl fürderhin unangefochten lassen würde), und gesetzt auch, daß der Baron (wie es fast den Anschein hatte, seiner Helene den größeren Theil dieses Vermögens hinterließ, so war doch die Dankbarkeit eines fürstlichen Schwiegersohns, dem sie zu einer so schönen Gemahlin, und einer Tochter, der sie zu einer

so glänzenden Partie verholfen hatte, auch ein Vermögen, das reichliche Zinsen abwerfen mußte.

Seltsam! seit dem Augenblicke, wo sich für Helene diese schimmernde Perspective öffnete, empfand sie gar keinen Groll mehr gegen das rebellische Kind. Selbst der Stolz, über den sie oft so bittere Klage geführt hatte, gereichte dem schönen Mädchen jetzt in ihren Augen zum Verdienst. War doch eben dieser Stolz augenscheinlich (neben der Schönheit, der er aber auch wieder als Folie diente) gerade die Eigenschaft, welche den Fürsten offenbar bestimmte, ihre Tochter anderen jungen Damen, den sehr schönen, aber blonden und etwas sentimentalen Fräulein von Radelitz zum Beispiel, selbst der hübschen, koketten Emilie von Cloten, der anmuthigen, intriguanten Hortense von Barnewitz, den Vorzug zu geben. — Die Baronin empfand seit vorgestern Mittag eine förmliche Liebe zu ihrer Tochter, zu der schönen, glänzenden Tochter, welche (durch ihre kluge Vermittelung) die schöne, glänzende Aussicht hatte, Fürstin von Waldernberg-Malitzewsky, Gräfin von Letbus, zu werden!

Der erste Schritt zu diesem hohen Ziel war natürlich eine vollständige Aussöhnung zwischen ihr und Helene. Sie hatte seit der Katastrophe auf Grenwitz

Respect vor einer Gegnerin bekommen, die trotz ihrer Jugend mit solcher Festigkeit aufzutreten vermochte. Fortan wollte sie sehen, ob sie mit Güte und Liebe nicht doch weiter käme; und wie konnte sie diese Liebe und Güte schöner bethätigen, als indem sie das ungehorsame und doch geliebte Kind aus der Verbannung zurückrief, zurück (wenn nur der Felix erst auf anständige Weise entfernt wäre!) in das theure Vaterhaus zu den lieben Eltern, zu dem Vater, der sehnsüchtig der Tochter harrte! Sie hatte das große Werk der Versöhnung sofort in Angriff genommen; heute noch hoffte sie die Präliminarien zu beendigen. . . .

Es war spät am Abend desselben Tages. In der Pensionsanstalt des Fräulein Bär waren die Fenster schon seit zwei Stunden dunkel, bis auf eins, das nach dem Garten hinter dem Hause sah. Wer von dem Garten aus oder von dem öffentlichen Park, der an den Garten stieß, dies Fenster beobachtet hätte — und es lehnte in der That an den Stamm einer Buche die Gestalt eines jungen Mannes, dessen Augen durch die dichte Finsterniß unverwandt auf das matterleuchtete Fenster gerichtet waren — konnte bemerken, daß das Licht aus einer Lampe kam, welche ganz in der Nähe auf einem Bureau stand, und daß die Bewohnerin des Zimmers an diesem Bureau saß,

— schreibend oder lesend — man konnte es nicht unterscheiden.

Die Bewohnerin des Zimmers war Helene von Grenwitz. Sie schrieb — eifrig, mit hochgerötheten Wangen, wie junge Damen, die keinen Vertrauten haben, als eine Freundin, die hunderte von Meilen entfernt wohnt, zu schreiben pflegen. . . . . .

. . . . . .

Du Kluge, Stille mit Deinen klugen, stillen blauen Augen! Ach, wer wie Du, so stets sich selber gleich, durch das Leben gehen könnte! Wer doch, wie Du, in sich selbst den Frieden hätte, in dem sich, wie in einem tiefen stillen See, Alles in klaren Farben und scharfen Umrissen spiegelt! Was Dir heute gut erscheint, erscheint Dir auch morgen so; was Du heute für recht hältst, erklärst Du morgen nicht für unrecht. Das Maß, mit dem Du die Menschen mißt, ist das unwandelbar gleiche, strenge; wer es nicht erreicht, existirt für Dich nicht; wer es erreicht, den erkennst Du für Deines Gleichen und behandelst ihn darnach heute wie morgen und alle Tage mit der milden Freundlichkeit, um die ich Dich so oft beneidet habe. — Wie ist das Alles bei mir so anders, so ganz anders! Mein Herz ist ein wildbewegtes Meer und die Bilder des Lebens verzittern darin, schwankend und wechselnd

und mich ängstigend wie ebensoviele Gespenster. Zwar auf der Oberfläche! — nun ja! da ist's scheinbar ruhig genug — wenigstens sagen es die Leute und ich fühle es selbst; aber in der Tiefe? da kocht es und wühlt es — da keimen Wünsche, die ich mir selbst kaum zu gestehen wage; da sprießen Gedanken, vor denen ich selbst erschrecke; da blüht die Sehnsucht nach einem unsäglich hohen, unsäglich köstlichen Glück, die Sehnsucht, die ich Dir oft — und ach! niemals so, wie ich sie wirklich fühle — geklagt habe und die Du lächelnd in das Reich der Träume verwiesest. Solltest Du Recht haben? Sollte die Leidenschaft, die mich durchglüht, nie gefühlt werden? Sollte die Stimme, die oft in stiller Nacht — wie jetzt — aus meiner Seele ruft, klagend, sehnsuchtsvoll, verzweifelnd ruft — nie ein Echo finden? . . . Mir glüht die Stirn — meine Augen brennen — mein Herz pocht in ungeduldigen Schlägen. Was willst Du, ungestümes, wildes Herz? Liebe? ja! Macht und Ehre und Glanz und Herrlichkeit? ja! . . . Wie aber, wenn Du Beides nicht auf einmal haben kannst; wenn Du das Eine oder das Andere opfern müßtest? wie dann? was willst du opfern? die Liebe — nein! die Herrlichkeit? nein, o nein! . . . Nun denn! so poche rastlos unbefriedigt weiter und quäle mich ohn' Erbarmen, bis

diese Hand und dieses Haupt es müde werden, deine fiebernden Schläge zu zählen.

Ich sehe Deine weichen blauen Augen erwartungsvoll ängstlich auf mich gerichtet; ich sehe auf Deinen Lippen die Frage zittern: was hast du, dearest? O, Liebste, Theuerste, Du sollst es mir sagen. Seit einiger Zeit verstehe ich mich selbst nicht mehr.

Ich schrieb Dir, daß ich Herrn St. zufällig vom Fenster aus wiedergesehen habe, und daß ich sehr wünschte, ihn einmal allein zu sprechen. Dieser Wunsch sollte noch an demselben Tage in Erfüllung gehen. Ich traf ihn bei Fräulein R. und er begleitete mich, da die Dienerin nicht kam, nach Hause. Wir hatten unterwegs ein Gespräch, das mich sehr alterirte, da es von Bruno handelte, und ich hatte endlich Gelegenheit Herrn St. den Dank abzustatten, den ich ihm von meiner Verlobungsaffaire her schuldete. Ich war tief bewegt, als er vor der Thür von mir Abschied nahm. Der Zauber, den dieser Mann stets auf mich ausgeübt hat und den ich nur von mir abzuschütteln vermag, wenn ich von ihm nichts sehe und höre, war in seiner Nähe wieder mächtig geworden. Ich fühlte das und gerade deshalb — Du kennst mich — vermied ich es nicht, ihn wiederzusehen, obgleich ich es leicht gekonnt hätte.

Zwei Abende darauf traf ich ihn abermals, ebenfalls bei Fräulein R. Diesmal war, als wir nach Hause gingen, die Dienerin zugegen, aber da wir französisch sprachen, — das Herr St. entzückend schön spricht; er sagte mir, er sei durch Abstammung ein halber Franzose — war unsere Unterhaltung doch ungenirt. Was die zwei Tage gut gemacht hatten, verdarben diese zwei Stunden Zusammensein wieder und ich erkannte zu meiner größten Beschämung — und mit Röthe der Scham auf den Wangen schreibe ich es nieder, — daß das Gefühl, welches mich in seiner Nähe überkommt, stärker ist, als mein Stolz. Nicht, als ob er mir durch Geisteshoheit, durch Manneskraft eben imponirte! durchaus nicht. Er gleicht streng genommen gar nicht dem Ideal, das ich von dem Helden, den ich lieben könnte, im Herzen trage; aber es ist in dem Ton seiner Stimme, in dem Blick seiner großen blauen Augen, in seinem ganzen Wesen ein Etwas, was mich unsäglich rührt. Und dann — ich wollte Dir ja Alles sagen — ich weiß, daß er mich liebt, und wie es wohl unter diesen Verhältnissen nichts anders sein kann, hoffnungslos liebt, und das macht mir ihn werth, wie den Dolch mit der blanken Damascenerklinge und dem goldenen Griffe, den ich als Mädchen von zwölf Jahren einmal in der Rüstkammer

in Grenwitz fand, wie einen herrlichen Schatz mit mir auf mein Zimmer nahm und von dem ich mich seitdem nicht wieder getrennt habe. Ich weiß es — Oswald und der Dolch — sie Beide gehören mir, nur mir. Es ist so unendlich süß, etwas sein eigen zu nennen, von dem Niemand was weiß, was ahnt und das doch zu uns stehen wird, uns helfen wird in der letzten Gefahr, wenn alle Andern uns verlassen haben. Wenn ich Oswald's Blicke auf mich gerichtet sehe, so ist mir zu Sinnen, wie wenn ich den Dolch halb aus seiner sammetnen Scheide zücke und in der Sonne funkeln lasse.

Aber es liegt Gefahr in diesem Funkeln. Wie oft hab' ich die Waffe dann ganz herausgezogen, die haarscharfe Spitze mir aufs Herz gesetzt und zu mir gesagt: ein Druck — und du athmest nicht mehr. Und es liegt Gefahr in der Nähe dieses Mannes — ein Wort von ihm — und er hat aufgehört, für mich zu leben, und wenn ich schwach genug wäre, es zu erwidern — — ich darf nicht daran denken; nicht daran denken, wie nah ich schon an dem Abgrund gestanden habe!

Ich hatte mir vorgenommen, nicht wieder zu Fräulein R. zu gehen und diesen Entschluß auch durchgeführt. Vorgestern gegen Abend, als ich allein im

Garten war — die Andern waren, Fräulein Bär an der Spitze, auf ihrem gewöhnlichen Spaziergange — hörte ich das Brausen des nahen Meeres so deutlich, daß mich eine unwiderstehliche Sehnsucht befiel, mein Lieblingsele= ment einmal wieder von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Unser Garten stößt an eine Parkanlage, die sich bis unmittelbar ans Ufer erstreckt. Sie gehört der Stadt und ist, wie ich höre, im Sommer eine gesuchte Pro= menade. Im Herbst aber, noch dazu in dieser kühlen, feuchten Abendstunde, hatte ich in den breiten Alleen un= ter den hohen Bäumen nie Jemand bemerkt. So öffnete ich denn die nicht einmal verschlossene Pforte und trat hinaus. Es war dunkler im Park, als es im Garten gewesen war; lauter rauschte der Abendwind durch die kahlen Aeste der mächtigen Buchen; deutlicher hörte ich das Brausen der See. Unter meinen Füßen raschelte das Laub; über mir krächzten ein paar Krähen, die auf den schwankenden Zweigen keine Ruhe finden moch= ten. Ich hüllte mich fester in meinen Shawl und schritt weiter. Das mit jedem Augenblick tiefer her= einsinkende Dunkel und der kühle feuchte Athem des Waldes und des Meeres übten den alten Zauber auf mich aus, den ich so oft als kleines Mädchen em= pfunden hatte. Ich empfand keine Spur von Furcht; die Seligkeit, einmal mit mir und meinen Gedanken

allein zu sein, allein in einer Umgebung, die so ganz zu meinen Gedanken stimmte, ließ ein solches Gefühl gar nicht aufkommen. Ich eilte weiter und immer weiter, wie in einem Traum, bis ich an das Ende der großen Allee kam. Dort öffnet sich ein kleiner von hohen Bäumen fast überwölbter Platz, dessen eine Seite vom Meere selbst begrenzt wird, das bis unmittelbar an das mäßig hohe, aber steile Ufer brandet. Ein eisernes Geländer faßt den Rand ein. Bänke stehen hier und da für die Spaziergänger, welche sich, von der Wanderung ermüdet, an der Kühle des Platzes und der Aussicht auf das Meer erquicken wollen. Ich lehnte mich auf das Geländer und blickte hinein in das dunkelnde und im Dunkel leuchtende Meer und sah Welle auf Welle rastlos heranrollen und auf den glatten Kieseln des schmalen Strandes sich brechen. Ihr Donnern, das jedes andere Geräusch übertäubte, war Wiegengesang für mein wildes Herz und lullte mich in wunderliche Träume von einem Glück, das tief und grenzenlos war, wie das tiefe, grenzenlose Meer, an dessen in Dunkel verzitterndem Horizont mein Blick hing; und — hätte das Glück sonst einen Reiz für mich! — ebenso voll schauerlicher Geheimnisse und unberechenbarer Gefahren...

Da schlug in unmittelbarster Nähe eine Menschen-

stimme an mein Ohr. Ich fuhr aus meiner gebückten Stellung in die Höhe und vor mir stand Herr St.

„Ich bitte um Verzeihung," sagte er, „wenn ich Sie in Ihren Phantasien störe; aber der Zufall, Sie zu dieser Stunde, an diesem Platze zu treffen, ist zu seltsam, als daß ich darin nicht etwas mehr als einen bloßen Zufall erblicken sollte."

Ich war über diese plötzliche Begegnung so erschrocken, und das Unpassende meines Schritts wurde mir mit einem Male so klar, daß ich kalt und scharf erwiderte:

„Wie meinen Sie das, mein Herr? Ich will hoffen, daß es in der That ein Zufall ist, was mir in diesem Augenblick das Vergnügen ihrer Gegenwart verschafft?"

Er trat einen Schritt zurück.

„Verzeihen Sie, mein gnädiges Fräulein," sagte er; „ich wußte nicht, daß meine Gegenwart Ihnen so lästig war."

Er verbeugte sich, und ging.

Der Ton, in dem er gesprochen hatte, schnitt mir in's Herz. Als er ein paar Schritte fort war, konnte ich's nicht länger ertragen. Ich nannte seinen Namen. Im nächsten Augenblick war er wieder an meiner Seite.

„Herr St.", sagte ich, „verzeihen Sie mir. Ich war erschrocken; ich wußte nicht was ich sagte."

„Nein, nein“, sagte er, „Sie hatten ganz recht. Es ist kein Zufall, der uns hier zusammenführt; von meiner Seite wenigstens nicht. Ich sah Sie in den Park treten; ich bin Ihnen gefolgt; ich habe Sie keinen Augenblick aus den Augen verloren.“

„Und kommen Sie häufiger hierher?“ fragte ich, indem wir anfingen, die lange Allee wieder hinaufzugehen.

„Ja“, erwiderte er; „für einen Unglücklichen sind das Dunkel und die Einsamkeit die passendsten Gefährten.“

Ich hatte nicht den Muth zu fragen, weshalb er unglücklich sei; wir gingen schweigend nebeneinander weiter. Ich beschleunigte den Schritt, denn der alte Zauber kam wieder über mich und ich wollte ihm entfliehen. Nach wenigen Minuten näherten wir uns der eisernen Gitterthür, die aus dem Park in den Garten führt. Zwischen den dichten Büschen, unter den hohen Bäumen war es sehr dunkel. Mein Herz schlug zum Zerspringen. Ich war fest entschlossen, kostete es mich auch das Leben, seine Liebe, sollte er jetzt von Liebe sprechen, zurückzuweisen und dennoch — dennoch wünschte, daß er spräche, zürnte ich ihm, daß er nicht sprach. Es waren vielleicht nur wenige Sekunden, aber sie dünkten mich eine Ewigkeit —

eine Ewigkeit von Furcht und Hoffnung. Da standen wir an der Thür. Oswald öffnete sie. Ich dankte ihm und wünschte ihm gute Nacht. Er antwortete nur mit einer schweigenden Verbeugung. Als die Thür hinter mir in das Schloß fiel, zuckte ich zusammen, wie ein Gefangener, der das Kerkerthor, das ihn für immer vom Leben trennt, hinter sich zuschlagen hört. Ich wollte im ersten Augenblick die Hand durch das Gitter strecken und ihm sagen — ich weiß nicht was — aber ich bezwang mich und ging, ohne mich umzusehen, raschen Schritts nach dem Hause. Und als ich auf meinem Zimmer angekommen war, habe ich mich auf das Sopha geworfen und bitterlich, bitterlich geweint, wie ich nie in meinem Leben geweint hatte, nie geglaubt hatte, daß Helene von Grenwitz weinen könne.

Dann aber raffte ich mich empor und schwor mir zu, diese Schwäche, die mich so tief demüthigte, koste es was es wolle, zu überwinden. Ist doch mein Stolz mein einzig Gut, die blanke Waffe, mit der in der Hand ich mich jedem Gegner gewachsen fühle; selbst meiner Mutter! . . . Ich dachte mit Schaudern an den Moment, wo ich mich in dem Bewußtsein, mich vor mir selbst erniedrigt zu haben, auch vor ihr erniedrigen müßte; wo ich ihr nicht mehr muthig in

die großen kalten strengen Augen schauen könnte! Ich wußte, wußte es mit unumstößlicher Gewißheit, daß dieser Moment mein letzter sein würde.

Und so begab ich mich hernach zu Bett; aber es wollte kein Schlaf in meine Augen kommen. Ich lag da, die Hände über der Brust gekreuzt und wiederholte mir unabläßig, was ich mir zugeschworen und wenn das Herz vor einem unsäglich jammerreichen Gefühl, das mir die Thränen in die Augen trieb, so schwer, ach so schwer wurde — so setzte ich die Spitze des Dolches auf das ungehorsame, rebellische Herz und dann wurde es wieder ruhiger, demüthiger; es mochte fühlen, daß es in dem Kampfe zwischen Stolz und Liebe doch keine Aussicht auf den Sieg habe. Zuletzt schlief ich ein und träumte, ich sei mit meiner Mutter versöhnt. Sie bedeckte mich mit Küssen und Juwelen; aber die Küsse waren eisig und die Juwelen erkälteten mich bis in's innerste Mark. Doch ließ ich es geschehen und sie nahm mich bei der Hand und führte mich durch dunkle Gänge in das hellerleuchtete Schiff einer Kirche, die voller Menschen war. Die Augen aller dieser Menschen waren starr auf mich gerichtet. Dann war es plötzlich nicht mehr meine Mutter, die mich an der Hand hielt, sondern ein großer fremder Mann in einer Uniform, die von Gold

und Diamanten blitzte. Das Gesicht konnte ich nicht sehen, er hielt es beständig nach der andern Seite gewandt. So traten wir an den Altar, auf dessen Stufen der Priester stand. Die Orgel brauste und Gesang flutete durch die hohen Hallen. Ueber dem Priester hing ein großes hölzernes Crucifix, so wie in der Kapelle von Grenwitz eins hängt, das ich oft als Kind voll Grausen betrachtet habe. Auch jetzt kam dieses Grausen wieder über mich, denn das Bild schüttelte, während der Priester sprach, immer mit dem Kopfe und als ich genauer hinsah, trug es die Züge von Oswald, aber verzerrt und todtenbleich und in der Seite des Bildes stack mein Dolch bis an den goldenen Griff und schwarze Blutstropfen fielen lang und langsam herunter. Da öffnete es den Mund und schrie laut auf, laut und gellend und vor dem Schrei zerstob die Menge, die Gewölbe krachten zusammen und der Mann an meiner Seite wurde zum Gerippe. Vergebens, daß ich mich seinem Griff zu entziehen suchte. Es umschlang mich mit seinen Knochenarmen und fuhr mit mir hinab in finstere Tiefen — schneller, immer schneller, bis ich vor allem Entsetzen erwachte. Der trübe Herbstmorgen blickte in mein Zimmer, aber noch immer glaubte ich, die Posaunen zu hören und es dauerte geraume Zeit, bis ich mich

überzeugen konnte, daß es die Hörnertöne eines Trauermarsches waren von einem militairischen Leichenzug, der an dem Hause vorüber nach dem nahen Friedhof ging.

Ich versuchte zu lächeln über den wunderlichen Traum und es gelang mir, — weil ich es wollte, weil ich den leeren Schreckbildern einer aufgeregten Phantasie keinen Einfluß auf meine Entschlüsse zugestehen wollte. Ueberdies konnte ich mir bei ruhigerer Ueberlegung wohl erklären, wie ich zu diesem Traum gekommen war. Am Abend vorher hatte ich Oswald im Schmerz von mir Abschied nehmen sehen; an diesem Tage sollte ich meiner Mutter nach langer langer Zeit zum ersten Male gegenübertreten. Mein Vater hatte diese Zusammenkunft vermittelt; er wünschte, mich auf einer Gesellschaft zu haben, die man zu geben beabsichtigte — ich mochte dem guten Vater diese Bitte nicht abschlagen.

Ich ging am Morgen zur Visitenzeit hin. Das Wiedersehen war weniger peinlich, als ich erwartet hatte. Es war glücklicherweise viel Besuch da — Cloten's, Barnewitzen's 2c., auch ein Offizier — ein Fürst Waldernberg — ein außerordentlich stattlicher, stolzer, wenn auch nicht schöner Mann. Er lies sich mir natürlich vorstellen und bat mich für den Abend um den ersten Walzer. Bald darauf brach der Be-

such auf, ich mit. Emilie von Cloten — ich habe Dir schon von ihr geschrieben — gratulirte mir, während sie mich in ihrer Equipage nach der Pension zurückfuhr, zu meiner „Eroberung.“ Ich erwiderte ihr, daß ich für Eroberungen, die so leicht zu machen wären, danke. „Chacune à son goût,“ antwortete Emilie lachend. „Ich für mein Theil finde, daß, was man nicht im Fluge erobert, nicht des Eroberns werth ist. Bei mir heißt es immer: l'amour ou la vie. Freilich ich bin eine Schwalbe und lebe von Mücken. Königsadler, wie Du, müssen eine stolzere Beute haben; eine Beute, die sich auch nöthigenfalls zur Wehr setzen kann. Mir ist diese fürstliche Beute offen gestanden zu stolz. Aber für Dich — c'est autre chose. Gleich und gleich gesellt sich gern.“

Die leichtfertigen Worte der Schwätzerin hatten meine Neugier rege gemacht; ich nahm mir vor, während der Gesellschaft den Fürsten etwas genauer zu beobachten. In der Stimmung, in der ich war, kam es mir gelegen, meinen Stolz an dem Stolz eines Anderen zu messen. Hatte ich mir doch zugeschworen, nie wieder einem weicheren Gefühl Eingang in mein Herz zu verstatten; und da war es mir eine Art von Beruhigung, daß es noch andere Menschen gäbe, die ebenso dächten, wie ich.

Meine Mutter empfing mich am Abend des folgenden Tages mit einer Güte — die ich zum mindesten nicht um sie verdient hatte. Es war offenbar ihre Absicht, mir zu zeigen, daß sie es auf eine wirkliche Versöhnung abgesehen habe. Sie küßte mich auf die Stirn, nahm mich bei der Hand und führte mich zu den Damen, die mich ebenfalls mit Zuvorkommenheiten überhäuften. Es schien, als ob das ganze Fest nur meinethalben gefeiert würde; als ob sich Alles nur um mich drehte. Wo ich saß und stand, hatte ich einen Kreis von Herren und Damen um mich, wie eine Königin.

Es war das erste Mal, seit ich von Grenwitz fort bin, daß ich mich wiederum unter Meinesgleichen in stattlich schönen Zimmern bewegen konnte. Ich fühlte, deutlicher als ich es je gefühlt, daß dies die Umgebung sei, in der ich einzig frei auftreten, daß dies die Luft, in der ich einzig frei athmen könne, daß ich, mit einem Worte, zum Herrschen und nicht zum Dienen geboren sei. Es erschien mir auf einmal als eine keineswegs schwere Aufgabe, den Schwur zu halten, den ich in der Nacht mit glühenden Thränen in meine Seele gebrannt hatte; ich lächelte über — die Phantasien des Mädchens in der Pension! und lächelnd nahm ich die Huldigungen entgegen, die man mir verschwenderisch zu Füßen legte.

Unter diesen Huldigenden befand sich auch Fürst Waldernberg. Ich brauchte mich nicht näher nach seinen Verhältnissen zu erkundigen. Alle Welt beeilte sich, mir darüber Auskunft zu geben. Er ist ein geborner Russe und unermeßlich reich. Die Güter seiner Mutter, einer Gräfin Letbus, liegen in allen Theilen Rußlands; Fürst von Waldernberg ist er ebenfalls durch seine Mutter, die aus diesem Hause stammt. Seit er zur Succession kam, ist er aus russischen in unsere Dienste getreten. Sein Vater ist ein Graf Malitzewsky. Die Eltern leben noch beide, er ist das einzige Kind. Du siehst, liebe Mary, hier tritt zum ersten Male in meinen Briefen ein wirklicher Grande auf, der euren stolzen Herzögen und Marquis ebenbürtig ist; und ich dachte an Dich, während die schwarzen Augen des Fürsten, mochte er noch so fern von mir stehen, beständig zu mir herüberblitzten, ob ich in Deinen Augen, wärest Du zugegen, wohl ein aufmunterndes Lächeln sehen und darin lesen würde: Er ist Deiner werth! Ich hoffte es, denn das Aussehen und die Haltung des Fürsten ist so vornehm, wie sein Rang. Ich bemerkte mit einiger Beschämung, wie traurig sich unsere jungen Herren neben ihm ausnahmen und wie sich alle vergeblich bemühten, seiner Art zu gehen und sich zu tragen, nachzuäffen. Er

unterhielt sich mehremals angelegentlich mit mir. Eine seiner Aeußerungen ist mir im Gedächtniß geblieben, weil sie mir aus der Seele gesprochen war. Ich frug ihn, weshalb er, der Tausende und aber Tausende von Leibeigenen habe, in der Armee diene, wie unsre jungen Adligen, die nichts auf der Welt besäßen, als ihren Degen? „Weil," antwortete er, „ich zu stolz bin, da herrschen zu wollen, wo ich es nicht im strengsten Sinne des Wortes kann." — Wie das, Durchlaucht? — „Ich bin nicht Souverain. Meine Ahnen waren es; ich muß jetzt büßen für die Schwäche meiner Ahnen." — „Würden Sie nicht die Oberhoheit aufgegeben haben?" „Nimmermehr!" erwiderte er — und es war dies das einzige Mal, wo ich eine Art von Bewegung in seinem kalten stolzen Gesicht sah — „nimmermehr! tausendmal lieber mein Leben! Aber," fügte er nach einer kleinen Pause hinzu, „ich kenne Jemand, der auch lieber sterben, als sich demüthigen würde." — „Und wer wäre das?" — „Sie selbst mein, gnädiges Fräulein." . . . . . .

Die Gesellschaft endete tief in der Nacht. Papa ließ mich in unserer Equipage nach Hause fahren. Mutter versprach, am nächsten Tage — das war heute — meinen Besuch zu erwiedern. Wirklich war

sie am Vormittag bei mir. Sie war wiederum sehr gütig, sagte mir viel Schmeichelhaftes über mein Benehmen gestern Abend und daß sie (ebenso wie der Vater) dringend wünsche, mich wieder bei sich zu Hause zu haben. Indessen solle es ganz bei mir stehen, ob ich überhaupt, und wann ich zurückkommen wollte. „Du hast nicht ganz Deinen freien Willen gehabt, als Du gingst," sagte sie; „so will ich wenigstens die Beruhigung haben, daß Dein Kommen ganz freiwillig ist."

„Und Vetter Felix?" „Er reist in einigen Tagen nach Italien. Es versteht sich von selbst, daß ich Dir nicht zumuthe, mit ihm zusammen in unserem Hause zu sein."

In der That, wenn meine Mutter es nicht redlich mit mir meint, so hat sie zum mindesten den rechten Weg zu meinem Herzen getroffen. Ich bin halb und halb entschlossen, zu thun, wie sie und der Vater wünschen. . . . . .

Das junge Mädchen hatte, wie es zu geschehen pflegt, während sie schrieb alle die Wandlungen ihres Herzens in den letzten Tagen, die sie zu schildern versuchte, noch einmal durchgemacht. Das quälende Gefühl des Widerspruchs zwischen Liebe und Ehrgeiz, das Bedürfniß, über sich selbst klar zu werden, hatte

ihr die Feder in die Hand gedrückt und sie hatte sich schließlich in eine Ruhe hineingeschrieben, von der sie zu Anfang des Briefes möglichst entfernt gewesen war. Der Stolz hatte wieder einmal gesiegt über die Liebe, aber vielleicht war dieser Sieg, wie schon so oft, nur das Sinken einer Wagschaale, die im nächsten Momente schon wieder in die Höhe steigt.

Wie fraglich dieser Triumph sei, sollte sie sogleich erfahren.

Sie hatte sich, die Arme über dem Busen gekreuzt, in den Stuhl zurückgelehnt und starrte, in Träumen verloren, vor sich hin. Mechanisch horchte sie auf die Modulationen des Nachtwindes in den Pappeln vor dem Fenster, in die sich von Zeit zu Zeit der dumpfe Donner des an dem Ufer aufrauschenden Meeres mischte. Diese Musik rief mit den Erinnerungen frühester Kindheit ganz andre Empfindungen wach, als die, in welche sie sich zuletzt hineingeschrieben. Da plötzlich fuhr sie zusammen und lauschte athmenlos nach dem Fenster. Durch die klagenden Laute des Windes ertönte der Gesang einer weichen, tiefen Stimme. Zuerst glaubte sie, die Phantasie habe ihr einen Streich gespielt; aber als sie deutlicher zuhörte, vernahm sie auch die Worte. Die Stimme sang:

Dein Angesicht, so lieb und schön,
Ich hab es jüngst im Traum gesehn.
Es war so mild, so engelgleich,
Und doch so bleich, so schmerzensbleich.
Und nur die Lippen, die sind roth,
Bald aber küßt sie bleich der Tod. . . .

Dann rauschte der Wind wieder lauter auf, und die Stimme verwehte; dann klang es wieder deutlich herauf:

Und nur die Lippen, die sind roth,
Bald aber küßt sie bleich der Tod. . .

Helene bebte an allen Gliedern. Sie wußte, daß der Sänger nicht bis in das hochgelegene Zimmer sehen konnte; aber ihr war, als ob seine Augen — die blauen träumerischen Augen — auf ihr ruhten. Sie wagte nicht, sich zu rühren, sie wagte kaum zu athmen. Noch einmal, aber schon ferner, kaum noch vernehmlich, sang es:

Und nur die Lippen, die sind roth,
Bald aber küßt sie bleich der Tod. . .

Helene dachte des Bildes im Traum, des blassen Gekreuzigten, der so wehmuthvoll sein Haupt schüttelte, als der Priester über ihr den Segen sprach; und sie dachte an den Dolch, der bis zum goldenen Griff ihm in die Seite gestoßen war, und an die Blutstropfen, die lang und langsam herunterfielen, und sie drückte schaudernd ihr Antlitz in beide Hände.

Drittes Kapitel.

Albert Timm hatte die Natur eines rothen Indianers. Das Leben in der Ansiedlung mit seinen regelmäßigen Gewohnheiten, mit seiner genauen Eintheilung der Arbeit und des Vergnügens, war ihm ein Gräuel. Er begriff nicht, wie Menschen sich zu dieser langweiligen Sklaverei verurtheilen, wie sie eine Existenz, wo Jeder von Jedem abhängig ist, vorziehen könnten der Freiheit in den Wäldern, wo man das leichte Wigwam heute hier aufschlägt und morgen dort und zu jeder Stunde sein eigner Herr ist. Es erforderte für ihn einen nicht geringen Aufwand von Phantasie und Witz, inmitten der civilisirten Verhältnisse, in welchen zu leben ein blindes Fatum ihn verdammt hatte, seiner rothen Indianernatur einigermaßen zu ihrem Recht zu verhelfen, und wenn er es auch so einzurichten suchte, daß er wo möglich jede Nacht wo anders schlief, wenn er auch in Theorie und Praxis das Sopha eines Bekannten seinem eignen Bett bei

weitem vorzog — es war doch Alles nur Stückwerk, nur ein blasser Schimmer der sonnigen Freiheit, die ihm nun einmal als das Ideal creatürlichen Daseins erschien. Und auch darin glich Albert Timm einer richtigen Rothhaut, daß, wenn es galt, eine Beute zu erjagen, die sich der Mühe verlohnte, er stundenlang, tagelang mit einer unermüdlichen Ausdauer der Spur über Stock und Stein, durch Sumpf und Dornen folgen konnte, daß er aber, sobald das Wild niedergehetzt war, sich gern einem möglichst ungestörten dolce far niente hingab.

So war es auch in dieser letzten Zeit gewesen. Von dem Augenblicke an, wo ihm in dem Grenwitzer Archiv der Zufall das bewußte, mit einem rothseidenen Bändchen zusammengebundene Packet vergilbter Briefe in die Hände spielte, hatte er nicht geruht, bis er, soweit es eben möglich war, alle Fäden des Geheimnisses, an das er so unversehens gerührt, aufgefunden und zu einem tüchtigen Gewebe geschürzt hatte. Die Arbeit war keine leichte gewesen. Albert Timm hatte dabei seine ganze Schlauheit, seine ganze Spürkraft aufbieten müssen und schließlich, als in der Zusammenkunft mit der Baronin und Felix der entscheidende Moment kam, seine ganze Kaltblütigkeit und Kühnheit. Aber das Wagstück war geglückt. Das

gefangene Hochwild zappelte in dem Netze und der treffliche Jäger hatte — welcher Waidmann könnte es ihm verdenken! — seine helle Freude daran. Nun ade Mühe und Noth! willkommen herzliebe Bärenhaut, auf der es sich nach gethaner Arbeit so süß ruht! Zweihundert Thaler monatlich ein volles rundes Jahr hindurch und dann „nach so vielen Leiden" ein paar tausend Thaler extra — Albert Timm wäre keine genügsame Rothhaut gewesen, wenn er es unter solchen Umständen nicht mit unbedingtem Vertrauen dem großen Geiste überlassen haben sollte, fürderhin für sein rothes Kind gnädiglich zu sorgen!

Indessen Albert Timm war trotz aller seiner Genügsamkeit ein zu guter Waidmann, um die alte Regel, daß man alle Zeit „zwei Stränge für den Bogen" haben muß, nicht zu kennen. Albert Timm hatte einen zweiten Strang für seinen Bogen und die Geschichte, wie er sich diesen Strang nach allen Regeln der Kunst aus harmlosen Schafsaiten zusammengedreht hatte, war so possierlich, daß sich der Künstler, so oft er daran dachte, eines humoristischen Lächelns nicht erwehren konnte. Oder war es vielleicht nicht possirlich, daß eben der Mann, dem die Beute eigentlich zukam, nicht nur keine Ahnung davon hatte, sondern noch überdies in seiner gutmüthi-

gen Dummheit der Busenfreund des gewandten Wilddiebs geworden war? nicht possierlich, daß Albert Timm, als er eben (mit den ersten sauer erworbenen zweihundert Thalern in der Tasche) in den Rathskeller von Grünwald auf seiu eigenes Wohl und den glücklichen Ausgang der Jagd trank, dem lupus in fabula, Herrn Oswald Stein begegnen mußte und ihn mit eben demselben Gelde, um welches er ihn verrieth, in Austern und Champagner tractiren konnte? Wer das nicht außerordentlich lustig (oder witzig, wie Albert Timm sagte) fand, hatte ohne Zweifel keinen Sinn für die komischen Constellationen, welche der Zufall im Kaleidoskop des Lebens von Zeit zu Zeit zusammen schüttelt.

Einmal dieser Komik zu Liebe und dann auch wegen des „zweiten Stranges" war Albert Timm seinem alten Bekannten von Grenwitz her mit offenen Armen entgegengekommen und hatte sogar die Schelmerei so weit getrieben, Brüderschaft mit dem armen Gefoppten zu trinken. Er calculirte nämlich so: „Auf alle Fälle ist es gar keine schlechte Speculation, der Intimus dieses enterbten Ritters zu sein. Halten Grenwitzen's ihr Wort und zahlen pünktlich — nun gut: so ist es ein schöner Zug von Gutmüthigkeit deinerseits, wenn Du dem Ritter etwas von dem Ueber-

fluß, den er selbst unwissentlich dir verschafft hat, abgiebst; will Anna Marie (Felix glaubte er sicher zu sein) den Contract brechen oder tritt ein anderer unvorhergesehener Zufall ein, der dich deines Versprechens entbindet — noch besser: so hast du durch deine uneigennützige Freundschaft mit dem Ritter (für dessen Recht du dann kühn in die Schranken trittst) die vollgültigsten Ansprüche auf seine klingendste Dankbarkeit.

So oder ungefähr so hatte die erste flüchtige Skizze des Plans ausgesehen, den Albert an jenem Abend im Rathskeller entwarf. Seitdem hatte er seine müßigen Augenblicke (und er hatte deren jetzt reichlich) dazu angewandt, die Skizze sorgfältig auszuarbeiten, und der neue Entwurf hatte ihm so gefallen, daß er schon überlegte, ob es nicht, Alles in Allem, gerathener sei, die legitime, jetzt regierende Familie zu stürzen und Oswald als Prätendenten auszurufen. Indessen mit der Thür ins Haus fallen ist nicht Indianerart und das trübe Wasser fortgießen, bevor man reines hat, Sache eines Thoren. Albert fand bei reiflicher Ueberlegung, daß Oswald für die Rolle, die er ihm zugedacht hatte, noch gar nicht reif sei. Oswald war ein Schwärmer; Schwärmer haben alle möglichen tollen Ideen im Kopf, zum Exempel:

„Eigenthum sei Diebstahl," oder: „Die wahren Bettler seien die wahren Könige;" und so weiter. Konnte ihm eine dieser tollen Ideen nicht just in dem Augenblicke kommen, wo es galt, mit kecker Hand zuzugreifen? Freilich, Oswald hatte sich, seitdem er ihn zuletzt gesehen, sehr wesentlich verändert. Er schien die träumerische Sentimentalität abgethan zu haben und von einer wühlenden Unruhe, die sich bald in ausgelassener, ja wilder Lustigkeit, bald in höhnisch bittrer Satyre Luft machte, erfüllt zu sein. Indessen — wer kann in problematischen Naturen je klar sehen? — war doch vielleicht ein Bodensatz von der alten Ideologie geblieben und der mußte erst gründlich ausgetrieben werden. Dem aus seiner Zelle entsprungenen Faust mußte man die Umkehr unmöglich machen; man mußte ihm den Geschmack am leichten Leben ein für alle Mal beibringen, und wie hätte er in dieser edlen Kunst einen bessern Lehrmeister finden können, als den Großmeister aller lustigen Gesellen, den unverwüstlichen Albert Timm, dessen Anblick schon eine lachende Persiflage auf alle Kopfhängerei war? Und dann war noch ein Irrlicht, mit welchem man den im Irrgarten seiner Leidenschaften taumelnden Ritter tiefer, unrettbar tief in den Sumpf locken konnte. Dieses Irrlicht war die Liebe, die Liebe zu einer ge-

wissen vornehmen, reichen Dame, um derethalben allein es sich schon verlohnte, vom rechten Wege abzubiegen, eine Liebe, die der Ritter dem Busenfreunde mittlerweile offen gestanden hatte und die der Busenfreund auf eine Weise schürte, die dem gewandtesten Marinelli zur Ehre gereicht haben würde. Hatte man den Ritter endlich so weit gelockt, daß eine Umkehr nicht mehr möglich war, ihn so lange im Kreise herumgedreht, daß er nicht mehr wußte, wo ihm der Kopf stand, dann war der Augenblick gekommen, wo man an ihn herantreten und sagen konnte: Werthgeschätzter, was gebt Ihr Eurem Pylades, wenn er Euch alle die Herrlichkeiten, die bis jetzt für Euch nichts weiter waren, als die Bilder eines wollüstigen Traumes, in allergreifbarster Wirklichkeit verschafft? . . .

Leider bedurfte es bei Oswald kaum noch so vieler Mühe. Wer in sich selbst nicht zur Ruhe und über sein Verhältniß zur Welt zur Klarheit kommen kann, braucht sich, um zu Grunde zu gehen, nicht erst officiell dem Teufel zu übergeben; und hat, um Höllenqualen zu erdulden, nicht nöthig, auf ein Jenseits zu warten. Denn hier auf dieser sonnebeschienenen, sternegeküßten, sturmumrauschten, regengenäßten Erde, innerhalb der Marmormauern des stolzen Palastes oder der Lehmwände der armseligen Hütte, in dem freudegeschwellten,

jammergedrückten Herzen, das unter dem Purpur=mantel des Königs und unter der zerrissenen Blouse des Bettlers klopft — hier und nirgend anders ist unser Himmel und unsre Hölle. Oswald war in dieser Zeit haltloser und unglücklicher, als er es je ge=wesen. Berger's Lehre von der dreimaligen Verach=tung war ein böser Same, der bei ihm auf einen nur zu fruchtbaren Boden gefallen war. Ist es doch so bequem, die Welt zu verachten, wenn man, sich selbst nicht besonders hoch zu achten, nur zu vielen Grund hat! Und seit Oswald sich von Melitta verrathen glaubte, um mit größerer Leichtigkeit an ihr zum Ver=räther werden zu können, hatte er den besten Theil seiner Selbstachtung unwiderbringlich eingebüßt. Die Wahrheit ist eine Flammenschrift, die durch alle Lüge, mit der wir sie übertünchten, immer wieder und wieder hervorleuchtet. Es hilft dem Menschen nichts, daß er ein Verhältniß künstlich so zurecht lege, wie es gerade in seinen Kram paßt; ganz unmerklich, unter seinen Fingern selbst, nimmt es wieder seine natürlichen Dimensionen, seine eigentliche Form und Gestalt an. So half es auch Oswald nicht, daß er bei dem Bruch seines Verhältnisses zu Melitta alle Schuld auf sie wälzte, daß er sie eine herzlose Kokette nannte, die ihn auf die schmählichste Weise genasführt und betrogen

habe, und jetzt in den Armen ihres Buhlen über das arme (wer weiß, wie vielte?) Opfer lache. Immer wieder raunte ihm eine Stimme, die nicht zum Schweigen zu bringen war, zu: du lügst, du lügst! ein Weib, das so tiefe, liebevolle Augen hat, ist nicht herzlos; ein Weib, das solcher Liebe fähig ist, ist keine Kokette; ein Weib, das so edel fühlt und denkt, verräth den Mann nicht, von dem sie weiß, daß sie sein Glück und seine Seligkeit ausmacht.

Wer sich einmal auf einer offenbaren Feigheit ertappt, hat für alle Zeiten den rechten Muth verloren, und wer einmal in der Liebe zum Verräther geworden ist, für den blüht keine keusche, wahre Liebe mehr. Was er hernach noch für Liebe ausgiebt, ist bloße Leidenschaft, in der er sich betäubt, um das qualvolle Gefühl, daß er ein Lebensglück gemordet hat, loszuwerden. So war es auch mit Oswald. In seiner Liebe zu Helene war nur noch ein schwacher Abglanz jener himmlisch reinen Flamme, die während seiner Liebe zu Melitta sein Herz, wie der Mond die Nacht, erhellt hatte, desto mehr aber von dem düster lodernden Feuer einer gierigen, verzehrenden Leidenschaft, einer Leidenschaft, die keine heilige Scheu vor ihrem Gegenstande kennt, und die sich, trotz ihrer Gewaltsamkeit, sehr gut mit jener Ruhe verträgt, welche kaltblütig die Mittel

zum Ziel herauszusuchen und zu benutzen weiß. Bei Menschen, die ohne den innern Halt fester Grundsätze sind, gehen innere Wandlungen sehr schnell vor sich. Von einem sentimentalen Schwärmer bis zu einem frivolen Don Juan ist der Schritt nicht groß. Oswald war bis dahin über seine Erfolge gewissermaßen immer selbst verwundert gewesen. Jetzt hatte er diese Naivetät verloren. Er war sich der Vorzüge seiner äußeren Erscheinung in einer bedenklichen Weise bewußt geworden. Er suchte jetzt was Goethe im Tasso nächst dem Ruhm für das höchste Ziel männlichen Strebens erklärt, und was er bis dahin, ohne zu suchen, gefunden hatte: die Gunst der Frauen — und suchte diese Gunst leider auch in Sphären, wo sie aufhört, einen unbegrenzten Werth zu haben, weil sie anfängt, mehr oder weniger käuflich zu sein. Es schien, als ob er das Stadium der Selbstverachtung nicht schnell genug zurücklegen könnte, um sobald als möglich bei dem dritten anzukommen, wo wir uns nicht weiter wundern können, wenn andere Leute uns nicht höher achten, als wir uns selbst.

Zu dem Allem kam, — und es war dies wohl mit ein Hauptgrund der tollen Lebensweise, deren er sich jetzt in Gesellschaft seines Pylades befleißigte, — daß er sich in seiner Stellung grenzenlos unbehaglich fühlte.

Seine Thätigkeit am Gymnasium widerte ihn an, nachdem er kaum damit begonnen hatte. Die Tugenden, die der so unendlich schwierige Beruf eines Lehrers erfordert: Fleiß, Ausdauer, Geduld, Entsagung, hatte er in seinem Leben wenig geübt. Schon die dumpfe Luft einer Schulstube und der Lärm einer ausgelassenen Knabenschaar waren eine Qual für seine überreizten Nerven. Und nun die Herren Collegen: dieser von verwaschener Humanität überfließende Director Clemens; dieser stocksteife, hölzerne Professor Snellius; dieser bei so wenig Witz so äußerst behagliche Doctor Kübel; diese gelehrten Löwen Wimmer und Breitfuß. Gulliver, als er auf seinen berühmten Reisen den menschenähnlichen, und eben wegen ihrer Menschenähnlichkeit so gräulichen Yahoo's begegnete, konnte gegen sie keinen größeren Widerwillen empfinden, als Oswald gegen diese Schaar, mit der in tagtägliche genaue Berührung zu kommen, seine Stellung ihn zwang. Und diese Yahoo's waren noch dazu äußerst zuvorkommend und zuthunlich; schienen gar keine Ahnung ihrer Häßlichkeit zu haben; überhäuften den Ankömmling mit allen möglichen Liebenswürdigkeiten; luden ihn unabläßig zu Kegelabenden, Whistpartien, ästhetischen Thee's und dramatischen Lesekränzchen ein! schienen sich an seine reservirte Hal-

tung, an seine zurückweisende Kälte gar nicht zu keh-
ren — im Gegentheil, das Alles nur für die Unbe-
hülflichkeit eines jungen Mannes zu halten, der sich noch
nicht eben viel in guter Gesellschaft bewegt hat, und
nothwendig aufgemuntert werden muß. Auch die Da-
men mußten von dieser Idee ganz erfüllt sein, be-
sonders Frau Director Clemens, die offen erklärte, sie
wolle den scheuen jungen Menschen, der so allein in
der Welt stehe, ein wenig unter ihre mütterlichen
Flügel nehmen, und bereits angefangen hatte, diese
Drohung in Ausführung zu bringen. „Ich mag Sie
gern, lieber Stein", sagte die energische Dame; „Sie
haben sich durch ihren „Hauptmann" einen Platz in
unserm Lesekränzchen und in meinem Herzen erobert.
Ich halte es für meine Pflicht, unsere jüngeren Col-
legen heranzubilden. Die wahre Humanität lernt sich
nur im Umgange mit gebildeten Frauen. Denn wie
sagt der Dichter: „willst du wissen, was sich schickt,
so frage nur bei edlen Frauen an." Sehen Sie un-
sern Collegen Wimmer! Gott, was war das für ein
schüchterner, unbeholfener Mensch, als er vor zwei
Jahren von Halle hierher kam und was für einen
charmanten jungen Mann hab' ich seitdem aus ihm ge-
macht! Na! mit Gottes Hülfe wird's mir mit Sie
nicht schlechter gelingen."

Oswald übersah natürlich die wirkliche Gutherzigkeit, die diesen und ähnlichen Ergüssen zu Grunde lag und hielt sich nur an die lächerliche Form, die er mit seinem Pylades, den er regelmäßig nach den überstandenen Leiden aufsuchte, schonungslos verspottete.

Aber es gab in Grünwald, außer der Directrice der dramatischen Kränzchens, noch eine andere Dame, welche ältere und bessere Rechte auf die Humanisirung des jungen Wildfangs zu haben glaubte und ihrer Rivalin die Rolle, welche dieselbe sich angemaßt hatte, um so weniger gönnte, als sie von ihr noch anderweitig in ihren heiligsten Gefühlen auf das tödtlichste beleidigt war.

Diese Dame war die Dichterin der Kornblumen.

Primula zitterte noch immer, so oft sie an den schrecklichen Abend dachte, wo man sie hatte zwingen wollen, der Mörder eines großen Feldherrn und Helden zu werden, und ihr einziger Trost war, daß sie die ihr zugemuthete schmähliche Rolle kaum angefangen, geschweige denn zu Ende gelesen. Aber, wie dem auch war, ihr Haß und ihre Verachtung gegen die Menschen, welche sie so unwürdig behandelt hatten, blieben sich gleich. Sie erklärte, daß der plötzliche unvermuthete Anblick der Director Clemens für sie (Primula) von den allergefährlichsten Folgen sein könne. Ja, sie trieb in den ersten Tagen nach dem

Ereigniß die Vorsicht so weit, so oft sie ausging, ihren Gatten oder ihr Mädchen zwanzig bis dreißig Schritt vor sich hergehen zu lassen, um rechtzeitig von der etwaigen Annäherung des „Gorgonenhauptes" avertirt zu werden; und obgleich sich allerdings nach kurzer Zeit diese krankhafte Reizbarkeit einigermaßen legte, so versetzte doch noch immer das bloße Aussprechen-hören von dem Namen der Uebelthäterin sie in eine nervöse Stimmung.

Indessen ein so gleichsam passiver Widerstand gegen eine Nebenbuhlerin genügte dem unternehmenden Geiste Primula's nicht. Die Feindin, und nicht blos sie, sondern ihre ganze Sippe und ihr ganzer Anhang, durften nicht blos stillschweigend verachtet, sondern mußten positiv gedemüthigt werden. In's Herz mußte man sie treffen, oder, wie die Dichterin in mänadischer Leidenschaft sich ausdrückte: „Der flammende Brand mußte ihnen auf den eigenen Heerd geschleudert werden." Das konnte aber nur auf eine Weise geschehen, nur dadurch, daß man das dramatische Kränzchen in die Luft sprengte, indem man ein anderes Kränzchen neben jenem errichtete, welches (unter Primula's Vorsitz) die ganze Intelligenz von Grünwald in sich vereinigte und das der Schulleute so verdunkelte, wie der Mond einen Fixstern letzter Größe.

Einem solchen Kränzchen in Grünwald vorzustehen, war Primula's seligster Traum gewesen, als sie noch im sanften Schein der Abendröthe an der Seite des Fragmentisten durch die Felder von Faschwitz wandelte und sich, in holder Ahnung der Triumphe, die sie dereinst feiern würde, von blauen Cyanen einen Kranz für ihr blondes Haupt wand. Diesen Traum glaubte sie der Erfüllung nahe, als sie, den Wallenstein in der Hand und die Rolle der Thekla Wort für Wort im Kopf, über die Schwelle des Empfangszimmers bei Director Clemens schritt. Mußte doch dieser Abend zu einem Triumphe für sie werden! stand es doch zu erwarten — oder richtiger gesagt — war es nicht selbstverständlich, daß, sobald sie (Primula) die ersten Verse gelesen, ein wüthender Beifallssturm ausbrechen, Alle sich erheben, die Männer ihre Schilder (oder Bücher) zusammenschlagen und Männer und Frauen wie aus einem Munde rufen würden:

Heil, dreimal Heil dem stolzen Licht,
Das jetzt in unser Dunkel bricht!
O, Sängerin mit hohem Sinn,
Sei Du nun unsre Königin!
O, sag zu unsren Bitten: ja,
Du liederreiche Primula!

So lautete nämlich der Päan, den die Dichterin mit, im holden Wahnsinn rollenden Augen, zum voraus auf das große Ereigniß gedichtet hatte.

Nun freilich war es sonnenklar, daß sie den falschen Weg zum Ziele eingeschlagen. Es fiel ihr wie Schuppen von den Augen. Was sollte sie, die sinnige Kornblumenkränzewinderin bei dem Kampfe tragischer Leidenschaften, die Dichterin der berühmten Oden an den Maulwurf, den sie am Wege fand, an den Maikäfer, der auf dem Rücken lag, in einem dramatischen Kränzchen? Ein lyrisches Kränzchen mußte es sein, und ein solches lyrisches Kränzchen im offenen ausdrücklichen Gegensatz zu dem dramatischen Kränzchen der Director Clemens zu gründen, war der große Gedanke, welcher (nach dem Ausdruck der Dichterin selbst) „wie ein mächtiger Frühlingssturm, lind und doch unwiderstehlich, tausend Keime weckend und doch alles Andre vor sich niederwerfend durch ihrer Seele tiefste Schluchten brauste.“ — Wer mochte solchem Anhauch der Begeisterung widerstehen? gewiß nicht der Fragmentist, der von einem gleichen Ehrgeize erfüllt und durch das Benehmen der Schulmänner in seiner Eitelkeit auf das empfindlichste beleidigt war. Er wurde der erste Schüler der Prophetin.

Aber eine Prophetin und ihr Schüler machen noch keine Gemeinde aus, und Mann und Frau, sie mögen so geistreich sein, wie sie wollen, sind, wenn sie des Abends an ihrem Theetisch sitzen, noch kein Kränzchen.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Die erste Bedingung für das Zustandekommen eines solchen war daher, daß sich die Prophetin und ihr Schüler auf die Menschenfischerei begaben, das heißt: Theilnehmer für ihr Kränzchen zu gewinnen suchten. Die Sache war nicht so leicht. Der Professor Jäger war in der Grünwalder Societät, die er als armer Student nur aus der Ferne gesehen hatte, verhältnißmäßig wenig orientirt. Seine Gemahlin dagegen kannte als Grünwalder Kind (siebente Tochter des Superintendenten Doctor Dunkelmann) freilich die Gesellschaft, aber die Gesellschaft, für die sie (ehe der Candidat Jäger um sie warb und sie dann als sein ehelich Gemahl unter das niedere Dach der Pfarre von Faschwitz führte) lange, lange Jahre durch ihre Ueberspanntheiten ein Gegenstand des Schreckens und des Spottes zugleich gewesen war, kannte sie auch; und obgleich die Prophetin schon seit mehren Tagen vom Morgen bis zum Abend am Ufer saß und das Netz auswarf, hatten sich doch erst sehr wenige Fische fangen lassen. Das würde nun für die ehrgeizige Dichterin höchst schmerzlich gewesen sein, wenn unter den wenigen Gefangenen nicht auch ihr erklärter Liebling Oswald gewesen wäre.

Sein Benehmen neulich Abends hatte ihm das Herz Primula's, von dem er schon ein großes Stück

besaß, ganz gewonnen und auch bis zu einem gewissen Punkte das Herz des Fragmentisten. Beide hatten ihn dringend gebeten, die „Gastfreunde von Argos in den Ebenen des Skamander" nicht zu vergessen und Oswald war in einer Anwandlung von boshafter Neugier der Einladung gefolgt, hatte sich während des Besuches mit dem Professor und der Professorin in Sarkasmen gegen die Schulmänner und ihre Damen überboten und war zuletzt, als Primula ihren Kränzchenplan auf's Tapet brachte, mit dem größten Enthusiasmus darauf eingegangen. Er hatte versprochen, Herrn Geometer Albert Timm, der als geistreicher Kopf Jedermann in Grünwald bekannt war, für die Sache zu interessiren und die Dichterin hatte ihn für diesen glücklichen Gedanken vor den Augen ihres Gemahls umarmt.

Seit diesem Besuch war kein Tag verflossen, an welchem nicht ein poetisches Epistelchen von Primula an Oswald eingelaufen wäre, in welchem sie sich nach dem Fortgang seiner Bemühungen erkundigte — Epistelchen, die Oswald sorgfältig aufhob, um sie, natürlich ohne den Namen der Schreiberin zu nennen, am Abend im Rathskeller von Grünwald dem „Rattennest" — dies war der Name einer geschlossenen Gesellschaft, welche in dem genannten Local allabendlich ihre Sitzun-

gen hielt, und zu der Oswald als ordentliches Mitglied zu gehören die Ehre hatte — vorzulesen, wo diese Lectüre jedesmal ein homerisches Gelächter sämmtlicher vereinigten Ratten hervorrief.

Es war am Tage nach der Gesellschaft bei Grenwitzen's, als ihm abermals eine dieser auf rosa Papier geschriebenen Anfragen durch des Professors Diener Lebrecht überbracht wurde. Es mußte diesmal etwas Besonderes sein, denn Lebrecht (ein junger, blasser, verhungert aussehender Mensch von funfzehn Jahren, der bis noch vor wenigen Monaten Waisenknabe gewesen war) blieb an der Thür stehen und sagte mit seiner hohlen Waisenhausstimme: Um Antwort wird gebeten," und auf dem Couverte selbst standen in der Ecke die Lettern: U. A. w. g. von einem Vergißmeinnichtkranz umschlungen. Der Brief war abermals ein poetischer und lautete:

An einen jungen Aar, der durch die Wolken flog.

Der junge stolze Aar,
Warum doch weilt er fern
In grauer Krähenschaar,
Er, meines Lebens Stern?

Hab' ich es doch so gern
Das braune Adlerhaar
Des hochgebornen Herrn
Mit blauem Augenpaar!

Weiß nicht, wie mir geschah!
O köstlicher Gewinn!

Als ich in's Aug ihm sah,
War meine Ruhe hin.

Doch sternhoch ist sein Sinn,
Er schätzt nicht, was ihm nah,
Daß ich ihm gar nichts bin,
Ich weiß es, — Primula.

Oswald las die Verse zwei, dreimal durch, ohne zu begreifen, wie man auf solchen Unsinn eine Antwort verlangen oder geben könne, bis er ganz unten in der Ecke rechts ein mikroskopisches tournez s'il vous plaît entdeckte. Er wandte das Blatt um; auf der andern Seite stand: „Lieber O., ich muß mich ausnahmsweise einmal zur Prosa zwingen. Ich war gestern in einer hochadligen Gesellschaft, aus der ich Ihnen allerlei erzählen kann, wenn Sie es hören wollen. Heute Abend besucht mich eine junge Dame (aus eben der Gesellschaft), die sehr deutlich den Wunsch hat blicken lassen, mit Ihnen bei mir zusammenzutreffen, und die Ihnen etwas mitzutheilen hat, was vielleicht für Ihre Zukunft entscheidend wird. Allerdings sollte es mich innig schmerzen, wenn ich Sie verlöre; aber meine Freundschaft für den jungen Adler (s. p. 1) ist so rein, wie das Element, das er mit seinen mächtigen Flügeln peitscht. Wollen Sie um sieben Uhr sein bei Ihrer Dienerin Primula."

Ein freudiger Schrecken überfiel Oswald. Wer

anders konnte die junge Dame sein als Helene? Freilich der Schritt war kühn; aber was wagt die Liebe nicht? — Er warf mit fliegender Feder ein paar Zeilen auf's Papier und gab sie Lebrecht mit der ernsten Mahnung, das Briefchen ja nicht zu verlieren — eine Mahnung, die durch das äußerst stupide Aussehen des gewesenen Waisenknaben einigermaßen gerechtfertigt schien.

Die Stunden, die er noch bis zum Abend hinzubringen hatte, schienen ihm zu schleichen. Dazu wollte das Unglück, daß er gerade an diesem Nachmittage zwei Lectionen geben mußte in einer höheren Klasse, deren Schüler er durch sein ungleichmäßiges Benehmen — Knaben vertragen Alles, nur keine Launen — gegen sich aufgebracht hatte. Sie ließen es heute, wo ihr junger Lehrer launischer schien als je, nicht an Neckereien und Widerspänstigkeiten aller Art fehlen und Oswald ließ sich dadurch zu einer leidenschaftlichen Heftigkeit hinreißen, die zwar die Ruhe in der Klasse sofort wieder herstellte, über die er sich aber mehr ärgerte, als über alles Andre.

Mismuth und Zorn im Herzen verließ er das Gymnasium. Nicht weit davon begegnete ihm Franz. Keine Begegnung konnte ihm in diesem Augenblicke ungelegener sein. Er hatte die Freundschaft dieses

trefflichen Menschen sehr wenig cultivirt, kaum daß er ein oder das andre Mal (und meistens nicht in der Absicht Franz zu treffen) bei Robran's gewesen war. Er wußte, daß er sich durch dies Benehmen gegen einen Mann, dem er so viel verdankte, einer häßlichen Undankbarkeit schuldig machte; aber lieber das, als das peinliche Gefühl der Demüthigung, welches er jedesmal empfand, so oft der prüfende Blick des Freundes auf ihm ruhte.

„Wie geht's, Oswald?" sagte Franz, von der andern Seite der Straße herüberkommend und ihm herzlich die Hand schüttelnd. „Sie müssen verteufelt viel zu thun haben, daß Sie sich gar so selten sehen lassen."

„Nicht eben viel;" erwiderte Oswald; „aber das Wenige, was ich zu thun habe, ist desto unangenehmer."

„Wie so?"

„Diese verdammte Schule! eine einzige Stunde in der schnöden Tretmühle verdirbt mir die Laune für die übrigen dreiundzwanzig des Tages. Lieber Straßenkehrer, als Schulmeister."

„Ich wußte es zum voraus, daß Ihnen das Ding anfänglich nicht behagen würde, sagte Franz mit seinem freundlichen warmen Lächeln; aber, Oswald, Sie wissen

ja: es nimmt ein Kind der Mutter Bruſt — und ſo weiter; und dann, bedenken Sie doch: Entſagung, Opferfreudigkeit erfordert jeder Beruf und wäre es der — eines Straßenkehrers. Adieu, Oswald; ich muß in dies Haus hinein. Kommen Sie recht bald einmal zu uns; ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen."

Damit ging Franz in das von ihm bezeichnete Haus; Oswald ſetzte ſeinen Weg fort.

„Entſagung, Opferfreudigkeit," murmelte er; „das klingt ſehr ſchön von den Lippen Jemandes, der ſich in ſeinem Beruf behaglich fühlt. Es iſt doch nichts widerwärtiger, als ewig mit ſolchen allgemeinen Phraſen geſchulmeiſtert zu werden, die auf die Situation, in der wir uns befinden, paſſen, wie die Fauſt auf's Auge. Timm hat wirklich recht: Franz iſt ein langweiliger Pedant."

Unwillkürlich lenkte er ſeine Schritte nach der Wohnung ſeines Pylades, Albert wohnte im Schatten der Brigittenkirche, in dem Hauſe des Küſters Tobias Gutherz, eines Mannes, der in dem Geruch ganz beſonderer Heiligkeit ſtand, ſo daß Niemand recht begreifen konnte, weshalb der höchſt unheilige Miether gerade dieſen Miethsherrn gewählt hatte, und noch weniger, wie ſich Beide ſchon ſeit langen Jahren ſo gut vertragen konnten.

Albert war zu Hause. Er lag auf seinem Sopha und las. Der Duft einer feinen Havannah erfüllte das Gemach, welches in seiner genialen grenzenlosen Unordnung ein ausnehmend passender Rahmen für den genialen jungen Wüstling war.

„Ah, sieh da, Pompei, meorum prime sodalium," sagte er, bei Oswald's Eintreten das Buch auf die Erde schleudernd und sich aufrichtend; „ich dachte so eben an Dich, ob Dir wohl der Horaz, wenn Du ihn Deinen Buben vom Katheder herab interpretirst, ein so vergnügtes Gesicht schneidet, wie mir, wenn ich ihn hier bei einer echten Havannah auf dem Sopha lese. Ist das ein famoser Bengel! ich denke mir ihn immer als so einen kleinen Kerl mit etwas kahlem Kopf, einer Andeutung von einem Bäuchelchen, lebhaften schwarzen Augen und üppigen kußgewohnten Lippen, der, die Hände auf dem Rücken, durch die Straßen Roms schlendert, links nach einer hübschen Dirne schielt, rechts eine malitiöse Bemerkung über einen Spießbürger macht und dessen ganze Moral sich in die Worte zusammenfaßt: Vivat Falerner und schöne Mädchen, ohne sie leben lohnt nicht der Müh. Habe ich recht?"

„Ich glaube wohl."

„O Jerum, diese Grabesstimme! Was ist denn

nun wieder los? Hast Du einen Wechsel zu bezahlen?“

„Diese verdammte Schule!“

„Ist's weiter nichts? Schick sie zum Teufel, der sie erfunden hat.“

„Mais il faut vivre, wie der Schneider zu Herrn von Talleyrand sagte.“

„Je n'en vois pas la necessité, wie Herr von Talleyrand antwortete, zum wenigsten nicht die necessité, so zu leben.“

„Wie denn anders? ich habe noch etwa dreihundert Thaler; wenn ich damit au bout bin, und das dürfte bald sein, muß ich arbeiten, oder mir eine Kugel durch den Kopf jagen.“

„Daß Du ein Narr wärst! Ein Kerl wie Du, der tausend Mittel und Wege hat, fortune zu machen!“

„Zum Exempel?“

„Zum Exempel, wenn er die kleine Grenwitz heirathet, die, meiner Meinung nach, nichts eifriger wünscht.“

„Das ist leichter gesagt, wie gethan.“

„Vielleicht doch nicht, wenn man den rechten Weg einschlägt.“

„Und der wäre?“

„Mache, daß man Dir das Mädchen geben muß, man mag wollen oder nicht.“

„Was ist mit diesem Räthselwort gemeint?“

„Du bist heute merkwürdig schwer von Begriffen.“

Albert legte sich in die Sophaecke zurück und blies (eine Lieblingsbeschäftigung von ihm) blaue Ringe in die Luft; Oswald brütete düster vor sich hin. Er überlegte, ob er seinem Pylades wohl das Geheimniß des Rendezvous, zu dem er heute Abend eingeladen war, mittheilen könnte. Endlich siegte die Neugier, zu hören, was Albert wohl dazu sagen würde, über die Scheu, die er denn doch trotz alledem empfand.

„Ich habe heute einen curiosen Brief von Primula empfangen,“ sagte er mit möglichster Gleichgültigkeit; „ich möchte wohl wissen, ob Du besser daraus klug werden kannst, wie ich.“

„Laß hören,“ erwiderte Albert, in die Bewunderung eines prachtvollen Ringes, den er so eben zu Stande gebracht hatte, verloren.

Oswald las die Ode an den jungen Aar und das mysteriöse Postscript. Albert sprang vom Sopha in die Höhe.

„Kerl, Du bist der wahre Hans im Glücke!“ rief er; „die Sache ist ja sonnenklar. Die junge Dame kann Niemand anders sein, als die kleine Grenwitz.

Das Mädchen ist wahrhaftig zehnmal gescheidter und muthiger, als ihr jüngferlicher Galan, der die edle Kunst, die Gelegenheit beim Schopf zu ergreifen, so wenig versteht. Im Ernst, Oswald, die Karten liegen jetzt so gut, wie Du sie Dir nicht besser wünschen kannst. Freilich mit der Eroberung der Festung wird's nicht so schnell gehen. Die Jägerin hat offenbar mehr geschwatzt, als sie sollte; aber gleichviel: in den Laufgräben bist Du, und wenn Du nicht weiter kommst, so ist es Deine Schuld. Wann sollst Du bei Primula sein?"

„Um sieben."

„Jetzt ist es fünf; wir haben noch zwei Stunden Zeit. Komm! wir müssen den Operationsplan reiflich bei einem Glase guten Stoffs überlegen. Karl der Kahle hat einen herrlichen Markobrunner, und aus diesem Brunnen sollst Du zuvor trinken, daß Deine Unternehmung Mark und Nachdruck hat und keine Spur von des Gedankens kränklicher Bläße. Komm!"

Viertes Kapitel.

Primula saß in ihrem Studirzimmer an einem mit neuen Büchern, Journalen und Papieren bedeckten Tische. Nach dem Empfangszimmer, das gleichfalls erleuchtet war, stand die Thür offen. Sie hatte soeben ein längeres Gedicht beendigt, das noch heute Abend an die Redaction eines belletristischen Journals geschickt werden mußte, in dessen Briefkasten schon dreimal, unter der Chiffre „P. V. in Gr.“ die Notiz gestanden hatte: „Hochverehrte Frau! wir harren sehnlichst auf das versprochene Manuscript.“ — Da lag es nun, das versprochene Manuscript! geschrieben mit dem Herzblut der Dichterin! Eben war das letzte Pünktchen über das letzte J gemacht und schon sollte es hinaus in die weite, liebeleere Welt, bevor noch er, der sie zu all diesen glühenden Strophen begeisterte, eine Zeile davon gehört hatte. — Wenn er nur so früh käme, daß sie ihm wenigstens doch ein paar Verse vorlesen könnte, ehe die junge

Frau von Cloten anlangte, in deren Beisein es natürlich nicht möglich war! — Wer selbst je Verse gemacht hat, die er, ohne sie zuvor Jemanden zeigen zu können, auf die Post geben mußte, wird es begreiflich finden, daß in diesem Moment in Primula die Freundin hinter der Dichterin zurücktrat.

Da, horch! war das nicht die Klingel an der Hausthür? Die Hausthür wird geöffnet . . . eine tiefe männliche Stimme . . . er ist's! er ist's! Dank ihr gütigen Götter!

Primula erröthete, warf einen Blick in den Spiegel, der über ihrem Arbeitstische hing und strich sich die blonden Locken aus dem erröthenden Gesicht; ergriff eine Feder und fing an (ohne Tinte darin zu haben) mit nervöser Heftigkeit auf einem weißen Blatt Papier zu kritzeln.

„Störe ich, verehrte Frau?" fragte bald darauf die tiefe Stimme neben ihr.

„Ah, mein Gott!" rief die Dichterin, die Feder aus der Hand werfend; „Sie sind's, Oswald! Hatte ich Sie doch gar nicht kommen hören!"

„Sie waren so freundlich, verehrte Frau, mich in dem reizendsten Briefchen, das ich je gelesen" —

„Sie Schmeichler! Wenn Sie die einfachen Verse von heute Morgen so loben, was werden Sie

dann zu diesen sagen, die ich heute Abend, das Herz voll von Ihnen, mit glühender Stirn und pochendem Herzen geschrieben habe. Ich muß Ihnen wenigstens den Anfang vorlesen. Sie kommt vielleicht sobald noch nicht, vielleicht gar nicht."

„Aber wer ist es denn?"

„Bitte, bitte, nehmen Sie Platz. In einer halben Stunde muß es auf die Post. Hören Sie! Was sagen Sie zu diesen originellen Alexandrinern, die mich eines Freiligrath nicht unwürdig dünken. Die Ueberschrift lautet: Der Löwe am Kap.

Wenn die glühe Sonnenscheibe sank dem Hottentottenkrale,
Wenn die Nacht herniederthauet, die gespenstisch blasse, fahle,
Wenn am Horizontessaume sich erhebt des Mondes Schale,
Dann an der Lagune Rande brüllt es laut mit einem Male.

Der einmal entfesselte kastalische Quell war nicht mehr zu hemmen. Oswald mußte sich in sein hartes Schicksal ergeben und eine wahre Sündfluth kläglicher Verse über sich hinströmen lassen. Plötzlich ertönte die Hausglocke. Der Ton schien für die Dichterin nur ein Signal zu sein, mit doppelter und dreifacher Geschwindigkeit zu lesen, wobei sie ihrem Hörer, gleichsam um ihn am Entfliehen zu hindern, die Hand auf den Arm legte. Noch fehlten vielleicht nur noch dreißig Strophen, da rauschte in dem Nebenzimmer ein seidenes Gewand und in der offenen Thür, die nach

dem Empfangszimmer führte, stand plötzlich die graziöse Gestalt Emilien's von Cloten.

„Ich störe doch nicht, liebe Frau Professor?“ fragte die junge Dame, mit einem halb scheuen, halb kecken Blick auf Oswald; „sonst gehe ich sogleich wieder.“

„O, nein, nein,“ erwiderte Primula in einem wehmüthigen Ton, das Manuscript auf den Tisch legend und sich erhebend; „durchaus nicht! Ich las nur eben meinem jungen Freunde Stein ein Paar Verse aus einem Gedicht — o Gott, es ist bereits halb acht, das Packet muß vor acht auf der Post sein. Liebe Frau von Cloten, bester Stein, entschuldigen Sie mich für den hundertsten Theil eines Augenblicks. Verweilen Sie so lange in dem Salon; sobald ich das Packet expedirt habe, bin ich bei Ihnen.“

Damit schob die aufgeregte Dichterin ihre Gäste ohne viele Umstände in das Nebenzimmer, indem sie dabei Oswald zuflüsterte: „Jammer, nur von einer Dichterseele zu fassen! Die letzten Verse sind gerade die schönsten!“

Sie ließ die Portiere fallen, sei es, um ungestört zu sein, sei es, um nicht zu stören; und Oswald und Emilie standen einander gegenüber, Oswald sprachlos

vor Erstaunen über die so seltsame und unerwartete Auflösung des Räthsels, und Emilie ebenfalls trotz ihrer Gewandtheit und Keckheit für einen Moment stumm und rathlos. Aber auch nur für einen Moment. Schon im nächsten hob sie die gesenkten Wimpern, lachte Oswald schelmisch aus ihren großen grauen Augen an und sagte rasch und im Flüsterton:

„Sie glauben doch nicht, daß es ein Zufall ist, der uns hier zusammenführt?"

„Ich weiß nicht, was ich glauben soll, antwortete Oswald, unwillkürlich denselben raschen und heimlichen Ton anschlagend.

„So hat Ihnen die Professorin noch nichts mitgetheilt?"

„Was?"

„Ich habe ihr weiß gemacht: ich hätte den Auftrag, Sie zu fragen, ob Sie in einer mir befreundeten Familie eine Stelle annehmen wollten. Natürlich ist kein Wort davon wahr. Mich führt nichts hierher, als" —

Ein Blick der glänzenden Augen und ein Zucken des reizenden Mundes füllten die Pause, welche die junge Dame in ihrer Rede machte, sehr beredt aus. Oswald vermochte noch immer nicht, sich in die

eigenthümliche Situation zu finden. Er hatte Helene erwartet; er fand Emilie, — Emilie, deren lieblich kokette Erscheinung ihn so wunderbar an einige der reizendsten und zugleich peinlichsten Scenen in dem wirren Drama seines Lebens mahnte, Emilie, der gegenüber er sich von vornherein zu einer entsagungsvollen Rolle verurtheilt hatte, aus welcher der Uebergang in die eines Liebhabers nicht eben leicht war. Er hatte das sehr bestimmte Gefühl, daß er der jungen Dame irgend etwas, es sei was es sei antworten müsse; aber, von den verschiedensten Empfindungen auf einmal bestürmt, suchte er vergeblich nach Worten.

„Weshalb sind Sie nicht zu uns gekommen, wie Sie neulich versprachen?“ fuhr Emilie, durch diese Schweigsamkeit ihres Ritters einigermaßen entmuthigt, in dem Tone eines verzogenen Kindes fort, dem ein hübsches Spielzeug vorenthalten wird und das deshalb große Lust hat, in Thränen auszubrechen; „ist es recht, die Bitte — die unschuldige Bitte einer Dame nicht zu erfüllen, und sie dadurch zu einem Schritt zu zwingen, den sie kaum vor sich selbst, geschweige denn vor dem Urtheil der Welt verantworten kann?“

Es ist eine uralte Erfahrung, daß die Gunst einer

Frau, die zu erkämpfen ein Mann vielleicht sein Leben wagen würde, demselben Manne durchaus werthlos erscheint, wenn er sie ohne allen Kampf umsonst haben kann. Oswald's moralisches Gefühl hatte bereits viel von seiner natürlichen Zartheit verloren, und überdies wallte ihm das, von dem reichlich genossenen Weine erhitzte Blut stürmisch in den Adern; aber so tief war er doch noch nicht gesunken, daß ihm Emilien's unweibliches Benehmen nicht hätte stutzig machen sollen. Er trat unwillkürlich einen Schritt zurück und sagte in halb ernstem, halb spöttischem Ton: Es scheint, gnädige Frau, daß es mein Schicksal ist, Ihnen stets durch meinen plebejischen Mangel an ritterlicher Galanterie beschwerlich zu fallen."

Aber er hatte es kaum gesagt, als er es gern zurückgenommen hätte. Emilien's liebreizendes Gesicht, das bis dahin im rosigsten Lächeln gestrahlt hatte, wurde leichenblaß. Ihre großen Augen wurden noch größer und starr, wie die Augen Jemandes, der einen heftigen physischen oder psychischen Schmerz zu erdulden hat; um ihre bleichen Lippen zuckte es krampfhaft, als ob sie etwas sagen wolle, und doch nicht die Kraft dazu finden könne. Ihre Glieder zitterten, sie griff nach der Lehne eines Stuhls, der in ihrer Nähe stand.

So tief hatte der Pfeil nicht verwunden sollen. Oswald schämte sich seiner Grausamkeit, um so mehr, als es ihm mit der catonischen Strenge, die er herausgekehrt hatte, so gar ernst nicht war. Er trat lebhaft auf Emilien zu; er ergriff ihre Hand, die er fest hielt, obgleich sie schwache Anstrengungen machte, ihm dieselbe wieder zu entziehen; er beschwor sie in leidenschaftlichen Worten, ihm zu verzeihen: er bereue, was er gesagt habe; — sein Herz sei krank, sein Kopf verwirrt, sein Mund spreche oft, wovon sein Kopf und sein Herz nichts wüßten. — Sie solle ihm Gelegenheit geben, zu sich selbst zu kommen, sich vor sich selbst und vor ihr zu rechtfertigen."

Emilien's Schmerz schien durch diese Worte und vielleicht mehr noch durch den innigen Ton, in welchem sie gesprochen wurden, einigermaßen gelindert zu werden. Sie hatte sich auf den Stuhl gesetzt, auf dessen Lehne ihre kleine Hand vorher gezittert hatte; ihre Thränen begannen reichlich zu fließen, sie duldete es, daß Oswald, der sich über sie beugte, diese Hand mit Küssen bedeckte, während er nur noch in leisen Worten, die mit jedem Augenblick zärtlicher und leidenschaftlicher wurden, ihre Verzeihung für seinen Wahnsinn — wie er es nannte — erflehte. Ihr Weinen wurde sanfter, wie eines kleinen Mädchens Weinen,

dem die Puppe, die ihr verweigert wurde, nun endlich doch unter Küssen und Liebkosungen in die Arme gelegt wird. Beide, Oswald sowohl wie Emilie, schienen ganz vergessen zu haben, daß sie sich in einem fremden Hause befanden, wo jeder nächste Augenblick ihnen eine beschämende Verlegenheit bereiten konnte, und sie konnten von Glück sagen, daß ein eben so unerwarteter, wie lächerlicher Zufall ihnen die Besinnung wieder gab, die sie in der berauschenden Süßigkeit des ersten Neigens von Herzen zu Herzen verloren hatten.

Plötzlich ertönte nämlich aus dem inneren Gemach ein so gellender Schrei, daß Oswald und Emilie entsetzt in die Höhe fuhren und von dem einen Gedanken, die Dichterin stehe von oben bis unten in hellen Flammen, getrieben, in ihr Zimmer stürzten. Der erste Blick, als sie die Portiere auseinanderschlugen, belehrte sie nun freilich, daß die Dichterin nicht in Lebensgefahr sei, und als sie näher eilten, sahen sie denn auch, was geschehen war. Primula hatte, verloren in der Bewunderung einer ganz besonders gelungenen Strophe, der sie noch im letzten Augenblick durch eine glückliche Verbesserung einen unbeschreiblich pathetischen Charakter gegeben hatte, ein Versehen begangen, wie es großen Geistern — und

denen gerade am leichtesten — begegnen kann: sie hatte statt der Sandbüchse das Tintefaß ergriffen und den reichlichen Inhalt desselben bis auf den letzten Tropfen über ihr Manuscript und von dort in einem schwarzen Sturzbach auf den Schooß ihres gelbseidenen Kleides geschüttet. Und da stand sie nun, die vom grausamsten Zufall verhöhnte Dulderin, — stumm, nachdem der erste wilde Schrecken ihr den gellenden Schrei ausgepreßt hatte, die (mit Tinte arg besudelten) Hände und die wasserblauen thränenden Augen zur Zimmerdecke erhoben, als wollte sie den Vater Apollo selbst zum Zeugen anrufen des grauenhaften Schicksals, welches eines seiner begabtesten Kinder betroffen. Oswald und Emilie hatten Mühe, ihr Lachen über diesen Anblick zurückzuhalten; aber alle Anstrengung, ernst zu bleiben, war vergeblich, als jetzt die Dichterin in tragischem Schmerz ihr Antlitz in beide Hände drückte und einen Augenblick nachher, wie der wildsten Zone wildster Krieger mit schauerlichen Flecken betupft, vor ihnen stand.

„Lacht nicht, meine Freunde," sagte die beleidigte Dame mit sanfter Stimme, es ziemt den Freunden des verfolgten Genius nicht, zu jener argen Welt zu gehören, die es liebt, das Strahlende zu schwärzen" —

Die zum Weinen wie zur ausgelassensten Lustigkeit alle Zeit gleich bereite Emilie konnte hier nicht länger widerstehen. Sie warf sich in einen Lehnstuhl und lachte, daß ihr die Thränen in die Augen kamen.

„Frau von Cloten," sagte Primula mit Würde, „ich muß Ihnen sagen, daß Ihr Benehmen für ein zartbesaitetes Gemüth wie das meinige, etwas tief Verletzendes hat;" dann sich zu Oswald wendend, mit dem Tone des sterbenden Cäsar: „Oswald, das habe ich nicht um Sie verdient!" und sie wandte sich, zu gehen.

„Liebste, beste Frau Professor!" rief Emilie aufspringend und ihr in den Weg tretend, „ich bitte tausend, tausendmal um Verzeihung, aber sehen Sie selbst, ob es menschenmöglich ist, dabei ernst zu bleiben."

Und sie drängte Primula mit sanfter Gewalt vor den Trümeau, vor welchem sich sonst die Dichterin an ihrem eignen musenhaften Anblick zu begeistern pflegte. Jetzt aber war Hineinschauen, einen Schrei ausstoßen, wie wenn sie das Haupt der Gorgo erblickt hätte, und dann ohne weitere Vorbereitung Oswald, der glücklicherweise dicht hinter ihr stand, ohnmächtig in die Arme fallen, das Werk eines Augenblicks.

„Bitte, klingeln Sie nach dem Mädchen," sagte Oswald, indem er die Ohnmächtige nach dem Sopha trug.

Auf Emilien's Sturmläuten erschien denn auch alsbald Primula's Zofe; aber schon hatte die Dichterin sich soweit erholt, daß sie die Augen halb aufschlagen und mit matter Stimme zu Oswald und Emilie sagen konnte: „Ich danke Euch, meine Freunde! Ihr hattet ein Recht, zu lachen: du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas. Aber jetzt verlaßt mich! verlaßt eine Unglückliche, die das Leid, was sie betroffen, still in sich verwinden muß! Kein Wort, o, kein Wort! verlaßt mich!"

Was war da zu thun? Einem so bestimmt ausgesprochenen Wunsch mußte Folge geleistet werden. Fünf Minuten später standen Emilie und Oswald, denen der schläfrige Lebrecht die Treppe hinuntergeleuchtet hatte, auf der Straße.

„Mais, mon Dieu!" sagte Emilie, „ich habe gar nicht daran gedacht, daß ich meinen Wagen erst eine Stunde später bestellt habe."

„So wird Ihnen wohl nichts übrig bleiben, als meine Begleitung anzunehmen und zu Fuß zurückzukehren."

Emilie legte ihren Arm in den Oswald's, und so gingen sie ein paar Augenblicke schweigend nebeneinander.

Es war ein sehr dunkler, stiller Abend. Die Herbststürme hatten die Bäume kahl gefegt und ruhten jetzt von ihrer wochenlangen Arbeit. Der Winter stand vor der Thür, aber zögerte noch ein Weilchen, ehe er mit seiner starren Faust daran klopfte. Auf den Straßen war es, weil die Laternen aus irgend einer astronomischen Rücksicht nicht brannten, äußerst finster. Es war daher nicht weiter auffallend, daß Emilie sich eng an ihren Begleiter, der des Weges durchaus kundig schien, anschmiegte.

„Wissen Sie unsere Wohnung?" fragte sie.

„In der Süder-Vorstadt, meine ich?" — Es war dies dieselbe, in welcher auch die Pensionsanstalt des Fräulein Bär lag.

„Ja. Es ist ein weiter Weg."

„Desto besser."

Ein sanfter Druck des runden Armes belohnte Oswald für diese Galanterie.

Sie waren ohne weiter zu sprechen, in ziemlich raschem Gange bis ans Thor gekommen. Sobald sie außerhalb der Stadt waren, fingen sie, wie auf Verabredung, an, langsamer zu gehen. Oswald fühlte, daß das junge Weib, das an seinem Arme hing, in seiner Gewalt sei, daß es in seiner Macht stehe, sie — nach ihrem Sinne wenigstens — glücklich zu machen.

Die tugendhafte Wallung von vorhin, bei welcher der Stolz, der sich nicht wegwerfen will, bedeutend mitgespielt hatte, war längst verflogen. Die koketten Reize Emilien's, deren Macht er in der Fensternische von Barnewitz schon hinreichend empfunden, hatten ihre unausbleibliche Wirkung auf das schwankende, aber für alles Schöne und Anmuthige nuendlich empfängliche Gemüth des jungen Mannes nicht verfehlt; und wenn er in diesem Augenblicke auch an die glänzendere Schönheit Helenen's und an das dachte, was er seine wahre Liebe nannte, für die er so viel, so viel geopfert hatte, so war es leider nur, um ihm die Süßigkeit einer verstohlenen und gewissermaßen verbotenen Leidenschaft desto berauschender zu machen.

„Zürnen Sie — zürnst Du mir noch, Emilie?" sagte er mit dem einschmeichelndsten Ton seiner weichen tiefen Stimme, indem er das „Du" in jener undefinirbaren Weise accentuirte, die eine Abbitte und zugleich eine Huldigung in sich schließt.

„Ich Dir zürnen!" erwiderte Emilie, und sie schmiegte sich noch enger und inniger an ihren Begleiter; „kann man da zürnen, wo man nichts möchte, als nur immer lieben, unsäglich lieben und —"

„Und was, Du Holde —"

„Vielleicht auch ein wenig wieder geliebt werden.“

Das klang so kindlich, treu und gut, daß Oswald nicht begreifen konnte, wie er jemals die Liebe dieses liebenswürdigen Geschöpfes hatte von sich weisen können.

„Und doch,“ sagte er, „hast Du mir einst gezürnt und hattest, weiß es der Himmel, der mit seinen goldnen Sternen auf uns herniederblickte, auch Ursache dazu. Wie soll ich Dir vergelten, Du Großmüthige, was ich — o, ich darf gar nicht an jenen Abend auf dem Balle in Grenwitz denken!“

„Wirklich?“ erwiderte Emilie heiter, „o dann ist Alles wieder gut, dann will ich nichts beklagen von Allem, was seitdem geschehen ist.“

„Von Allem, was geschehen ist? Was ist geschehen?“

„Wie Du fragst! Bin ich nicht Frau von Cloten? Und weshalb bin ich es? Doch nur, weil Du meine Liebe verschmähtest. O, Oswald, ich kann Dir nicht sagen, wie es in mir tobte, als ich Dich an jenem Abend verlassen hatte. Mein Herz wollte brechen; ich hätte laut aufschreien können, ich hätte mich an die Erde werfen und mich todt weinen können. Und doch schickte ich Cloten zu meiner Tante,

um bei ihr um mich anzuhalten. Wie ich das konnte? Du kennst uns Frauen nicht, wenn Du darnach fragst. Cloten, oder ein Anderer, es war mir Alles gleich in diesem Augenblick. Ich hatte nur den einzigen Gedanken, mich an Dir zu rächen, indem ich mich so tief unglücklich machte, als nur möglich; damit Du mein Unglück auf dem Gewissen hättest, damit ich einst zu Dir sagen könnte: Du hast es ja nicht anders gewollt."

„Dies Einst ist früher gekommen, als Du wohl selbst gedacht hast; ich wollte freudig Jahre meines Lebens geben, ja auf der Stelle wollte ich sterben, könnte ich Dich dadurch wieder so frei machen, wie Du warst, als wir uns zum ersten Male in Barnewitz sahen."

„Was hätte ich von meiner Freiheit, wenn ich Dich verlieren müßte?" erwiederte Emilie zärtlich und neckisch. „Nein, nein, Oswald, zehntausendmal lieber so, wie es jetzt ist. Wenn Du mich ein wenig lieb haben willst —"

„Kannst Du daran zweifeln?"

„Vielleicht; aber gleichviel, ein wenig nur und ich bin zufrieden; mag ich dann immerhin Frau von Cloten heißen; magst Du dann immerhin eine Andere lieben —"

„Eine Andere?“

„Ja, mein Herr, eine Andre, die allerdings sehr schön, aber auch ebenso stolz wie schön ist, und die, das können Sie versichert sein, ihrem Stolz unbedenklich ihre Liebe opfern würde, wenn sie, woran ich übrigens zweifle, wirklich lieben kann. O, Oswald, ich wollte, Du hättest sie gestern Abend gesehen! Ich weiß, die Leute schelten mich kokett und ich mags auch wohl sein, wenns darauf ankommt, einen Narren am Seil zu führen; aber dann thu' ichs lustig und nicht mit keuschem Augenniederschlagen, wie Helene. Ich kann Dir sagen, daß ich mich gestern für Dich geärgert habe. Ich dachte, der arme Mensch verschmachtet vor Liebe, während die Dame seines Herzens sich hier nach Herzenslust die Cour machen läßt, und von wem? von dem Ausbund aller dünkelhaften Aufgeblasenheit, die je in einem bunten Rocke steckte; von dem König aller Ballhelden in Lackstiefeln und tadellosen Glaçes; von dem Musterbild unsrer jungen Laffen, die ihm vergebens seine Kopfhaltung nachzuäffen und sein Non Ma'am, oui Ma'moiselle nachzuschnarren suchen.“

„Und wer ist dieser Held?“ fragte Oswald mit einem Lachen, das vielleicht nicht ganz natürlich klang.

„Ein Fürst Waldernberg — Waldernberg-Malizewsky-Letbus —"

„Ist es nicht ein schwarzer Mann, so lang, wie sein Name, mit einem Gesicht, wie ein melancholischer Bulldog?"

„Ganz derselbe. Schön ist er nicht; witzig ebensowenig, wahrscheinlich auch nicht einmal gut — aber, was thuts? Bei der Aussicht, Fürstin von Waldernberg-Malitzewsky-Letbus zu werden, und über einige hunderttausend Seelen — der Fürst ist Russe — zu commandiren, kann man über die Seelenlosigkeit seines Gemals schon gnädiglichst den Schleier der dunklen seidenweichen Wimper fallen lassen."

Während Emilie so nach dem Grundsatz, daß im Krieg und in der Liebe alle Mittel gelten, den Dämon der Eifersucht zu ihrer Hülfe rief, waren sie an die unmittelbare Nähe von Fräulein Bär's Haus, an dem ihr Weg vorüberführte, gekommen. Emilie schwieg und zuckte zusammen, denn aus dem Schatten der Pappeln vor der Gartenpforte löste sich plötzlich eine riesige, in einen langen Mantel gehüllte Gestalt, die dort gestanden haben mußte, ab und kam langsam an ihnen vorüber.

„Quand on parle du loup" — flüsterte Emilie, als sie einige Schritte weiter gegangeu waren; „wenn

es weniger dunkel wäre, so würde das ein interessantes Rencontre gewesen sein."

Die Begegnung des Fürsten zu dieser Stunde, an diesem Orte war eine Bestätigung von Emilien's Worten, die nicht stärker sein konnte. Wenn die Liebe Alles glaubt, so wird sie von ihrer Zwillingsschwester Eifersucht in dieser Gläubigkeit noch fast übertroffen; und wenn ähnliche Ursachen überall ähnliche Wirkungen haben, so mußte Oswald jetzt so ziemlich in derselben Stimmung sein, in welcher Emilie an jenem Abend in Grenwitz gewesen war, als sie, von Oswald zurückgewiesen, Zorn gegen ihn und Eifersucht gegen Helene im Herzen, hinging und Cloten's Braut wurde. Nur war der Unterschied, daß Emilie den Mann, in dessen Arme sie sich stürzte, nie geliebt, und auf Oswald's Herz die reizende Frau, die jetzt so verführerisch fest an seinem Arme hing, vom ersten Augenblick an einen tiefen Eindruck gemacht hatte.

„Wir sind an Ort und Stelle," sagte Emilie, als sie bald darauf an einer auf derselben Seite der Straße gelegenen Villa anlangten. Zwischen der Villa und dem Nachbarhause führte ein Weg, den Oswald kannte, direct in den Park.

„Hast Du Muth, noch ein wenig mit mir im Park zu gehen?" flüsterte Oswald, stehen bleibend, ihr ins Ohr.

„Warum nicht?“ erwiederte Emilie noch leiser.

Aber ihr Muth konnte doch so groß nicht sein, denn während sie die Strecke zwischen den beiden Häusern und dann einen abschüssigen Weg, der zuletzt über eine kurze gewölbte Holzbrücke in den Park führte, hinabgingen, schlug ihr das Herz zum Zerspringen und als sie nun unter die hohen Bäume traten, durch deren entblätterte Zweige der Nachtwind in dumpfen Tönen rauschte, blieb sie stehen und sagte:

„Es ist recht dunkel hier.“

„So fürchtest Du Dich doch, Du Liebe?“ erwiderte Oswald, sein Gesicht so tief herabbeugend, daß sein Athem ihre Wange berührte.

„An Deiner Seite nicht, und ginge es in den Tod.“

Emilie hing an Oswald's Hals; die Lippen, die sich heute nicht zum ersten Male berührten, vermälten sich in einem langen, glühenden Kuß. . . . .

Oswald und Emilie wandelten in der Allee auf und ab. Was galt es ihnen, daß sie kaum die Stämme der Bäume wenige Fuß von ihnen erkennen konnten, daß der kalte Athem des Meeres sie anwehte, — je dunkler es war, desto weiter war von ihnen die Welt gerückt, die von ihrer Liebe nichts

wissen durfte; je kälter es war, desto öfter konnte er ihr den seidenen Shawl dichter um den schlanken Leib hüllen, desto inniger konnte sie sich an seine Brust, in seine Arme schmiegen. Die ganze Gluth der Leidenschaft, die in Emilien's heißem Herzen brannte, loderte empor in wilden Feuergarben. Sie küßte des Geliebten Hände, sie küßte seinen Mund, sie lachte, sie weinte, sie war außer sich: „O, nimm mich mit Dir, Oswald! wohin Du willst, ans Ende der Welt, wo uns Niemand kennt, uns Niemand unsere Liebe neidet. Ich frage nicht nach Rang und Reichthum. Ich habe nicht zu arbeiten gelernt; aber für Dich wird mir nichts zu schwer sein. — Du lachst, Du glaubst mir nicht. O, stelle mich auf die Probe! nimm mich zu Deinem Weib, mach' mich zu Deiner Sklavin, mir gilt es gleich, wenn ich nur bei Dir sein kann! — Und, Oswald, wenn Du mich nicht mehr liebst, dann sag' es mir gerade heraus; oder nein, sag' es mir lieber nicht! nimm, ohne ein Wort zu sprechen, einen Dolch und stoße ihn mir ins Herz, und dann, wenn's ja doch vorbei ist, laß mir aus Barmherzigkeit die Wollust, meine Seele in einem Kuß auf Deinen Lippen auszuhauchen."

So sprach unter Küssen und Kosen das leidenschaftliche Weib, bald klagend, bald jubelnd, bald in

abgebrochenen, ſtammelnden Lauten, bald in ſtürmiſchen fliegenden Worten -- einem jungen Vögelchen gleich, das Alles, was ſeine klopfende Bruſt erfüllt, auf einmal herausſchmettern und flöten möchte und es doch nur bis zum Zwitſchern und hie und da zu einem hellen Ton bringt. Es war der Ausdruck einer von Natur nicht unedlen, aber in der Narrethei faſhionabler Erziehung und dem Puppenſpiel vornehmen Lebens verwahrloſten Seele, durch deren Dämmerung der Blitz der Liebe flammt, um Alles für einen Augenblick mit einem grellen Schein zu erleuchten, -- ein geſpenſtiſcher Tag, dem alſobald tiefſte Nacht folgen wird.

Sie konnte es nicht begreifen, daß Oswald ſich weigerte, ihr morgen vor aller Welt einen Beſuch zu machen und fortan die Geſellſchaften, die ſich in ihrem Hauſe verſammelten, zu frequentiren. Sie malte ſich ein ſolches Verhältniß mit den reizendſten Farben aus. „Cloten iſt oft halbe Tage lang außer dem Hauſe. Wenn Du erſt einmal bei uns eingeführt biſt, ſo können wir die herrlichſten Stunden ungeſtört miteinander verleben.

„Nimmermehr.“

„Wie, nimmermehr? möchteſt Du das nicht?“

„Wohl möchte ich es; aber die Frage iſt, ob ich

es kann? Wie kann ich aber in Deine Gesellschaft zurückkehren, aus der ich so, wie ich es gethan, geschieden bin. Es ist von je mein Grundsatz gewesen, nie wieder den Fuß über die Schwelle eines Hauses zu setzen, in welchem man mich einmal, gleichviel ob wissentlich oder unwissentlich beleidigte. Denn was einmal geschah, kann und wird öfter geschehen und wenn es nicht geschieht — das Vertrauen und die Harmlosigkeit des Verkehrs ist doch fort und die kommt, wie die Unschuld, nimmer wieder."

„Aber was gehen Dich denn die andern Menschen an? Wen ich nicht sehen und beachten will, den sehe und beachte ich eben nicht."

„Das kannst Du; aber siehst Du denn nicht, daß das in meinem Falle ganz unmöglich ist? Oder glaubst Du, daß Herr von Barnewitz, der junge Grieben, und wer noch zu der Sippe gehört, mich unbeachtet lassen würden?"

„Sie sollen nicht zu uns kommen, kein Einziger soll zu uns kommen. Ich will Niemand empfangen und wen ich empfange, so empfangen, daß ihm die Lust wiederzukommen vergeht."

„Aber, Emilie, Kind, das Alles sind ja bunte Seifenblasen, die vor dem ersten Hauch der Wirklichkeit zerplatzen. Und wenn Du dich wirklich mir

zu Liebe mit Deiner Gesellschaft in einen Kampf einlassen wolltest, in welchem Du nebenbei immer den Kürzeren ziehen müßtest, wird Dein Mann mir, den er gewiß nicht liebt, zu lieben auch gar keine Ursache hat, dasselbe Opfer bringen?“

„Arthur thut, was ich will; ich kann von Arthur Alles verlangen.“

„Und wäre er solch ein Thor,“ sagte Oswald heftig: „ich will in diesem Blindekuhspiel nicht mitspielen. Wenn Dein Mann Dich wirklich liebt, um so schlimmer für Dich und mich und ihn. Ich weiß, daß ihr Frauen in solchen Fällen die beneidenswerthe Kunst besitzt, eure rechte Hand nicht wissen zu lassen, was eure linke thut; aber wir Männer sind anders organisirt; ich zum wenigsten. Ich rede hier nicht von moralischen Bedenken, über die man sich zur Noth noch wegsetzen kann, wenn man den, dessen Vertrauen man täuscht, aus dem Grunde verachtet; aber ich würde Höllenqualen, die alle Wonne unsrer Liebe nicht beschwichtigen könnte, erdulden, wenn ich mit meinen leiblichen Augen, den Mann, den ich verachte, seinen Arm in plumper Vertraulichkeit um Deinen Leib schlingen sähe; wenn ich des Abends von euch ginge, und wüßte, daß Du — o, ich mag es nicht aussprechen, was ich nicht einmal auszudenken wage.“

Emilie warf sich schluchzend in Oswald's Arme: „O, laß mich immer bei Dir bleiben! laß mich nicht wieder in mein Haus zurückkehren! Ich will ihn nicht wieder sehen! er soll nie wieder meine Hand berühren! ich habe ihn ja nie geliebt! O, Oswald, hab' Erbarmen mit mir! laß mich nicht so schwer büßen für Etwas, das ich ja doch nur aus rasender Liebe zu Dir gethan habe."

„Armes, unglückliches Kind," murmelte Oswald, sie zärtlich an sich drückend, „armes unglückliches Kind; und unglücklich durch mich! das ist das bitterste Leid! Emilie, Holde, Süße, weine nicht so! Dein Schluchzen zerreißt mein Herz! Laß ab von dem Manne, der Dich schon so unglücklich gemacht hat, und nichts weiter kann, als Dich nur noch unglücklicher machen! Vergiß, daß Du mich je gesehen hast! Kehre zurück zu Deinem Gatten. Du wirst mit ihm nicht glücklich werden, aber wer ist denn glücklich auf dieser Welt! Du wirst Dich an ihn gewöhnen, wie sich der Mensch zuletzt ja an Alles gewöhnt. Und so wird Dir der Strom des Lebens verfließen, im Anfang vielleicht noch unwillige Wellen schlagen, dann allmälig ruhiger und träger, bis er zuletzt in dem todten Meere dumpfer Resignation gleichgültig mündet. O, mein Gott, mein Gott! . . . Komm, Emilie! es hilft

uns nichts, daß wir einander unser Leid klagen. Die Nacht ist kalt, Deine Haare, Deine Kleider sind naß von dem Nebelgerieſel, wie Deine Augen von Thränen. Du mußt nach Haus."

Er ſchlang ſeinen Arm um ihren Leib und führte ſie den Weg, den ſie gekommen waren, zurück. Emilie ließ es geſchehen. Ihr leiſes Schluchzen hörte allmälig auf; ſie ſchien die Hülfloſigkeit ihrer Lage zu begreifen. Plötzlich aber, als ſie auf der Brücke waren, die aus dem Park herausleitet, blieb ſie ſtehen, faßte Oswald's beide Hände und ſagte mit leiſer feſter Stimme:

„Ich hab' es mir überlegt und anders iſt es nicht. Ich will ohne Dich nicht mehr leben, ſeitdem ich weiß, wie köſtlich das Leben mit Dir iſt. Wenn Du mich nicht lieben kannſt, ſo beſchwöre ich Dich bei Allem, was Dir heilig iſt, ſage es mir. Ich will kein Wort erwidern, kein Wort. Ich will nicht weinen, nicht klagen. Du ſollſt von mir nicht beläſtigt werden. Was ich dann thue, das weiß ich."

„Emilie —"

„Nein, laß mich ausreden. Ich ſage Dir, ich will nicht ohne Dich leben. Wenn Du mich nicht liebſt, kann es Dir ja gleichgültig ſein, was aus mir wird. Wenn Du mich aber liebſt, ſo wirſt, ſo mußt

Du fühlen, daß wir uns auch, so oder so, angehören müssen. Wie das geschehen kann, — ich weiß es jetzt noch nicht; aber ich werde darüber nachdenken und Du wirst darüber nachdenken und wir werden einen Ausweg finden. Jetzt, sage mir: liebst Du mich, oder nicht?“

„Ich liebe Dich!“ sagte Oswald, und er glaubte in diesem Augenblick, was er sagte.

Emilie warf sich in seine Arme: „Und ich liebe Dich, Oswald, wie Dich nie ein Weib geliebt hat, wie Dich nie ein Weib auf Erden wieder lieben wird . . . Und nun,“ fuhr sie in ruhigem Tone fort, während sie langsam weiter schritten, „laß uns unsre Lage überdenken. Vorläufig, das sehe ich wohl, muß es so bleiben, wie es ist; aber auch so muß ich Dich von Zeit zu Zeit sehen, wenn ich nicht wahnsinnig werden soll. Hier in der Stadt, wo tausend Augen uns bewachen, ist es schwer; aber ich habe einen andern Plan. Drüben in Fährdorf (es war dies ein Uferdorf der Insel, Grünwald gerade gegenüber, wo die Fährboote anlegten) wohnt meine alte Amme, die mir unbedingt ergeben ist. Sie ist Wittwe und hat einen einzigen Sohn in meinem Alter, der für mich durch Wasser und Feuer geht. Sie ist kränklich; ich schicke ihr alle Tage etwas, habe sie auch schon be-

sucht und es wird nicht auffallen, wenn ich sie wieder besuche. Ihr Sohn ist Steuermann auf einem Fährboote, das ihr gehört, und er wird uns sicher und verstohlen hinüber und herüber bringen. Wenn in einigen Wochen, vielleicht schon Tagen, das Eis hält, ist die Sache noch viel einfacher, wenn wir nicht bis dahin . . . willst Du, Oswald?"

„Der Plan ist gut," sagte Oswald; „besonders deshalb gut, weil ich keinen besseren wüßte. Wann wollen wir ihn in Ausführung bringen?"

„Morgen, wenn Du willst."

„Wann?"

„Um fünf Uhr Nachmittags. Das heißt, wir dürfen nicht zusammen hinübergehen. Ich will schon früher fahren. Du kommst nach, wenn es dunkel ist. Die Rückfahrt findet sich. Die Wohnung der Wittwe Lemberg — vergiß den Namen nicht — ist das letzte Haus rechts am Strand. O, Oswald, Oswald! denke die Seligkeit, mit Dir stundenlang ungestört beisammen zu sein! Doch jetzt, mein Oswald geh! man darf dich nicht sehen; ich muß allein nach Hause gekommen sein. Leb' wohl, — leb' wohl — auf Wiedersehen." . . .

Die schlanke Gestalt Emilien's war heimlich durch das Dunkel bis an die Thür der Villa geschlüpft.

Oswald hörte die Glocke ziehen. Die Thür wurde geöffnet und schloß sich wieder. Oswald war allein.

Er war allein; allein mit einem Herzen, in dem es finster war, wie die finstre Nacht, die wie ein schwarzes Leichentuch über der kalten, starren Erde lag. Kein Hoffnungsschimmer am Himmel und in seiner Seele; dunkel, Alles dunkel vom Aufgang bis zum Niedergang.

Er konnte es zu keinem bestimmten Gedanken bringen, nur zu dem einen, daß er sterben möchte, daß es ein Glück für ihn sein würde, wenn er seinem Leben ein Ende machte. Für ihn und für Andre! Heftete sich nicht das Unglück an seine Fersen? war es nicht sein Schicksal, Verwirrung und Leid zu bringen, wohin er kam? Und nun dieser neueste Bund, den er geschlossen, unwiderruflich, wenn er nicht treulos sein wollte, wie — wie was? wie er noch stets gewesen war! Melitta — Helene — Emilie! Was hatte Emilie vor den Andern voraus, als daß sie zufällig die letzte war? . . .

So irrte er, von den Furien des eignen Gewissens gejagt, in dem Park umher bis an den Strand und wieder zurück und wieder an den Strand und wieder zurück. Die feuchtkalte Luft durchnäßte seine Kleider, er achtete es nicht; er stieß sich an den triefenden

Stämmen, er ritzte seine Hände in dem Hagedorn — er fühlte es nicht. Verwünschungen gegen die Vorsehung, gegen die Menschen, gegen sich selbst murmelnd, trank er in vollen Zügen aus dem Kelch der Leiden, die sich, wenn wir dem alten Weisen glauben dürfen, „der Mensch in seines Sinnes Thorheit selbst gegen der Götter Willen und des Schicksals Schluß bereitet."

Zuletzt fand er sich, — er wußte nicht, wie er dahin gekommen war — vor der Pforte des Gartens von Fräulein Bär's Pensionsanstalt. Aus einem der Fenster — Helenen's Zimmer — schimmerte Licht. Es war das erste Licht, das er jetzt seit Stunden gesehen und es war ihm, als ob in die Nacht seiner Seele ein Stern hernieder leuchte. Zwar Trost und Hoffnung konnte ihm der Stern nicht bringen, aber er löste seine Verzweiflung in Wehmuth auf. Er verfiel in jene Stimmung, wo der Mensch sich aus dem Chaos seiner eignen Leidenschaften befreit, voll schmerzlichen Mitleids die gramzerrissenen Züge seines Genius betrachtet und das Leid der Welt in seinem eigenen Leide fühlt. Er meinte nicht sich, er meinte nicht Helene, er meinte des Menschen Sohn, als er jetzt, sich aufraffend und den Weg nach der Stadt einschlagend, die Stimme erhob und sang:

Dein Angesicht, so lieb und schön,
Ich hab' es jüngst im Traum gesehn.
Es war so mild, so engelgleich,
Und doch so bleich, so schmerzensbleich.
Und nur die Lippen, die sind roth,
Bald aber küßt sie bleich der Tod.

Fünftes Kapitel.

Einige Tage später war beim Geheimrath Robran in dem Wohnzimmer eine kleine Gesellschaft versammelt, bestehend aus dem Geheimrath selbst, seiner Tochter, Franz und einer jungen Dame, die, von Bemperlein bei Robran's eingeführt war: Mademoiselle Marguerite Martin. Man hatte zu Abend gegessen, nachdem man vergeblich eine Stunde lang auf Herrn Bemperlein gewartet. Jetzt saß man um den Kamin; auf einem Tische in der Nähe Sophien's stand statt der Theesachen heute eine kleine Bowle, aus der die junge Dame aber nur selten ein oder das andere Glas füllte. Die Conversation war nicht eben belebt; es schien ein Schleier von Wehmuth über den Gesichtern Aller zu hängen. Kein Fremder hätte glauben sollen, daß diese stille melancholische Gesellschaft nichts mehr und nichts weniger feierte, als was man im gewöhnlichen Leben einen „Polterabend" zu nennen pflegt.

Und doch war dies der Fall. Morgen in den

ersten Vormittagsstunden sollte in der Universitäts-kirche das junge Paar vom Professor Doctor Schwarz eingesegnet werden, um dann eine Stunde später nach der Residenz abzureisen, wohin Franz dringende Geschäfte riefen.

In den Plänen, die Franz für die Zukunft entworfen hatte, war nämlich noch in der elften Stunde vor seiner Verheirathung eine große Veränderung eingetreten. Das Opfer, welches er in aller Stille und Heimlichkeit — wie es Opfernden geziemt — der Ruhe und dem Glück der Seinigen bringen wollte, war nicht angenommen worden. Als er an Professor Kurzenbach schrieb, daß er die ihm zugedachte Ehre der Stelle eines ersten Assistenzarztes an dessen berühmter Klinik, weil er sich seiner Aufgabe nicht gewachsen fühle, ablehnen müsse, glaubte er die Sache ein für alle Mal abgethan. Aber Kurzenbach war nicht der Mann, einen ihm lieb gewordenen Gedanken so leicht aufzugeben. Er schrieb abermals an Franz, und — das hatte Franz nicht erwartet — zugleich an dessen Schwiegervater. So erfuhr der Geheimrath, was ihm, nach Franz' Absicht, für immer unbekannt bleiben sollte. Er war wie aus den Wolken gefallen; aber der Entschluß des energischen Mannes war auch im nächsten Augenblick gefaßt. Als Franz eine halbe Stunde später

ihn zu besuchen kam, empfing er ihn mit dem Brief Kurzenbach's in der Hand. In dieser Stunde der Entscheidung fand Robran seine ganze alte Geistes-kraft und Beredsamkeit wieder.

„Sehen Sie denn nicht, theuerster Franz," sagte er, „daß dies ungeheure Opfer, welches Sie mir so leichten Muthes und — Sie müßten sonst kein vom Weibe Geborner sein, — schweren Herzens bringen, mich durch seine Größe niederdrückt und so zu sagen moralisch vernichtet? Sie haben Ihr Vermögen für mich dahingegeben. Ich unterschätze das wahrhaftig nicht: indessen das hat schon mancher Vater freudig für seinen Sohn gethan, weshalb sollte es nicht auch umgekehrt einmal ein Sohn für seinen Vater thun? Aber, indem Sie diese Stelle ausschlagen, opfern Sie mir etwas, das sich nicht mehr zählen und berechnen läßt. Sie opfern mir Ihre ganze Zukunft. Sie opfern mir den Ehrgeiz, der jedes edle männliche Herz erfüllt, es in dem Berufe, dem man angehört, zur höchstmöglichen Vollkommenheit zu bringen; ja, was am schwersten in die Wagschale fällt: Sie opfern mir auch, worüber Sie gar nicht frei verfügen können: die Pflicht, die Sie gegen Ihre Mitmenschen haben. Wem, wie Ihnen viel gegeben ist, von dem kann und muß auch viel gefordert werden. Sie finden in der

Residenz einen Wirkungskreis, um den Sie selbst ein Cäsar beneiden würde, wenn ein Cäsar überhaupt jemals begreifen könnte, worin das wahre Herrscherthum des Menschen besteht. Sie werden in Wirklichkeit sein, wie die römischen Schmeichler ihre Neronen und Heliogabale nannten: decus und deliciolae generis humani: eine Zierde und Wonne des Menschengeschlechts, denn Sie werden, wie einst der göttliche Nazarener, Blinde sehend und Lahme gehend und die unter der dumpfen Grabesdecke ihrer Leiden Gebetteten vom Tode auferstehen machen. Und von Ihren Worten und Werken begeisterte Schüler werden ausziehen in alle Lande und so wird der Kreis Ihrer Wirksamkeit, wie der jedes wahrhaft großen und guten Menschen, eine unendliche Peripherie gewinnen. Was Sie in Grünwald leisten können, das können Andre auch. Was Sie dort leisten können, das können Wenige, und es ist recht und billig, daß jeder Soldat in der großen Fortschrittsarmee da marschirt, wo seine Stelle ist in der Reihe und im Gliede.

Und nun abgesehen von diesen innern moralischen Gründen, die Sie gebieterisch zwingen, auf den Ruf des großen Geistes, der durch Kurzenbach's Mund Ihnen geworden ist, mit Hier! zu antworten, so sprechen auch selbst die äußeren Verhältnisse mehr für

als gegen die Sache. Ich weiß sehr wohl, welche Motive Sie zu Ihrer Weigerung bestimmten; aber — verzeihen Sie, Franz, wenn ich ganz aufrichtig spreche — sollten Sie dabei, wenn auch nicht Ihre Kraft überschätzt, so doch die meinige zu gering angeschlagen haben? Ich bin, was ich einen Todescandidaten nenne; der Tod hat mich nur vorläufig gezeichnet, um mich bei nächster Gelegenheit desto sichrer zu treffen; indessen sobald tritt diese Gelegenheit denn doch vielleicht nicht ein; ich schätze, wenn Sie nicht etwas ganz Besonderes dagegen haben, mein Leben immer noch auf ein vier, fünf Jahre, vielleicht noch länger. So lange werde ich meine Collegien lesen und meine Kranken besuchen, nach wie vor, und wenn ich nicht allein fertig werden kann, so werde ich mir Jemand wählen, der mir nicht eine so gefährliche Concurrenz machen kann, wie mein vortrefflicher Schwiegersohn, den man mir jetzt schon hier und da vorzuziehen anfängt. Im Ernst, Franz, wir stehen uns vorläufig hier nur im Wege. Und wenn's doch einmal darauf ankommt, Geld zu machen, so ist es besser: Sie gehen nach Osten, und scheren Ihre Schafe und ich schere hier im Westen die meinigen."

Franz war durch diese Argumente nicht ganz überzeugt; aber er fühlte, daß der Geheimrath als Mann

von Ehre nicht anders handeln könne. So ging er denn zu seiner Braut und sagte ihr: daß er einen Ruf nach der Residenz erhalten habe. Was sie dazu sage?

„Ob Du dem Ruf folgen mußt," erwiderte Sophie nach kurzer Ueberlegung, „das zu unterscheiden, muß ich natürlich Dir und dem Vater überlassen, denn ich verstehe nichts davon. Wenn's aber sein muß, so werde ich gewiß nicht Nein sagen. Wann sollen wir fort?"

„Ich muß gegen Weihnachten spätestens da sein; aber auch jetzt schon muß ich gleich nach unserer Hochzeit auf ein paar Tage hinüber, um das Terrain zu recognosciren."

„So reise ich mit Dir. Du sollst sehen, daß ich gar nicht so unpraktisch bin, wie Du glaubst."

Wer Sophie so ruhig, beinahe kühl über einen Plan sprechen hörte, der für ihre und Franzen's Zukunft entscheidend war, dessen Ausführung sie von Vaterstadt und Vaterhaus, von ihren Freundinnen und Bekanntinnen, von tausend und aber tausend lieben Gewohnheiten vielleicht für immer trennte — der hätte sie wohl für kalt und gefühllos halten mögen. Und doch konnte nichts unrichtiger sein. Sophie war nur eine von den Frauen, die weil sie ihre eigentliche Heimat auf dem Gebiet des Geistes und in dem Her-

zen geliebter Menschen finden, sich durch jene beiden, dem Alltagsmenschen so furchtbaren Mächte: durch Raum und Zeit sehr wenig imponiren lassen. Sie hatte in dem beständigen Verkehr mit hochbegabten und hochgebildeten Menschen gelernt, daß es sich im Leben noch um etwas anderes handelt, als um die Befriedigung unserer individuellen Neigungen und Wünsche; daß jeder Einzelne in dieser oder jener Weise resigniren muß, damit auch Andere zu ihrem Antheil am Erdenglück gelangen. Sie hatte gelernt, daß der Mann noch etwas Anderes zu thun hat, als für seine und der Seinigen Nahrung und Nothdurft zu sorgen, daß er vor allem ein Priester des Geistes ist, und daß die Frau keine heiligere Pflicht hat, als die, ihm dies Priesterthum möglich zu machen, dadurch, daß sie beständig zu ihm emporblickt, beständig mit ihm emporstrebt, und nicht im Gegentheil den ganzen Kleinkram des Lebens als ein unerträgliches Bleigewicht an seine Flügel hängt.

Wohl war ihr der Gedanke, sich von dem Vater, den sie so liebte, von dem sie so sehr geliebt wurde, trennen zu sollen, unsäglich schmerzlich; aber sie wußte, daß er in der Stunde der Entscheidung an den Grundsätzen, die er der Tochter eingeprägt, festhalten und von ihr dieselbe Festigkeit erwarten würde. Es war

ein harter Kampf, den diese beiden edlen Herzen durch=zukämpfen hatten in der Nacht, die dem Abend folgte, an welchem Franz' Fortgehen von Grünwald definitiv entschieden war — ein Kampf, wie ihn jedes Men=schen Sohn ein oder das andre Mal — und ach! wie mancher mehr als einmal — in seinem Leben durchkämpfen muß; ein Kampf, wo der Angstschweiß in schweren Tropfen von der schmerzlich gefurchten Stirn rinnt und das gequälte Herz stöhnt: Vater, wenn es sein kann, so gehe dieser Kelch an mir vor=über! Aber wer aus diesem Kampf als Sieger her=vorgeht, zu dem treten die Engel und dienen ihm, und als am nächsten Morgen Vater und Tochter sich, ohne ein Wort zu sprechen, in die Arme sanken und lange, lange umfangen hielten, da mochten wohl ihre Augen tropfen, aber ihre Stirnen waren heiter und in ihren Herzen tönten Himmelsmelodien.

Von diesem Momente an war Sophien's ganzes Sinnen und Trachten darauf gerichtet, Alles im Hause so zu ordnen, daß der Vater nach ihrer Entfernung wenigstens den Comfort des Lebens, an den er sich nun einmal gewöhnt hatte, nicht vermißte. Vor Allem handelte es sich darum, ein weibliches Wesen zu fin=den, das ihre Stelle an der Tafel und beim Theetisch ausfüllen und überhaupt die Leitung der häuslichen

Angelegenheiten übernehmen könnte. Ihre Wahl war bald getroffen. Bemperlein hatte, auf Sophiens ausdrücklichen Wunsch, ihr Mademoiselle Marguerite schon am nächsten Tage nach der denkwürdigen Unterredung vor dem Kaminfeuer zugeführt. Sophie hatte an der hübschen schwarzäugigen Französin großes Gefallen gehabt und Bemperlein aufrichtig zu seiner Wahl gratulirt. Schon damals war Sophie der Gedänke gekommen, ob Marguerite nicht später, wenn sie selbst verheirathet war, dem Vater die Wirthschaft führen könnte. Jetzt beeilte sie sich, diesen Gedanken zur Ausführung zu bringen. Der Vater, auf den „die kleine Lacerte", wie er das zierliche Figürchen nannte, einen sehr günstigen Eindruck gemacht hatte, fand den Plan seiner Sophie „so übel nicht"; Franz „billigte" ihn, und was Bemperchen anbetrifft, so versteht es sich von selbst, daß er mit Enthusiasmus darauf einging. Er, als die geeignetste Person, erhielt demzufolge den Auftrag, Marguerite's Sinn in dieser Hinsicht zu erforschen und bei einem so feinen Diplomaten wie Anastasius Bemperlein, konnte es nicht überraschen, daß seine delicate Mission mit dem entschiedensten Erfolge gekrönt wurde. Marguerite erklärte, daß sie die ihr zugedachte Ehre de tout son coeur annehmen werde, sobald sie sich von ihren jetzigen

Verhältnissen losgemacht habe. Jetzt fehlte also weiter nichts, als die gnädige Entlassung der Demoiselle Marguerite Martin aus dem Baron-Grenwitz'schen Unterthanenverbande zu bewirken. Dies ging zu Aller Erstaunen leichter, als man erwartet hatte. Der Baronin waren die klugen Augen ihrer Gouvernante schon lange unbequem gewesen, besonders, seitdem in ihrem Hause so Mancherlei passirt war und noch passirte, was eine scharfe Kritik nicht wohl vertragen konnte. Ueberdies hatte sie stets den Grundsatz gehabt, mit ihrem Dienstpersonal in bestimmten Intervallen zu wechseln, da sie die Erfahrung gemacht haben wollte, daß „nur neue Besen gut fegten"; und Marguerite war schon weit über die gewöhnliche Zeit in ihrem Hause gewesen. So gab sie derselben denn ohne weiteres den geforderten congé und erlaubte sogar, in Rücksicht auf die Verhältnisse, daß sie schon an einem der nächsten Tage in das Haus des Geheimraths übersiedelte. Daß Marguerite dabei, „in Anbetracht der bedeutenden Unbequemlichkeiten, ja offenbaren pecuniären Einbußen, welche der Baronin aus ihrem plötzlichen Fortgehen erwüchsen," auf das Gehalt des laufenden Quartals verzichten mußte, verstand sich um so mehr von selbst, als „die junge Person", wenn sie der Baronin fünf Jahre lang mit unermüdlichem

Eifer gedient, doch am Ende nichts weiter gethan hatte, als „ihre Pflicht und Schuldigkeit.“

So war Marguerite ein Mitglied der Familie des Geheimraths geworden und es ist daher natürlich, daß sie heute Abend bei diesem, im engsten Kreise der Familie gefeierten Feste nicht fehlen durfte.

Auch war sie die Einzige, welche heute Abend die Kosten der Unterhaltung ohne Mühe bestreiten konnte. Zwar gab sie sich ersichtlich Mühe, dem Ernst des Augenblicks gerecht zu werden und die Gefühle der Andern nicht durch unzeitige Lustigkeit zu beleidigen, aber bei ihrer angebornen Lebhaftigkeit wurde es ihr nicht leicht, lange schweigsam zu sein, und alle Augenblicke war sie mit ihrem muntern: dites-moi donc, Mademoiselle Sophie! savez-vous me dire, Monsieur le Docteur . . da, wie ein vergnügter Kanarienvogel, dem man das Bauer zugedeckt hat, sobald der erste Schreck vorüber ist, wieder lustig anfängt zu schmettern.

„Aber ich möchte doch um Alles in der Welt wissen, wo Bemperlein bleibt,“ sagte Sophie nach der Uhr sehend; „er hatte versprochen, um acht Uhr hier zu sein; jetzt ist es bereits halb zehn.“

„Vielleicht kann uns Fräulein Marguerite Auskunft geben,“ sagte der Geheimrath.

„Moi? pas du tout!“ erwiderte Marguerite, froh eine Gelegenheit zum Sprechen zu finden. „Ich nicht habe ihn gesehen seit gestern Abend. Ich beinahe glaube, daß er ist krank, denn er sah diese Tage aus sehr aufgeregt und nerveux.“

„Ich war heute bei ihm,“ sagte Franz.

„Nun!“ sagte Sophie.

„Ja, denkt Euch: ich habe den seltsamen Menschen gar nicht zu Gesicht bekommen. Er rief durch die verschlossene Thür: er könne mich nicht sehen; er habe eine wichtige chemische Untersuchung, von der er keinen Augenblick fort dürfe.“

„Es wird doch nichts passirt sein?“ sagte Sophie, „willst Du nicht lieber noch einmal zu ihm gehen, Franz?“

„Recht gern,“ sagte Franz, sein Glas leerend und aufstehend.

In demselben Augenblicke erschallte aber vom Hausflur her das unterdrückte Gelächter der Mädchen und des Bedienten. Alsbald ging auch die Thür auf und herein trat eine wunderlich herausgeputzte Gestalt, die sich durch zwei mächtige, an den Schultern angeheftete Gänseflügel, durch einen Bogen in der Hand, nebst obligatem Köcher mit Pfeilen auf dem Rücken, durch einen Kranz auf dem Kopf unzweifelhaft

als Amor präsentirte, wenn auch die Brille nicht ganz zu der diesem Gott charakteristischen Blindheit und der schwarze Anzug zu der klassischen Nacktheit, in welcher sich der Sohn der Liebesgöttin fast ausschließlich gefällt, stimmen mochten.

Diese seltsame Gestalt näherte sich zierlichen Schrittes der Gesellschaft am Kamin, blieb in angemessener Entfernung stehen, verbeugte sich und sprach:

„Hochverehrliches christliches Brautpaar, sehr würdiger christlicher Brautvater und liebwerthe Demoiselle!

Ich bin, wie Jeder leicht erkennt,
Der große Gott Amour.
Wenns irgendwo im Herzen brennt,
Dann brennt durch mich es nur.
Wer meinen Köcher rasseln hört,
Der schlägt die Augen nieder;
Der Pfeil, der von dem Bogen fährt,
Durchbohret Best' und Mieder.
Und wen so traf ins Herz der Schuß,
Um den ist es geschehn;
Von meiner Kunst, o Publicus,
Sollst du ein Pröbchen sehn.

Hier nahm Amor mit großer Ostentation einen Pfeil aus dem Köcher und sagte: „Haben Sie keine Angst, meine Herrschaften, die Sehne ist sehr schlaff und die Pfeile haben, wie Sie gefälligst bemerken werden, faustgroße Gummibälle statt der Spitzen." Darauf legte er den harmlosen Pfeil auf den harm-

losen Bogen und schnellte ihn auf Sophie ab, die ihn geschickt mit der Hand auffing und mit komischem Pathos ans Herz drückte. Dieselbe Procedur wiederholte sich bei Franz mit der Ausnahme, daß dieser den Gummiball an den Kopf bekam. Nachdem Amor also bewiesen, daß er nicht vergeblich drohe, fuhr er fort:

„Nun ist's den Beiden angethan,
Und hin ist ihre Ruh;
Man sieht es ihnen deutlich an:
Es drückt sie wo der Schuh.
Sie ruhen und sie rasten nicht,
Mag's brechen oder biegen,
Bis daß der Pfaffe Amen spricht,
Und sie sich endlich kriegen.
Dann heißt's: Ade, du Elternhaus,
Ich muß nun in die Welt hinaus!
Ade, ade lieb Väterlein,
Ade, es muß geschieden sein!
Ade, du traute Freundesschaar,
Für die ich Licht und Leben war!
Ade ihr lieben Leute!
Ihr habt mich nur noch heute;
Wenn morgen blinkt der Abendstern,
Dann bin ich viele Meilen fern.

Diese letzten Verse sprach Amor mit sehr bewegter Stimme. Die Gesichter der Gesellschaft um den Kamin, die im Anfang von Heiterkeit geglänzt hatten, waren nach und nach ernster geworden; von der halboffenen Thür, in welcher sich die Dienstleute drängten, vernahm man unterdrücktes Schluchzen.

„Trinken Sie ein Glas Bowle, Bemperchen," sagte Sophie, Amor ein Glas präsentirend.

„Auf Ihr Wohl, Fräulein Sophiechen," erwiderte Amor, das Glas auf einen Zug leerend. „Nun setzen Sie sich aber wieder, ich bin noch nicht fertig."

Amor trat jetzt einen Schritt zurück, klapperte mit seinem Köcher, wie, um sich zu überzeugen, daß er sich noch nicht verschossen habe, und sprach darauf also:

„So schröcklich, wie dies Beispiel zeigt,
Ist Amor's grause Macht;
Doch wird's nicht immer ihm so leicht,
Manch' Herz ist streng bewacht;
Es schwärmt der gute Jüngeling, —

Bei diesen Worten blickte Amor anbetungsvoll auf Mademoiselle Marguerite —

Sie aber ist ein schnippisch Ding.
Wenn er von seiner Liebe spricht,
So sagt sie: ick versteh Sie nicht.

Bei dieser, für die Eingeweihten sehr verständlichen Anspielung konnte sich Niemand eines Lächelns erwehren, aus dem aber ein lautes Gelächter wurde, als Mademoiselle Marguerite, die von Allem, was Amor sagte, kaum ein Wort verstand, aus dem Lachen der Anderem aber merkte, daß irgend etwas ganz besonders Witziges gesagt sein müsse, sich zu Sophie wandte und ganz laut fragte: „Qu'est-ce qu'il dit?"

Amor hatte Humor genug, in das Gelächter der Anderen mit einzustimmen; aber alsobald fuhr er mit noch größerem Ernst wie vorhin fort:

Da kommt in allergrößter Eil'
Der Jüngling denn zu mir
Und fleht: „Mit deinem schärfsten Pfeil
Triff's böse Mädchen hier —

Bei diesen Worten legte Amor die Hand aufs Herz.

Damit sie wisse, wie es thut,
Wenn Einer liebet treu und gut."
Und ich sodann: „Mein feiner Knab',
Dein Flehen rühret mich,
Den schärfsten Pfeil, den ich nur hab',
Ich schieß ihn ab für dich.
Wen dieser traf ins junge Herz,
Der fühlt gar bald den Liebesschmerz."

Amor präsentirte einen Pfeil, den er bei den letzten Worten aus dem Köcher genommen hatte. An der Gummikugel vorn auf der Spitze war ein Zettel befestigt, auf dem etwas geschrieben stand, was man aus der Entfernung nicht lesen konnte. Er zielte auf Mademoiselle Marguerite und rief mit erhobener Stimme:

Wenn das nicht gut vor Liebe ist,
Sagt mir's, wenn Ihr was Beff'res wißt.

Der Pfeil flog vom Bogen, Mademoiselle Marguerite in den Schooß. Amor aber wartete den Erfolg seiner Heldenthat nicht ab, sondern wandte den

mit Gänseflügeln geschmückten Rücken und eilte, von dem Gelächter der Gesellschaft gefolgt, zur Thür hinaus.

„Was steht auf dem Zettel, Marguerite?“

„Den Zettel müssen Sie zeigen, Mademoiselle!“

„Das versteht sich!“

So riefen Sophie, Franz und der Geheimrath, dem Bemperlein's dramatischer Scherz ausnehmend gefallen hatte, durcheinander. Aber Marguerite hatte kaum einen Blick auf den Zettel geworfen, als ihr ausdrucksvolles Gesicht von dunkler Röthe übergossen wurde. Sie riß in aller Eile das Papier ab und warf es in den Kamin; Sophie aber, die dies erwartet hatte, war sofort mit dem Schüreisen bei der Hand, schnellte den Zettel, ehe ihn die Flamme ergreifen konnte, geschickt heraus, ergriff ihn und rief aufspringend: „Ich hab's! ich hab's!“ Marguerite wollte ihr das Document entreißen, Sophie aber lief damit fort, Marguerite hinterher, während Franz und der Geheimrath sich über die Anstrengungen der kleinen Lacerte, an der schlanken Sophie, der sie kaum bis an die Schulter reichte, hinaufzuspringen, höchlichst ergötzten. Bei ihrer Jagd kamen die jungen Damen in die Nähe der Thür, und da Bemperlein, der sich unterdessen seiner himmlischen Attribute entledigt hatte, gerade hereintrat, so stürzte ihm Mar-

guerite, die ihren Lauf nicht so schnell hemmen konnte, direct in die Arme.

„Seht Amor's heilige Macht!“ rief Sophie bei diesem Anblick jubelnd. „Hier Marguerite, haben Sie Ihren Zettel wieder. Nachdem ich diesen Erfolg gesehen, will ich gar nicht mehr wissen, was auf dem Recept gestanden hat.“

Bei diesen Worten überreichte sie mit einem tiefen Knix Marguerite den Zettel, die ihn eiligst im Busen verbarg.

„Sie haben Ihre Sache brav gemacht, Bemperchen,“ sagte die übermüthige junge Dame sodann; „ich muß Sie nothwendig auch umarmen.“

Damit nahm sie den hocherröthenden Bemperlein ohne weiteres bei den Schultern und gab ihm einen herzlichen Kuß.

„Ich rufe Sie zum Zeugen, Herr Geheimrath,“ rief Bemperlein, „daß die Damen sich um mich reißen, ohne daß ich ihnen die geringsten Avancen mache, und daß, wenn Franz mich fordert, ich ihm keine Satisfaction zu geben brauche.“

Durch Bemperlein war ein anderer Geist in die Gesellschaft gekommen und Scherz und Lachen die Ordnung des Abends geworden. Die gute Laune des kleinen Kreises stieg in demselben Maße, als das

Niveau in der Bowle sank. Nur Marguerite war stiller als vorher, indessen man hatte den Scherz weit genug getrieben und ließ die kleine Lacerte in Ruh; achtete auch nicht weiter darauf, wenn sie den Platz am Kamin verließ und in dem großen Zimmer auf und ab gehend, ihren Gedanken nachhing; ja Franz, Sophie und der Geheimrath, die gerade in ein wichtiges Familiengespräch gerathen waren, bemerkten nicht daß Bemperlein geräuschlos aufgestanden war, sich Marguerite zugesellte und mit ihr ein leises Gespräch angeknüpft hatte, welches bald so interessant wurde, daß sie nothwendig das tiefe Erkerfenster aufsuchen mußten, wo sie vor den Blicken der Gesellschaft am Kamin durch die breiten Falten des schweren Vorhangs gänzlich verborgen waren. Leider aber war das Gewebe dieses Vorhangs nicht dicht genug, auch die Schallwellen vollständig zu brechen und so geschah es denn, daß nach Ablauf von ungefähr fünf Minuten die am Kamine durch ein Geräusch erschreckt wurden, das aus dem Erker kam und unmöglich durch etwas Anderes hervorgebracht sein konnte, als dadurch, daß die Lippen zweier Menschen längere Zeit auf einander geruht und sich plötzlich wieder getrennt hatten.

Mit der Entstehung dieses höchst eigenthümlichen Geräusches hing es aber so zusammen:

Als das promenirende Paar — ganz zufällig — in den dunklen Erker gerathen war, hatte Mademoiselle Marguerite sogleich wieder umkehren wollen, der löwenkühne Bemperlein aber hatte ihre Hand ergriffen und im eindringlichen Tone gesagt:

„Haben Sie gelesen, was auf dem Zettel stand?“

Nun hatte Marguerite es allerdings gelesen, aber sie wäre keine kleine Lacerte gewesen, wenn sie auf eine so directe Frage nicht mit: „Non, Monsieur!“ hätte antworten sollen.

„Erlauben Sie denn, daß ich es Ihnen sage?“

Die kleine Lacerte fing hierauf ein ganz klein wenig an zu zittern, ohne weder Ja noch Nein zu sagen; Herr Anastasius Bemperlein aber, der mit großem Scharfsinn das Zittern und das Schweigen zu seinen Gunsten auslegte, schlang seinen Arm um die feine Taille der kleinen Lacerte und flüsterte ihr in's Ohr: „Mademoiselle Marguerite Martin! je vous aime de tout mon coeur.“

Da das Zittern in Folge dieser loyalen Erklärung nur noch zunahm, ohne daß von Seiten der Dame irgend ein Versuch gemacht wurde, sich den Armen des Ritters zu entziehen, so sagte dieser noch leiser und dringender:

„Marguerite, répondez-moi! m'aimez-vous? oui ou non?“

Da Marguerite auf dieſe kurze Frage — man frägt in einer fremden Sprache immer kürzer, als in der eignen — mit einem kaum hörbaren: „Oui!“ geantwortet hatte, ſo blieb einem in Liebesaffairen ſo ausnehmend bewanderten Manne, wie Herr Anaſtaſius Bemperlein, offenbar nichts Anderes übrig, als die Dame noch feſter in ſeine Arme zu ſchließen und ihr einen ſchallenden Kuß auf die nicht widerſtrebenden Lippen zu drücken.

Und dieſer Kuß war eben jenes Geräuſch, das plötzlich an das Ohr derer am Kamin ſchlug. Sie ſahen ſich ſchweigend einander an. Der Geheimrath lächelte; Franz und Sophie aber, die ſich nicht ſo gut beherrſchen konnten, brachen in ein ſchallendes Gelächter aus.

„Oh, mon Dieu!“ rief die kleine Lacerte erſchrocken aus des Ritters Armen ſchlüpfend.

„Sei nur ruhig“, erwiderte der Ritter; „Sie müſſen es ja doch erfahren.“

Sprach's, faßte die kleine Dame bei der kleinen Hand, ſchlug den Vorhang zurück, trat wie der Edelknappe im Taucher „ſanft und keck“ auf die Freunde zu und ſagte:

„Meine Freunde, ich habe das unaussprechliche Vergnügen, Ihnen Fränlein Marguerite Martin als meine liebe Braut vorzustellen.“

Da Bemperlein unter dem Siegel der Verschwiegenheit Sophie in sein Geheimniß eingeweiht, und diese es unter demselben Siegel an Franz und den Vater weitergegeben hatte, so konnte, besonders nach der Amorscene und nun gar nach dem Kuß im Erker, durch diese Nachricht eigentlich Niemand so recht gründlich überrascht werden. Indessen waren die Glückwünsche von Seiten der Freunde nicht weniger warm. Die Männer schüttelten sich herzlich die Hände. Sophie küßte Marguerite mit einer bei ihr sehr ungewöhnlichen Rührung, und es dauerte eine geraume Zeit, bis die hochgehenden Gefühlswogen sich wieder zu einem klaren Spiegel ebneten.

„Wir müssen ein solches Ereigniß auch äußerlich durch eine entsprechende Feierlichkeit documentiren,“ sagte der Geheimrath, griff nach der Klingel und hieß den eintretenden Diener, die letzte von den zwölf Flaschen Johannisberger Cabinet bringen, die er einst von einem Fürsten, dessen durchlauchtigste Person er durch seine Kunst vom Tode errettet hatte, zum Geschenk erhielt. Und als der edle Wein in den Gläsern funkelte, sprach der Geheimrath:

„Meine Lieben! In froher Stunde spricht sich's gut von vergangenem Leid, und so laßt denn auch mich das heiter schöne Bild des Augenblickes in einen dunklen Rahmen fassen, aus dem seine glänzenden Farben noch um so viel heller strahlen werden. — Ich habe in diesen letzten Leidenstagen, wo ich, dessen Pflicht und Amt es ist, zu helfen, wo ich kann, selbst so ganz hülflos auf dem Krankenbette lag, oft an ein Wort denken müssen, ein klagendes, thränenreiches Wort, das die von Kriegsdiensten überbürdeten römischen Plebejer einst ihren stolzen irdischen Göttern, den Patriciern, zuriefen: „Sine missione nascimur!“ zu deutsch, ihr Mädchen: „Ohne Urlaub werden wir geboren.“ Ob unsre Kräfte in der endlosen Reihe der Kriege, die ihr im Namen des Vaterlandes zu eurem Nutz und Frommen führt, aufgerieben werden, ob unsre Aecker brach liegen und unsre Weiber und Kinder sterben und verderben — euch kümmert's nicht. Zu den Waffen, zu den Waffen! tönt euer Ruf Jahr aus, Jahr ein; und wir, wir müssen frohnen Jahr aus, Jahr ein: Sine missione nascimur.“

Der Geheimrath that einen tiefen Zug aus seinem Glase und fuhr mit bewegter Stimme fort:

„Auch wir, so dachte ich weiter, auch wir Kinder des neunzehnten Jahrhunderts werden ohne Urlaub

geboren. Die ungeheuren Aufgaben, die uns gestellt sind in der Wissenschaft, in der Politik, auf jedem Gebiete menschlicher Thätigkeit, nehmen von frühster Jugend auf unsre Kräfte in eine erdrückende Frohnde. Zu den Waffen, zu den Waffen! — so ergeht auch an uns der ewige Ruf, ob unsre Waffen nun Feder oder Pinsel, Pflug oder Hammer, Cirkel oder Lanzette sind. Und die Arbeit, die unerbittliche, gebieterische Arbeit, was fragt sie nach dem Arbeiter? ob seine Schläfen im Fieber pochen, ob sein Hirn bis zum Wahnsinn überreizt ist, ob seine Glieder vor Ermattung zittern — sie kümmert es nicht. Sie lohnt ihm mit Armuth, Krankheit und Noth und verlangt von ihm, dem Gemishandelten, dem Geächteten, die Thaten eines Herkules. Ja, meine Freunde, auch wir sind Proletarier im Frohndienst der Arbeit, wie jene römischen Proletarier im Frohndienst des Krieges und können mit ihnen klagen und sagen: Sine missione nascimur!

„Und dennoch, fragte ich mich: wie ist es möglich, daß wir, Schwächlinge und Epigonen, wie wir sind, Thaten vollbringen, neben denen sich die des Herkules und andrer Heroen wie die Spielereien von Pygmäen ausnehmen? daß unsre wegen ihrer Schlaffheit und Thatlosigkeit vielgescholtene Zeit trotz alle-

dem und alledem ein kreißender Berg ist, der nicht lächerliche Mäuse, sondern schnaubende Dampfrosse, Riesenwerke der Industrie, Triumphe der Erfindsamkeit aller Art, ohn Unterlaß gebiert? Nur dadurch, meine Freunde, daß sich das Verhältniß eines Zeitalters, wo der Kampf und die Arbeit der Menschheit von einzelnen Heroen gethan wurde, während die große Masse als ein stumpfsinniges, thatenloses Gesindel schreiend hinterzog, gerade umgekehrt hat. Heut zu Tage gilt der Einzelne, und wäre er noch so bedeutend, wenig; die ganze Kraft liegt in der Masse, die in dicht geschlossener Colonne, langsam aber unaufhaltsam auf der Bahn des Fortschritts weiter drängt. Das ist noch nicht Vielen klar geworden; ja Herrscher, Fürsten und Fürstenknechte, die eine dunkle Ahnung von der Sache haben, möchten in ihrem brutalen Egoismus und in ihrer frivolen Eitelkeit die alte Zeit wieder heraufführen, wo der Einzelne Alles und die Menge nichts war; aber es hilft ihnen wenig. Mit dem todesmuthigen Instinct der Wanderratte ausgerüstet, marschirt die Fortschrittsarmee der Menschheit in langer, unabsehbarer Linie heran, Schulter an Schulter, der Hintermann in den Fußtapfen des Vordermanns, und wenn hier oder da eine Lücke entsteht, so schließt sie sich auch in demselben Momente wieder.

„Und dieser Gedanke, meine Freunde, den ich mir so recht klar zu machen suchte, hatte etwas wunderbar Tröstendes für mich. Ich dachte: was ist daran gelegen, ob du heute oder morgen zusammenbrichst; hinter dir marschirt ein jüngerer, stärkerer Krieger, der sofort über dich weg an deine Stelle treten und mit denselben Waffen, die deiner ermattenden Hand entfielen, Größeres vollbringen wird, denn du."

Bei diesen Worten drückte der Geheimrath innig die Hand seines Schwiegersohns; Sophie aber, die schon lange mit den Thränen gekämpft hatte, warf sich schluchzend in ihres Vaters Arme.

„Nein, nein, mein Kind," sagte dieser „ihr das weiche Haar liebevoll streichelnd: „Du mußt nicht weinen; ich wollte Dir und euch Allen ja eben beweisen, wir wir nicht weinen und klagen, sondern uns freuen müssen, daß wir in den Andern und mit den Andern unüberwindlich und unsterblich sind. Ja, es ist ein schönes und wahres Wort, das ich noch heute in Freiligrath's Glaubensbekenntniß las: „Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt' an Blüte." Ich sehe hier um mich herum Alles knospen und blühen, einen ganzen Menschenfrühling im Kleinen. Wie lang' wird es dauern, und diese Knospen und Blüten werden zu herrlichen Blumen und Früchten reifen.

Ob ichs erlebe? ich wünsche es, ich hoffe es; aber selbst wenn es nicht sein sollte, wenn es mir nicht vergönnt wäre, eure Kinderchen um meine Kniee spielen zu sehen — nun denn, ihr Lieben: Leid will Freud' und Freud' will Leid haben. Wo Blüte sich an Blüte drängen soll, da muß das dürre Holz herausgehauen und in den Ofen geworfen werden, und wenn's geschieden sein muß, sei's, wenn auch nicht fröhlich, doch muthig geschieden."

Während der Geheimrath sprach, hatte man vor den Fenstern auf der Straße ein dumpfes Geräusch von Tritten und das verworrene Gemurmel gedämpfter Stimmen gehört; dann war es wieder lautlos still geworden, und als der Geheimrath das letzte Wort sprach, da erschallte in den prachtvollen Tönen eines gewaltigen Männerchors leise wie Frühlingswehen und doch mächtig wie Donnersturm:

Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden;
Wiewohl doch nichts auf dieser Welt
Dem Herzen ach! so sauer fällt,
Als Scheiden.

Die im Zimmer ergriff es, wie wenn eine überirdische Stimme zu ihnen spräche. Sophie lehnte schluchzend ihr Haupt an ihres Vaters Brust; in den

Augen der Männer standen die hellen Thränen; Marguerite, obgleich sie kein Wort verstand, war so ergriffen, daß sie ihr Taschentuch vor das Gesicht drückte und laut weinte.

Dann erhoben sich Alle und traten in den dunkeln Erker. Unter dem Fenster auf der sehr breiten Straße in einem weiten, von hellen Laternen bezeichneten Halbkreis standen die Sänger — Männer des Handwerkervereins, den der Geheimrath vor Jahren gestiftet hatte und dessen Präsident Franz in den letzten Wochen gewesen war; weiterhin eine dunkle Menschenmenge, Kopf an Kopf, Männer und Frauen, Bürger, Studenten, Proletarier — Alles bunt durcheinander, lautlos, regungslos, wie in einer Kirche.

Und mächtiger fluteten die Toneswellen:

„Nur mußt Du mich auch recht verstehn:
Wenn Menschen auseinandergehn,
So sagen sie: auf Wiedersehn!
Auf Wiedersehn!

Die Töne waren verhallt; die Laternen wurden ausgelöscht; still, wie sie gekommen waren, entfernte sich die Menge. Wieder war es dunkel auf der Straße, aber in den Herzen der Menschen, die da oben im Erker standen und sich innig umfangen hielten, war es hell wie an einem wonnigen Maienmorgen.

Sechstes Kapitel.

Die weiten Wälder von Berkow stehen entlaubt. Wo sonst durch grüne Dämmerung Vögel singend schlüpften und Mückchen und Würmchen summend schwärmten, pfeift jetzt der kalte Herbstwind durch kahle Aeste und Zweige, und wo an den knorrigen Eichen das dürre Laub noch haftet, da flüstert es nicht mehr lieblich, wie in der schönen Sommerzeit, sondern raschelt unheimlich und unwirsch. Nur die Tannen thun, als ob die Jahreszeit nichts mit ihnen zu schaffen hätte; aber auch ihr Nadelhaar hat sich dunkel gefärbt und sie sehen, da Alles um sie her kahl ist, schwärzer und schauriger aus, als je.

Auch in dem Garten hinter dem Schlosse ist der rauhe Herbst durch die dichte Taxushecke, mit dem derselbe von allen Seiten umgeben ist, hereingeschnaubt, hat die Blumen von den Beeten gefegt und die langen Gänge voll dürrer, nasser Blätter geweht. Auf der Terrasse unter dem breitastigen Tannenbaum, dem

Lieblingsplätzchen der Herrin, steht nur noch das runde Tischchen mit der Marmorplatte, weil sein Fuß fest in der Erde wurzelt; aber die grünen Bänke und Stühle sind in's Gartenhaus getragen.

Auf dem Platz vor dem Hause, der durch ein Stacket von dem Wirthschaftshof getrennt ist, sieht es melancholisch aus. Die Läden nach dieser Seite sind fast immer geschlossen, und werden nur von Zeit zu Zeit von innen durch eine alte runzlige Hand geöffnet, worauf dann wohl, wie eben jetzt zum Beispiel, das zu der Hand gehörende alte runzlige Gesicht mit dem eisgrauen langen Schnurrbart auf ein paar Minuten herausschaut, um nach einem hoch mit Holz beladenen Wagen zu sehen, den vier kräftige Gäule mit Mühe durch den tiefen Schlamm schleppen, der den Seiteneingang des Hofes zwischen den beiden Scheunen selbst im Sommer zu einer bedenklichen Passage macht. Der alte Mann zieht unwillig die buschigen Augenbrauen zusammen, wie der Knecht mit Hot! und Hü! und obligaten Peitschenhieben die Kraft der Thiere auf's äußerste antreibt. Er murmelt etwas von: infamer Schlingel! in den grauen Bart; erhebt aber seine tiefe Stimme nicht zu einigen kräftigen Flüchen, wie's sonst wohl seine Gewohnheit ist; denn schließlich ist doch nicht der Knecht schuld, sondern der

Pächter, der seit fünf Jahren nicht dahin zu bringen gewesen ist, die böse Stelle ausbessern zu lassen. — Dieser Pächter ist überhaupt ein Gefäß des Zorns für den alten Mann. Einmal behandelt er sein Vieh schlecht, sodann ist er ein Tyrann seiner Leute, drittens versteht er (nach des alten Mannes Meinung) nichts von der Landwirthschaft und last, wenn auch nicht least, hat er eine rothe Schnapsnase und ist beständig heiser, zwei Eigenschaften, die in den Augen (und Ohren) des alten Mannes äußerst „disreputirlich" sind. Und zu dem Allen die entsetzliche Aussicht, diesen disreputirlichen Menschen Zeit seines Lebens (denn er hat das Gut noch zwanzig Jahre in Pacht und so lange lebt der alte Mann nicht mehr) nicht aus den Augen zu bekommen; ihn, so zu sagen, mit sich herumschleppen müssen bis an's selige Ende, wie die vermaledeite Kugel, die dem Alten auf dem Schlachtfeld bei Waterloo in's Bein geschossen wurde und drin sitzen geblieben ist bis auf diese Stunde; nein, schlimmer als die Kugel, denn die schmerzt doch nur im Frühjahr und im Herbst und wenn's sonst mit dem Wetter nicht richtig ist; aber dieser Hallunke von einem Pächter — der alte Mann versenkt sich in dies unerschöpfliche und doch so unerquickliche Thema, die alten scharfen Augen dabei auf die bleichenden

Gebeine eines Habichts heftend, den er vor vielen Jahren schoß, und zur Warnung aller Missethäter in den Lüften und auf der Erde an die Scheunenthür nagelte, bis die Stimme eines Knaben, der eben aus dem Garten getreten ist und sich auf dem Hof umgesehen hat, zu ihm heraufschallt:

„Holla! Baumann!“

Beim Ton dieser Stimme hellt sich das Gesicht des alten Mannes auf, wie wenn ein Sonnenschein über eine rauhe Gebirgslandschaft gleitet. Es ist dieselbe Stimme, zum mindesten derselbe Ton in der Stimme, der dem alten Mann nun schon seit einem Vierteljahrhundert und darüber das Herz erwärmt hat. Er legt sich mit den beiden Ellbogen in das Fenster und schaut herab in das schöne, zu ihm empor gewandte Gesicht des Knaben mit den hellbraunen freundlichen Augen.

„Was giebt's, Junker?“

„Will Er nicht ein bischen mit mir ausreiten, Baumann?“

Der alte Mann wirft einen prüfenden Blick hinauf nach dem Himmel, an welchem trübe schwere Wolken ziehen, schaut dann wieder hinab und sagt:

„Es sieht bedenklich aus, Junker. Ich vermeine, wir haben in einer halben Stunde einen tüchtigen Re-

gen, oder auch Schnee, was noch vraisemblabler ist.“ (Der Alte haßt die Franzosen, wie die Sünde, liebt es aber, von Zeit zu Zeit ein fränkisches Wort in sein ehrliches Deutsch zu flechten.)

„Ach, Baumann, Er hat auch immer was einzuwenden,“ sagt der hübsche Junge schmollend; „der Pony steht sich die Beine steif, und ich habe so große Lust zu reiten.“

„Na, na!“ sagte der alte Mann, wir sind ja gestern erst bis nach Cona gewesen.“

„Das ist was Rechtes! die halbe Meile! Und der Doctor sagt: ich solle alle Tage ausreiten.“

„Ja, wenn es der Doctor sagt, so hilft es wohl nicht,“ erwidert Baumann, der nur nach einem triftigen Grund verlangt hat, um mit Ehren nachgeben zu können. „Ich will nur noch hier die Fenster in dem Saal öffnen, dann komme ich hinab. Gehen Sie nur derweilen zur Frau Mama und sagen Sie ihr Adieu!“

„Ja, aber mach' Er nur schnell.“

„Na, na!“ sagt der alte Mann, und sein grauer Kopf verschwindet vom Fenster.

Der Knabe eilt in das Haus zurück, aber seine Mutter ist in dem „Gartensaal,“ wo sie sich gewöhnlich aufhält, nicht zu finden, auch nicht in der „ro-

then Stube" nebenan, in die sie sich zurückzieht, wenn sie ganz ungestört sein will. Der Knabe eilt aus dem Gartensaal (dessen Thür er natürlich weit auf=läßt) in den Garten, den langen Gang zwischen den Taxuspyramiden hinab nach der Terrasse. Da er die Mutter hier nicht findet und er's doch gar so sehr eilig hat, so überlegt er, ob er sich nicht mit diesem Versuch begnügen könne. Er steht einen Augenblick nachdenklich da, und schon will er den Rücken wenden, da fällt ihm ein, daß Baumann ihn ganz gewiß un=terwegs fragen würde: Junker, haben Sie der Frau Mama Adieu gesagt? und daß er sich dann schämen würde, wenn er, wie er doch nicht anders könnte, mit Nein antworten müßte; und er springt mit einem Satz die Stufen, die zur Terrasse führen, hinab und läuft tiefer in den Garten, dabei von Zeit zu Zeit Mama! rufend.

„Hier!" antwortet plötzlich eine Frauenstimme ganz in der Nähe und rasch um ein dichtes Gebüsch bie=gend, das, im Schutz alter dickstämmiger Linden, noch einen guten Theil seiner Blätter behalten hat, stürzt er beinahe seiner Mama in die Arme.

„Was giebt's, mein Wildfang?" sagte Melitta, ihre Hände auf des Knaben Schulter legend.

„Wir wollen ausreiten," sagte der Knabe, der vor lauter Eile kaum Zeit zum Sprechen hat.

„Aber der Himmel sieht sehr trübe aus."

„O, Baumann sagt — nein, das sagt Baumann auch. Aber ich habe so große Lust zum reiten. Bitte, bitte, liebe Mama!"

„Wenn es nicht schon so spät wäre," sagte Melitta, nach ihrer Uhr sehend, „möchte ich wohl mit."

„Ach, bitte, liebe Mama, thu's ein ander Mal. Du mußt Dich erst umziehen, und dann fängt es vielleicht vorher noch an zu schneien; und es wird gar nichts draus."

„Da könntest Du Recht haben," antwortet Melitta, unwillkürlich über den naiven Egoismus des Knaben lächelnd. „Dann mach', daß Du fortkommst. Zieh Du aber den Ueberrock an."

Sie küßt den Knaben auf den rothen Mund und der Knabe springt lustig davon, um nach fünf Minuten mit dem alten Baumann, der unterdessen Julius' Pony selbst gesattelt hat — er überläßt das Satteln des Ponys ebenso wie das von Melitta's Pferden nie dem Stallknecht — aus dem Hauptthore in die kahlen Felder hineinzugalopptren.

Melitta wandelte, nachdem der Knabe davon geeilt war, wieder in den Gängen zwischen den langen künstlich verschnittenen Buchenhecken und den Taxuspyramiden auf und ab. Es waren dies dieselben Gänge,

in denen sie vor nun beinahe einem halben Jahre an einem schönen Sommernachmittage, als die Sonne rothe Strahlen durch das grüne Laubdach auf die in üppigster Blumenfülle prangenden Beete schoß, Arm in Arm mit Oswald gewandelt war. Wie hatte sich seitdem die Scene verändert! Wo ist der rothe Sonnenschein hingeschwunden? wohin das grüne Laub? und die bunten Blumen? Ist dies dieselbe Erde, deren weicher, balsamischer Odem war, wie ein Kuß der Geliebten? dieselbe Erde, deren Gewand so hochzeitlich prangte? die beim funkelnden Licht unzähliger Sterne so bräutlich den hohen Himmel umarmte? ... Und sie selbst die junge Frau hat sich kaum weniger verändert; aber bei ihr ist nicht aus dem Sommer Winter geworden. Sie ist verändert; aber wahrlich nicht zu ihrem Nachtheil.

Wie sie jetzt, an dem Ende des langen Ganges angekommen, umkehrt, und nun, während sie den Gang wieder heraufkommt, dem bleichen Licht des Herbstabends zugewendet ist, kann man sie deutlicher sehen, wie vorhin. Wie anmuthig leicht kommt sie dahergeschritten! wie reizend schlank erscheint der Wuchs, als sie jetzt den seidenen Shawl fester um die runden Schultern zieht und die Arme tiefer einwickelt! Wie schön rahmt das schwarze Tüchelchen, das sie um den

Kopf gebunden und unter dem Kinn zusammengeknüpft hat, das liebliche Oval des hübschen Gesichtes ein! Und wie viel deutlicher ist der Ausdruck unverwüstlicher Herzensgüte, der dieses hübsche Gesicht stets so anziehend machte, jetzt hervorgetreten! Und dennoch, wieviel ernster blicken die braunen, weichen Augen! wie viel fester ist der allerliebste Mund, dessen rothe Lippen früher nur küssen und lachen zu können schienen! Es ist, als ob die schöne und edle Psyche dieser Frau sich losgerungen habe von Allem, was sie früher gefesselt hielt, und nun, frei von dem Nebel der Sinnlichkeit, mit ihrem Adel und ihrer Schönheit das süße, freundliche Angesicht durchleuchte, wie das keusche Licht des Mondes eine warme, milde Sommernacht.

Woran denkt sie, wie sie jetzt langsam, die Augen auf den Boden geheftet, den Gang herabkommt? Zuerst wohl an ihren Sohn, daß er jetzt wieder so volle rothe Backen bekommt, und so munter und so kräftig wird, gerade wie Doctor Birkenhain vorhergesagt hatte. Sie hat heute an Doctor Birkenhain geschrieben, um ihm und sich selbst zu dem Eintreffen seiner Prophezeihung Glück zu wünschen. — Dann, wie sie jetzt an einer Nische in der Buchenhecke vorüberkommt, wo eine kleine Bank, die den Augen des alten

Baumann entgangen sein muß, noch an dem Tisch-
chen davor lehnt, bleibt sie einen Augenblick stehen.
Auf dieser Bank hat sie an Oswald's Seite an jenem
Sommernachmittag gesessen, der für sie und ihn so
verhängnißvoll werden sollte; und sie hatten zwei wei-
ßen Schmetterlingen zugeschaut, die sich auf den wei-
chen Flügeln über den Blumenwäldern der Beete
wiegten und sich haschten und verfolgten und dann
emporstiegen in die blaue Luft, einen Augenblick sich
umarmend, dann sich trennten, um hierhin und dort-
hin in die grüne Wildniß hineinzuflattern. „Ob diese
Schmetterlinge sich wohl je wieder sehen im Leben?"
hatte sie gefragt, und Oswald hatte geantwortet:
„Wohl möglich; aber ob, wenn sie sich wiedersehen,
es mit derselben Lust geschieht, das ist eine andere
Frage." Sie hatte Oswald seit der Nacht, wo sie das
erste Mal nach Fichtenau reiste, nicht wieder gesehen.
Wenn sie ihn jetzt wiedersähe? sie bebte bei dem Ge-
danken zusammen; denn sie fühlte in diesem Augen-
blick, daß sie es wünschte. Hatte sie ihn doch so un-
endlich geliebt, war sie doch mit ihm so unsäg-
lich glücklich gewesen! Aber nein! Beide: Vernunft
und Stolz gebieten ihr, den Treulosen zu vergeß-
sen, der nur erobern, aber nicht das Eroberte erhal-
ten konnte.

Sie kreuzt die Arme noch fester unter dem Busen und ihr Gesicht blickt beinahe finster, als sie weiterschreitet; aber bald erhellt es sich wieder; und jetzt lacht sie sogar leise in sich hinein. Was ist es? Sie muß wieder an den Ausdruck von Oldenburgs Gesicht denken, als sie neulich Abends, wie das Wetter so furchtbar war und er dennoch zur gewöhnlichen Zeit aufstand, um nach Haus zu reiten, zu ihm sagte: Willst Du nicht lieber zur Nacht hier bleiben, Adalbert? — Sie hatte sich nichts Arges dabei gedacht, wahrhaftig nicht! und es fiel ihr erst ein, daß die Aufforderung wohl auch anders gedeutet werden könnte, als Oldenburg sie einen Moment scharf ansah und dann mit einer gewissen Hast und Verlegenheit die Einladung kurz zurückwies und sich empfahl. Oldenburg, dessen Moralität man stets so arg verketzerte, der in dem Ruf stand, in seinem Leben unzählige liaisons dangereuses gehabt zu haben, so jungfräulich schüchtern, so zärtlich besorgt für den guten Ruf einer Frau! — Warum behandelte er sie so anders, als die Schaar der andern Weiber, an deren Lippen er sich so bald satt geküßt? . . . Wird er heut' wohl kommen? Die Stunde, in welcher der Huf seines Almansor auf dem Pflaster des Hofes aufzuschlagen pflegt, ist schon vorüber. Die junge Frau blickt bedenklich

zu den grauen Wolken hinauf, die immer tiefer und tiefer ziehen und aus denen jetzt einzelne Schneeflocken, die ersten in diesem Jahr, lautlos herabschweben, um auf der schwarzen Erde nach wenigen Augenblicken wieder zu zerfließen. Wenn Julius nur nicht zu weit reitet! aber er ist ja in des alten Baumann's Hut, das könnte wohl das ängstlichste Gemüth von der Welt beruhigen. Vielleicht sind sie nach Cona geritten und kommen mit Oldenburg, der sich zwischen seinen Büchern verspätet hat, zurück. — Sie werden tüchtig durchgefroren sein, wenn sie kommen: und da ist es wohl gut, wenn der Thee schon fertig auf dem Tisch steht.

Melitta ging schnell in das Haus zurück und bestellte das Abendbrod und die Lampe, denn es ist beinahe dunkel geworden und sie möchte gern noch etwas in Oldenburg's Tagebuch blättern. Er hatte ihr vor einiger Zeit daraus Reiseskizzen aus Aegypten vorgelesen und als er an dem Abend mit der Lectüre nicht fertig wurde, das Buch dagelassen und sie gebeten, für sich selbst weiter zu lesen, und als sie ihn lächelnd an die Gefahr erinnerte, sein Tagebuch in den Händen einer Dame zu lassen, erwidert: es stehe in dem Buche, so wenig wie in seinem Herzen etwas, das sie nicht lesen dürfe. Im Gegentheil! er

wünsche, daß sie Alles lese, er wolle nicht besser und auch nicht anders scheinen, als er sei. — Das war kühn gesprochen, und — Melitta überzeugte sich bald davon — auch kühn gehandelt. Denn es stehen gar eigenthümliche Dinge in diesen, mit kecker Hand hingeworfenen Skizzen. Da weilt der Blick des Reisenden auf den üppigen Reizen tanzender Ghawazen. Da stehen halbnackte Nubierinnen am Ufer, die in der glühenden Sonnenhitze das kreischende Rad der Sakkia drehen; da kauern auf dem Markt von Asyut schwarze Sklavinnen, die gestern auf großen Nilbooten aus Darfur gekommen waren. Aber bei allen diesen Schilderungen nie ein Zug frivoler Sinnlichkeit! Er beschreibt den Tanz dieser Sonnenkinder mit der gehaltenen Ruhe eines Kritikers von Fach; beim Anblick der armen Frauen an den Wasserrädern flucht er einer tyrannischen Regierung, die durch grausame Steuern selbst das schwache Weib zu frohnden zwingt; und auf dem Sklavenmarkte von Asyut ist sein Herz tief betrübt, daß der Mensch, das Ebenbild Gottes, zum Thier, nein! unter das Thier herabsinken kann. „Jammer, Jammer," ruft er, „von keiner Menschenseele zu fassen!" und das Jämmerlichste dabei ist, daß man bei diesem Anblick menschlicher Entwürdigung an sich selbst zu verzweifeln beginnt, denn man muß

sich doch, wenn man ehrlich sein will, eingestehen, daß in der dunkelen Tiefe unseres Herzens unter den feinen civilisirten Gefühlen, die auf der Oberfläche glänzen, dieselben scheußlichen Leidenschaften schlummern, die sich hier, wo sie es unter einer glühenden Sonne dürfen, in grauenhafter Nacktheit schamlos prostituiren. — Und so ist überall der tiefe Ernst ersichtlich, mit dem der Reisende das Treiben der Menschen beobachtet; die hohe Liebe, mit der er die Sache der Menschheit zu der seinen macht, so daß man schlechterdings nicht weiß, wie dieser Mann je in den Ruf eines phantastischen Sonderlings und frivolen Roués kommen konnte. Ja es fehlt nicht an sehr trockenen statistischen Tabellen, volkswirthschaftlichen Betrachtungen und anderen Zeichen eines nicht blos kühnen und tiefsinnigen, sondern auch gelehrten und fleißigen Geistes. Und dazwischen stehen Verse, besonders häufig auf den ersten Seiten des Buches, die offenbar von einem viel früheren Datum, als die ägyptischen Skizzen sind; zum wenigsten sieht das Jemand, der, wie die Leserin, mit dem Leben des Verfassers hinreichend vertraut ist, um sich der einzelnen Gelegenheiten zu erinnern, welche zu diesem oder jenem Gedicht die Veranlassung waren.

So erinnert sie sich noch sehr wohl, daß der Ba-

ron, als ein Jüngling von etwa neunzehn Jahren, einst mit einer jungen Dame — die damals ungefähr fünfzehn war — im Walde spazierte, nachdem sie vorher an der Tafel ein Vielliebchen gegessen hatten, das der verlieren sollte, welcher ohne dabei j'y pense zu sagen, etwas aus der Hand des Andern nähme. Sie aber hatte listig den reizendsten Strauß gebunden und als der junge Mann den Strauß bewunderte, mit verschämtem Lächeln gesagt: willst Du ihn haben, Adalbert? und als er, vor Freude über die unerwartete Gunst erröthend, ohne ein Wort zu sagen, den Strauß mit zitternder Hand nahm, hatte sie in die Hände geklatscht und gerufen; j'y pense, j'y pense! wußte ich's doch, daß Du verlieren würdest! — Das war lange her und die Dinte, mit der das Gedicht geschrieben war, bereits ein wenig gelb geworden. Das Gedicht aber lautete:

J'y pense.

Ich kenn' ein Mägdelein —
J'y pense!
Mit brauner Augen Schein —
J'y pense!
In dunklen Locken weht ihr Haar,
Ihr Lachen klingt so silberklar —
J'y pense!

Es war ein Sommertag —
J'y pense!

Im duft'gen Waldeshag —
J'y pense!
Ich nahm aus ihrer Hand den Strauß,
Da lachte sie den Träumer aus:
„J'y pense! j'y pense!“

Ach, ich vergaß das Wort:
J'y pense!
Nun tönt mir immerfort:
J'y pense!
Das Wort, es raubt mir Glück und Ruh',
Sprich, liebes Mädchen, sagst auch Du:
J'y pense!

Nicht alle diese Gedichte sind so sonnig und hoffnungsfrisch wie dies; aber alle sind sie an eine und dieselbe junge Dame gerichtet. Eines — es trug das Datum einer Zeit, als die junge Dame bereits die Frau eines Andern geworden war — zeichnete sich durch seine düstere Färbung aus:

„Ich habe Dich gekannt,“ ein wildes Ding,
Ein trotzig Mägdelein von sechzehn Jahren,
Eh' noch des Lebens Jammer Du erfahren,
Eh' noch geschlossen Deines Schicksals Ring;

Als braun das Haar Dir um die Stirne hing,
Die kindlich reine; holde Engelsschaaren
Die keuschen Bilder Deiner Träume waren,
Wenn Dich der leichte, ros'ge Schlaf umfing.

Ich habe Dich gekannt zu jener Zeit!
Und hab' Dich nicht erfaßt mit starken Armen,
Dich mir geraubt für alle Ewigkeit.

Mit meiner Bruſt, der treuen, liebewarmen,
Hab' ich Dich nicht beſchützt vor all' dem Leid! . . .
So mag ſich Keiner denn ein Gott erbarmen!

In dieſem Ton waren noch manche Gedichte jener Periode. In der letzten Zeit waren die Gedichte ſeltner, ſie hatten philoſophiſchen und politiſchen Reflexionen Platz gemacht. Nur auf einer der allerletzten Seiten ſtand mit kühnen Zügen, als habe die Seele des Schreibers, während er die Verſe ſchrieb, feurig geglüht in Liebe und Hoffnung:

Ja, Du biſt mein! Ich hab' erweckt zum Leben
Das ſchöne, kalte, blaſſe Götterbildniß,
Du lebſt durch mich und ſo gehörſt Du mir!

Und ich bin Dein! Mein Sehnen und mein Streben
Wär' ohne Dich ein Irren in der Wildniß,
Ich leb' durch Dich und ſo gehör' ich Dir!

Die junge Frau lehnt ſich in ihren Stuhl zurück, läßt die Hände in den Schooß ſinken und ſtarrt lange Zeit, in tiefes Sinnen verloren, vor ſich hin. — Stimmen dieſe letzten Verſe mit der Wahrheit? „Du lebſt durch mich und ſo gehörſt Du mir" . . . Ich verdanke ihm ja ſo unſäglich viel; er hat in meinen jungen Geiſt den goldnen Samen vielfacher Belehrung geſtreut, und wenn ich höhere Geſichtspunkte faſſen kann, wie andere Frauen; wenn ich mich für Kunſt und Wiſſenſchaft intereſſire; wenn ich ein Herz habe für die Armen und die Kranken — ſo iſt das ja Alles

nur sein Werk. — Und wer hat in allen Kämpfen meines Lebens treulich zu mir gestanden, wo Niemand sonst sich um mich kümmerte? er und immer wieder er! Und doch! wenn ich auch so durch ihn lebe, gehöre ich ihm denn nun wirklich dafür? . . . . Melitta stützt die Stirn in die Hand, wie um besser über ein Räthsel nachdenken zu können, dessen Lösung doch nur das Herz und nimmermehr der Kopf weiß. So kommt sie denn auch diesmal nicht damit zu Stande, und nur soviel ist ihr klar, daß ihr Oldenburg nie so nahe gestanden hat und nie so lieb gewesen ist, wie jetzt. — Nun aber die andre Seite der Medaille! „Ich leb' durch Dich und so gehör' ich Dir." Freilich: er sagt es, hat es mir hundertmal gesagt, wenn nicht durch Worte, so doch durch Thaten; aber — aber — ist diese Liebe, die schon aus seinen frühesten Knabenjahren datirt, die er durch allen Wechsel seines wechselvollen Lebens mit sich herumgetragen haben will, nicht eine Illusion, wie sie fantastischen Menschen eigenthümlich ist? eine der fixen Ideen, in welchen sich sehr eigenwillige Köpfe gefallen? Ist diese Liebe nicht eine Don Quixoterie, in die sich das, durch die fürchterliche Prosa des Alltagslebens beleidigte Gefühl eines von Natur großherzigen Menschen flüchtet? und ist nicht Alles gegen Eins zu wetten, daß

diese Spiegelung nur aus der Entfernung so zauberisch schimmert und winkt und in der Nähe in wesenlosen Dunst zerfließt?...

Was kann ich ihm sein? hat er nicht größere Zwecke zu verfolgen, als ein Weib glücklich zu machen? Kann ein so rastloser Sinn sich je in die engen Schranken des Familienlebens einschließen? wird ihm, was er jetzt als sein höchstes Glück erstrebt, nicht bald zur drückendsten Fessel werden? . . .

Melitta seufzt, wie sie an diesen Knotenpunkt in dem Gewebe gekommen. Ein Beweis vielleicht, daß sie es gern glücklich gelöst sähe. Sie hat mechanisch das Buch wieder geöffnet und wie sie darin blättert, stößt sie auf eine Stelle, die ihr bis dahin entgangen war:

„Man sagt, die Frauen können besser, d. h. tiefer, inniger, andauernder lieben, als wir. Ich zweifle sehr daran. Im Gegentheil, wie der Mann an Körperkraft und Geistesgröße der Frau bei weitem überlegen ist, so ist auch, glaube ich, sein Herz zugleich zarter und stärker, als das des Weibes. Vielleicht bringt es die Anatomie noch einmal dahin, den physiologischen Grund dafür in der Faserung des Herzmuskels u. s. w. nachzuweisen, wie sie ja die Superiorität des männlichen Intellects über den weiblichen durch das

bedeutendere Gewicht und die reichere Textur des männlichen Gehirnes bereits längst demonstrirt hat. Aber für mich ist die Sache auch ohne dies klar. Man sagt, die Liebe sei für die Männer blos ein Luxus, für die Frauen aber ein Bedürfniß; ein passer le temps für Jene, eine Lebensaufgabe für diese. Aber gerade das Umgekehrte ist der Fall. Für die thatenlose, müßige Frau (ich spreche hier von den wohlhabenden Klassen) ist die Liebe ein Luxusartikel neben vielen anderen, für den thatkräftigen fleißigen Mann, aber ist sie das reine, erquickende Element, aus dem er sich immerfort neuen Muth und neue Kraft saugen muß; für den Arbeiter (und das ist am Ende jeder Mann, er mag Ministerpräsident oder des Ministerpräsidenten Schuster sein) ist, wie Virgil es so schön ausdrückt: die Nacht der Preis des Tages. Und dazu kommt noch dies. Der Mann ist für Zärtlichkeit viel dankbarer, als die Frau. Eine Frau, besonders wenn sie schön ist, wird von Jugend auf mit Aufmerksamkeiten überhäuft; wohin sie kommt, sind hundert Hände bereit, ihr zu dienen; stets hat sie einen Hof von Schmeichlern und Bewunderern um sich her. Ist es nicht natürlich, daß ihr, wie die übrigen Großen der Erde, der Kopf verdreht wird? daß ihr die Huldigung des Einzelnen nicht mehr so viel sein kann? daß

die Liebe in Folge des zu reichlichen Angebots bei ihr sinkt? — Und nun der Mann! Wenn er nicht ausnahmsweise ein Prinz ist, wird im Leben stets so kurzer Proceß mit ihm gemacht! Auf der Schule, auf der Universität hat er wohl, wenn das Glück ihm günstig ist, sogenannte Freunde, die ihm das Dasein einigermaßen behaglich machen; aber kaum ist er in das praktische Leben eingetreten, ist die Freundesschaar plötzlich und zwar für immer zerstoben und er steht allein, muß allein allen Schmerz, alle Noth und — was beinahe ebenso schlimm ist, alle Freude tragen. Die Gesellschaft erschließt sich ihm; aber wann? nachdem er Erfolge gehabt hat; und bis dahin? bis dahin ist ein langer, staubiger, schattenloser, entsetzlicher Weg, der ihm den besten Theil seiner Lebenskraft und Lebensfreude unwiderbringlich raubt. Hat er aber Erfolge gehabt, so wird er, wenn er vorher mit Geißeln gezüchtigt war, jetzt mit Skorpionen gezüchtigt. Selbst seine Freunde werden jetzt seine Nebenbuhler; und er sieht sich, einzig auf sich, auf seine Kraft, auf seinen Muth angewiesen, gegenüber einer Welt in Waffen, einer mitleidslosen, neidischen, schadenfrohen, im besten Falle gleichgültigen Welt. Und o! der Seligkeit, wenn nun hier in diesem wüsten Gedränge eine warme, weiche Hand seine Hand treu-

lich faßt und eine liebe Stimme zu ihm spricht: Sei stark! harre aus! wenn Alles Dich verläßt, ich will Dich nicht verlassen; wenn Andere Dir Deine Triumphe neiden, mich werden sie selig machen, und wenn Dir Dein Werk mißlingt und sie Dich verspotten und verhöhnen, oder es Dir wohl gelungen ist, sie aber gleichgültig und kalt daran vorübergehen — dann sollst Du Dein müdes Haupt an diese Brust lehnen, dann will ich Dir die fiebernden Schläfen mit meinen Küssen kühlen, dann will ich Dir den köstlichen Balsam guter, theilnehmender tröstender Worte träufeln in Dein armes zerrissenes Herz! — O, dreimal glückseliger Mann! jetzt laß die Welt ihr Aergstes thun, Du zitterst nicht, Du zagst nicht! In Deines Weibes Liebe hast Du den Punkt des Archimedes, auf den Dich stützend, Du die Welt aus den Angeln hebst....

„Und so habe ich denn auch in meinem Leben mehr als einen Mann kennen gelernt, der mit einer Liebe, die schlechterdings grenzenlos war, die mit dem stetigen Glanz des Nordsterns unauslöschlich, unwandelbar durch die Nacht seines Lebens brannte, an dem Weibe seiner Wahl hing; und ganz gewiß, wo wir in der Geschichte einen Arnold Winkelried finden, der todesmuthig der Freiheit eine Gasse brach, der that es um der Freiheit willen? ja! um des Vaterlandes

willen? ja! aber vor allem that er es für Weib und Kind, die ihm der Auszug und die Quintessenz von Welt und Leben waren." . . .

Melitta läßt das Buch in den Schooß sinken, und schaut sinnend vor sich nieder; dann legt sie es leise auf den Tisch, steht auf und holt aus einem Schrank ein Album mit dem sie sich wieder an den Tisch setzt. In dem Album sind mit Bleistift, Kohle und Sepia hingeworfene Skizzen von Landschaften, Köpfen u. s. w. Sie hat das Album seit dem Sommer nicht wieder in der Hand gehabt, und auch jetzt hat sie es nicht hervorgesucht, um zu zeichnen oder zu malen. Sie sucht darin, bis sie an ein loses Blatt kommt, auf dem das Profil eines Mannes mit kecken Strichen hingeworfen ist. In der Ecke stehen die Lettern A. v. D. und das Datum: Juli 1844. Das Blatt hat sich nicht von selbst abgelöst; es ist augenscheinlich herausgerissen. Wie man sich doch nur in seiner Launenhaftigkeit so viel unnöthige Mühe machen kann! Nun muß das lose Blatt an allen vier Seiten mit der Scheere beschnitten und sorgsam auf ein anderes Blatt geklebt werden. So! jetzt nimmt es sich wieder recht gut aus; aber o weh! da ist das Datum und der Name mit fortgeschnitten! Was ist zu thun? Datum und Name muß jede der Skizzen haben. So nimmt

denn die junge Frau eine Bleifeder und ſchreibt: Adalbert von Oldenburg; den 22. November 1847; dann klappt ſie das Album zu, trägt es wieder in den Schrank und tritt an das Fenſter.

Es iſt beinahe dunkel geworden und ſtatt der einzelnen Flocken von vorhin, fällt der Schnee jetzt ziemlich dicht herab, zerſchmilzt auch nicht mehr an der Erde, ſondern hat bereits eine dünne weiße Decke über den Raſenplatz gebreitet. — Melitta fängt an, ſich über das lange Ausbleiben ihres Julius ernſtlich zu bekümmern. Vielleicht iſt ihm doch ein Unglück zugeſtoßen, oder dem alten Mann. Sie macht ſich Vorwürfe, daß ſie den Jungen noch ſo ſpät hat fortreiten laſſen; ſie iſt dem Baumann bös, daß er nicht wenigſtens verſtändig geweſen iſt. Und auch Oldenburg kommt nicht. Wenn er hier wäre, würde ſie ihn bitten, den Beiden entgegenzureiten. Wie gern würde er's thun.

Sie geht voller Sorge in das Speiſezimmer, rechts neben dem Gartenſaal, von deſſen Fenſtern man eine kurze Strecke weit auf den Weg, der in den Wald über Grenwitz nach Cona führt, ſehen kann. Der Schnee fällt jetzt ſo dicht, daß man kaum noch den Waldrand hoher düſterer Tannen erblickt, obgleich er nur einige Hundert Schritte entfernt iſt. Sie öffnet

das Fenster und lehnt sich, der Flocken nicht achtend, die auf ihr dunkles Haar wehen und auf ihrer Stirn zerfließen, weit hinaus. — War das nicht Hufschlag?... da kommen sie aus dem Walde, ein, zwei, drei dunkle Gestalten: Oldenburg, der Alte und zwischen ihnen Julius; Almansor und Brownlock im Trabe, der Pony in der Mitte, um nur mitkommen zu können, im vollen Lauf. Melitta weht mit dem Taschentuche und ruft, und Julius antwortet mit seinem lustigen Hallo! und schlägt den Pony mit der Gerte über den Hals, worauf der Pony unwillig den krausen Kopf schüttelt und in eine so wüthende Carriere fällt, daß er seine langbeinigen Nebenbuhler schließlich doch noch um eine Länge seiner eigenen stumpfen Nase schlägt.

Die Reiter springen aus den Sätteln. Julius läuft auf das Fenster zu und ruft: „ich war doch der Erste, Mama!“

„Ja,“ sagt Mama, „mach nur, daß Du herein kommst, und sag Onkel Oldenburg, er solle sich nicht so lange bei Almansors Sattel aufhalten.“

Siebentes Kapitel.

Es war nach dem Thee. Julius, der sich doch bei dem schnellen Ritt durch die scharfe Luft etwas erkältet hatte, war bereits zu Bett gegangen. Der alte Baumann hatte die Sachen abgeräumt und sich dann mit einem wohlwollenden Blick auf seine Herrin und ihren Besuch entfernt. Melitta und Oldenburg waren allein in der „rothen Stube."

„Nun, sag' mir einmal aufrichtig, Adalbert, weshalb Du heute so verstimmt bist," sagte Melitta, die auf dem Sopha saß, während der Baron seiner Gewohnheit gemäß langsam im Zimmer auf- und abschritt.

„Ich bin nicht verstimmt."

„Nun denn, nachdenklich?"

„Das eher. Ich habe heute Nachmittag einen Brief von Birkenhain gehabt."

„Das trifft sich seltsam; ich habe gerade heute Nachmittag an ihn geschrieben."

„Hatteſt Du in den letzten Tagen einen Brief von ihm?“ ſagte Oldenburg ſtehen bleibend und Melitta fixirend.

„Nein; weshalb?“

„Hm!“

„Iſt das eine Antwort?“

„Gewiß und zwar eine ſehr vieldeutige. „Hm,“ bedeuet ſehr viel.“

„In dieſem Falle zum Beiſpiel?“

„Weißt Du, daß wir aller Wahrſcheinlichkeit nach, ohne eine Ahnung davon gehabt zu haben, mit Czika und Xenobi und mit Oswald zu gleicher Zeit in Fichtenau geweſen ſind.“

Melitta wurde ſehr roth und wußte nicht ſogleich, was ſie erwidern ſollte. Oldenburg ließ ihr aber auch keine Zeit zu einer Erwiderung, ſondern nahm Birkenhain's Brief aus der Taſche, ſetzte ſich an den Tiſch, Melitta gegenüber und ſagte:

„Birkenhain ſchreibt nämlich, nachdem er mir auf meine Anfrage wegen Julius Auskunft ertheilt — Julius ſoll mindeſtens bis Neujahr mit allem Unterricht verſchont werden — Folgendes:

„Sie haben ſich, Herr Baron, in Ihren Briefen ſo oft und ſo theilnehmend nach dem Profeſſor Berger erkundigt, deſſen Bekanntſchaft Sie bei mir im

Sommer gemacht hatten, daß es Sie interessiren wird, von diesem in der That außerordentlichen Manne einmal wieder zu hören. Sie erinnern sich aus den Gesprächen, die Sie mit ihm geführt haben, daß sein Wahnsinn zu der Kategorie der philosophischen gehörte, und daß er seinen Fundamentalsatz, oder vielmehr seine fixe Idee von der absoluten Nichtigkeit alles Seins — dem großen Urnichts, wie er es nannte — mit der ganzen Gelehrsamkeit und dem ganzen Scharfsinn, die ihm in so reichem Maaße zu Gebote standen, vertheidigte. Meine Hoffnung, den ausgezeichneten Mann in kurzer Zeit herstellen zu können, bewies sich leider vergeblich, und ich gestehe, daß die Methode, welche ich bei ihm einschlug, vielleicht nicht die richtige war. Ich wollte durch Claustration, Entziehung von Büchern u. s. w. in ihm die Empfindung des Verlassenseins, der Langenweile wecken und damit zugleich die Complementsempfindungen der Sehnsucht nach Gesellschaft, nach Unterhaltung, mit andern Worten: die Lust am Leben. Aber ich hatte den Fonds von innerm Leben, welche dem Kranken zu Gebote stand, bei weitem zu gering angeschlagen. Er hätte Jahre lang von den Schätzen seines Geistes zehren können, und die einzige Folge meiner Bemühungen war, daß er sich ungestört tiefer und tiefer in sein

bodenloses Urnichts versenkte. Indessen hoffte ich doch noch immer auf eine günstige Reaction, die meiner Meinung nach bei einem so urkräftigen Geiste, wie Berger trotz alledem war, nicht ausbleiben konnte. In dieser Zeit — es war genau an demselben Tage, als Sie mit Frau von Berkow hier waren und ich vergaß damals nur bei der Eile, welche Sie hatten, Ihnen von diesen Dingen, die mich höchlichst interessirten, zu sprechen, kam mir ein Besuch, welcher sich bei mir für Berger angekündigt hatte, gerade recht. Es war dies ein junger Mann, Namens Doctor Stein," — Oldenburg blickte nicht auf, als er an diese Stelle gekommen war — „von dem mir ein Grünwalder College, in dessen Gesellschaft er reiste, geschrieben hatte, daß er der Liebling und vertrauteste Freund Berger's gewesen sei. Ich versprach mir von diesem Besuch die günstigsten Resultate, eine Hoffnung, die allerdings einigermaßen abgeschwächt wurde, als ich die persönliche Bekanntschaft des Herrn Stein machte, eines auffallend schönen, vornehm aussehenden Mannes, der aber, bei offenbar bedeutenden Gaben und tüchtiger Bildung, mit sich und der Welt so zerfallen schien, wie wir das leider in unsrer thatund haltlosen Zeit, die weder weiß, was sie will, noch was sie soll, nur zu häufig in höherem oder gerin-

gerem Grade gerade bei den begabtesten Individuen finden. Freilich hätte ich bei reiflicherer Ueberlegung mir voraus sagen können, daß Jemand, an den sich Berger in der allerletzten Zeit vor dem Ausbruche seines Wahnsinnes so innig attachirte, wohl ebenfalls ein Hypochonder sein mußte. Aber, er war nun einmal da und die Sache nicht mehr rückgängig zu machen; überdies hatte ich Herrn Stein, ehe ich ihn zu Berger ließ, sehr bestimmte Instructionen seines Verhaltens gegeben und erwartete nun mit großer Spannung das Resultat dieser Zusammenkunft, bei der ich geflissentlich nicht zugegen war. Dieses Resultat war eigenthümlich genug.

Als ich von der Unterredung mit Ihnen und Frau von Berkow nach Hause kam, begab ich mich sogleich zu dem Kranken, der unterdessen mit seinem Besuch auf meinen Wunsch einen Spaziergang in den Wald gemacht hatte.

Mein erster Blick überzeugte mich, daß etwas Besonderes mit ihm vorgegangen sein mußte. Er ging in heftiger Erregung auf und ab. So wie er mich sah, blieb er vor mir stehen und sagte: „Was halten Sie von einer Theorie, Doctor, die sich praktisch noch nicht erprobt hat?“ — „Nicht viel!“ erwiderte ich, „wie kommen Sie aber darauf?“ — „O, es ist mir

heute Abend ein Gedanke gekommen, der so nahe liegt, so nahe, daß ich nicht begreife, wie ich nicht schon früher darauf gekommen bin.“ — Ich bat ihn, sich näher zu erklären. „Ich kann es jetzt nicht,“ antwortete er, „aber sobald ich dazu im Stande bin, soll es gewiß geschehen.“ — Ich mußte mich mit diesem Versprechen begnügen, denn es war vergebens, daß ich weiter in ihn drang. Ich hoffte von Herrn Stein mehr zu erfahren. Aber wer nicht wiederkam, war Herr Stein. Er war noch in derselben Nacht abgereist, „dringender Geschäfte halber,“ wie er mir in einem Briefchen, das von einer der nächsten Stationen datirt war, am folgenden Tage schrieb. Was zwischen ihm und Berger verhandelt war, blieb für mich Geheimniß; ich hörte nur von Andern, daß sie am Abend in einer Fuhrmannskneipe gesehen waren, wo sie mit Seiltänzern, die sich zufällig im Orte aufhielten und durch eine schöne Zigeunerin mit einem noch schöneren Kinde,“ — Oldenburg's Stimme zitterte etwas, als er diese Worte las — „die zur Gesellschaft gehörten, eben so viel Furore machten, als durch ihre Kunststücke, an einem Tische gesessen und getrunken hatten. Berger war an den folgenden Tagen sehr still und in sich gekehrt; ich ließ ihn ruhig gewähren, denn ich wollte in die Krise, die in seinem Zustand

offenbar eingetreten war, nicht störend eingreifen. Er hatte von Anfang an Freiheit gehabt, zu gehen und zu kommen, wann er wollte. Es fiel deshalb auch weder den Wärtern, noch dem Pförtner auf, daß er am Morgen des siebenten Tages — es war der Tag, an welchem Frau von B. abreiste — gegen acht Uhr Morgens die Anstalt verließ. Aber diesmal stellte er sich im Laufe des Tages nicht wieder ein, wie sonst stets, auch nicht zur Nacht, auch nicht am folgenden Tage. Er war und blieb verschwunden.

Meine Stimmung in Folge dieses Ereignisses können Sie sich leicht denken. Indessen war ich, trotzdem die Recherchen, die sofort mit aller Energie und Umsicht angestellt wurden, kein Resultat hatten, fest überzeugt, daß Berger nicht gewaltsame Hand an sich gelegt haben könne. Er hatte sich zu oft und mit zu großem Nachdruck gegen dieses Mittel, „den gordischen Knoten nur noch fester zu schlingen", wie er es nannte, ausgesprochen. Ein Brief von seiner Hand, den ich kurze Zeit darauf mit dem Poststempel einer kleinen norddeutschen Stadt erhielt, bewies mir zu meiner nicht geringen Freude, daß ich mich nicht geirrt hatte. In diesem Briefe bat mich der seltsame Mann um Verzeihung, wenn er mir durch seine heimliche Entfernung von Fichtenau unruhige Tage berei-

tet haben solle; aber er habe nicht gewußt, wie er den Gedanken, von dem er mir Rechenschaft zu geben versprochen, anders hätte ausführen können. Die Expedition, auf der er sich in diesem Augenblick in Gesellschaft sehr guter Leute und schlechter Musikanten befinde, sei eben die Ausführung dieses Gedankens, der Gedanke selbst aber sei der, daß er die Ascese, die praktische Seite seiner Theorie von der Nichtigkeit des Seins, nicht zwischen den vier Wänden seines Zimmers, überhaupt nicht in der Einsamkeit, sondern nur in der Menschenwelt und zwar vorzugsweise in den tiefsten Schichten dieser Welt, in die er jetzt hinabgestiegen sei, zur Geltung bringen könne. Ich solle ihn, wenn ich irgend ein Interesse an ihm nähme, dabei nicht stören, und gewärtig sein, daßer mir seiner Zeit die Resultate seiner Expedition, die sehr günstig zu werden versprächen, mittheilen würde." — — —

Oldenburg faltete Birkenhain's Brief, nachdem er ihn so weit gelesen, wieder zusammen und blickte zu Melitta hinüber.

„Wie ist es, Melitta," sagte er, „Du bist noch mehre Tage in Fichtenau gewesen; hast Du von dieser schönen Zigeunerin und ihrem Kinde, von denen mir eine Ahnung sagt, daß es Xenobi und Czika gewesen sind, auch etwas gehört?"

„Noch mehr," erwiderte Melitta; „es waren Xenobi und Czika und ich habe sie gesehen und gesprochen."

Oldenburg stützte den Kopf in die Hand. „Also doch!" murmelte er, „und Du — warum hast Du mir nichts gesagt?"

„Weil ich Deinen Knmmer um die Verlorne zu erneuern fürchtete, weil ich — höre mich an, Adalbert, ich will Dir Alles sagen; ich hätte es Dir längst schon gesagt, wenn ich dazu den Muth gehabt hätte." — Und sie erzählte Oldenburg ihr Zusammentreffen mit der braunen Gräfin im Walde von Fichtenau, wie sie sich bemüht, die Zigeunerin zu bereden, mit ihr zu kommen welchen Schmerz es ihr bereitet, als all ihr Bitten, all ihr Zureden nichts fruchtete; und schließlich, wie sie Xenobi das Versprechen abgenommen habe, ihr das Kind zu bringen, wenn sie einmal anderen Sinnes werden sollte, und daß sie (Melitta) der festen Ueberzeugung lebe, es werde dies früher oder später geschehen.

Während die junge Frau so sprach, liefen ihr die Thränen über die Wange und ihre Stimme zitterte vor innerlichster Erregung.

Oldenburg stand auf und küßte ihr schweigend die Hand; dann ging er mit starken Schritten in dem

Gemach auf und ab, während Melitta weiter erzählte, wie sie, kurz vorher, ehe sie die Zigeunerin getroffen, den Wagen der Seiltänzer überholt habe, und daß sie sich auch erinnere, einen Mann in blauer Blouse, den sie damals für einen Landmann gehalten, in dem sie jetzt aber den Professor Berger wieder erkenne, unter den Seiltänzern gesehen zu haben. „Es ist kein Zweifel," fuhr sie fort, „daß die guten Leute und schlechten Musikanten, von denen Berger in seinem Briefe an Birkenhain spricht, Niemand anders sind, als eben diese Seiltänzer, denen er sich angeschlossen und mit denen er, wie aus dem Briefe hervorgeht, nach Norddeutschland, vielleicht sogar in unsre Nähe gewandert ist. Wenn Birkenhain den Ort genannt hätte, möchte ich Dir rathen, sofort dahin zu reisen und Alles zu versuchen, Xenobi mit Dir zurückzubringen; so aber würdest Du Dich nur wieder auf eine Irrfahrt begeben, von der Du um eine schöne Hoffnung ärmer, verstimmt und krank heimkehren würdest. Ich rathe Dir deshalb: schreibe an Birkenhain und warte, ehe Du etwas unternimmst, seine Antwort ab. Freilich kann und will ich Dir nicht verhehlen, daß ich es, Alles in Allem für besser halte, Du überläßt die Entwicklung dieses wunderbaren Verhältnisses vertrauensvoll der Zukunft. Xenobi hat tausend Mittel und

Wege Dir zu entschlüpfen, wenn sie will; ihr Entschluß zu uns zurückzukehren, oder uns Czika zu überlassen, muß das Werk ihres freien Willens sein."

„Wenn Du meinst, daß Abwarten in diesem Falle das Beste ist, weshalb räthst Du mir denn, das Gegentheil zu thun?"

„Weil ich fürchte, daß Dir es unmöglich sein wird, ruhig still zu sitzen, nachdem Du die Spur der Verlornen wieder aufgefunden hast; weil ich weiß, daß Du Dich schmerzlich nach Deinem Kinde sehnst, weil ich fühle, daß die Resignation, zu der Du Dich jetzt verurtheilt hast, unnatürlich ist, und endlich —"

„Endlich?"

„Weil, wenn ich Dir zurede, nichts zu thun, um Czika wieder zu gewinnen, es den Anschein haben möchte, als wünschte ich Dir ein solches Glück nicht, und ich möchte um Alles nicht, daß auch nur der leiseste Verdacht einer solchen Lieblosigkeit auf mir haftete."

„Das Menschenherz ist ein wunderlich Ding," sagte Oldenburg, nachdem er seine Zimmerpromenade eine Zeitlang schweigend fortgesetzt hatte; „kannst Du es glauben, Melitta, daß ich jetzt beinahe möchte, Du

zeigteſt Dich weniger bereit, mir mein Kind und das Weib, das es geboren, wiederzugeben?“

„Unmöglich, Adalbert!“

„Und es iſt doch ſo. Ich habe mir vorgenommen, ſtets gegen Dich ſo rückhaltslos wahr zu ſein, wie ich es gegen mich ſelbſt bin, mich wenigſtens zu ſein bemühe, und da kann ich Dir auch dies nicht verſchweigen. Früher, als Du mir unerreichbar fern ſchienſt, wie die himmliſchen Sterne, ſehnte ich mich wohl nach anderen warmen Menſchenherzen, an ihnen zu erwarmen, an ihrem Schlage zu fühlen, daß es um mich her nicht todt ſei, wie in mir; oder ich ſtürzte mich in tolle Exceſſe und halsbrechende Abenteuer, um doch wenigſtens ſo zu irgend einem Gefühl des Daſeins zu kommen. Jetzt iſt das mit einem Schlage anders geworden. Seitdem mir der leiſeſte Hoffnungsſchimmer, Du könnteſt doch noch dereinſt mein Weib werden, aufgegangen iſt, ſteht die Welt in ewiger Jugendſchöne wieder vor mir da; aber nun möchte ich auch die Quelle, aus der ich mir dieſe Verjüngung getrunken habe, von aller Beimiſchung rein und ungetrübt erhalten. Wie Du mir Alles biſt, ſo möchte ich, daß ich Dir Alles wäre; daß Du kein anderes Verlangen hätteſt, als geliebt und immer mehr geliebt zu werden, wie ich kein anderes Ver-

langeu habe, als Dich zu lieben und immer mehr zu lieben. Was kümmert uns die andere Welt? sie ist für mich versunken und vergessen!“

Melitta hatte gesenkten Hauptes diesen Sturm von Leidenschaft über sich hinrauschen lassen. Als Oldenburg schwieg, griff sie nach dem Tagebuche, das aufgeschlagen vor ihr auf dem Tische lag, wandte ein paar Blätter um und las:

„Der Mann strebt seiner Natur nach in's Allgemeine und Grenzenlose; bei der Frau, wie sie denn überhaupt der Natur näher steht, ist der charakteristische Zug aller Creatur, die Eigenliebe, viel schärfer ausgeprägt. Der Mann repräsentirt die Centrifugal-, die Frau die Centripetalkraft der moralischen Welt. Ginge es blos nach jenen, so würde die Welt bald ein einziges großes Wolkenkukkuksheim sein, ginge es nur nach diesen, so erhöben wir uns niemals über die Spitzen der Halme, welche über dem Lerchennest in der Ackerfurche nicken. Das Mittel, die beiden entgegengesetzten Pole zu binden, ist die Liebe. In der Liebe zu einem reizenden Weibe lernt der Mann, daß er nicht blos Bürger im Reiche der Geister ist; in der Liebe zu einem edlen Manne lernt die Frau, daß es noch höhere Interessen giebt, als die des häuslichen Heerdes. Sie müssen sich also gegenseitig ergänzen;

sie muß ihn daran erinnern, daß die Menschheit aus Menschen besteht; er sie die großen Worte der Neuzeit: Freiheit, Brüderlichkeit, an denen unsere begabtesten Frauen erst buchstabiren, fließend lesen lehren."

Melitta klappte das Buch zu und blickte zu Oldenburg hinauf, der, die Arme über die Brust gekreuzt, in einiger Entfernung von ihr stand.

„Du hattest Recht," sagte er, „mich nicht zum Apostaten meiner eigenen Ueberzeugungen werden zu lassen: und nur das Eine möchte ich wissen, ob Dein Bekehrungseifer ganz lauter ist, ob die Priesterin nicht blos deßhalb den Sünder so eifrig an die Gottheit weis't, weil ihr die verlangenden Blicke, die er auf sie selbst richtet, lästig werden."

„Oldenburg!"

„Ja, Melitta, es muß heraus, es drückt mir sonst das Herz ab. Du weißt, wie unsäglich, wie grenzenlos ich Dich liebe. Der Wunsch, Dich zu besitzen, ist allmächtig in mir; ich habe ihn so lange genährt, daß mein ganzes Wesen ihm zugeströmt ist, sich in ihm concentrirt hat. Ohne Dich bin ich nichts: mit Dir wage ich es gegen eine Welt in Waffen. Ich weiß es wohl, daß man das Gute um des Guten willen thun muß, und daß, wer einen Lohn begehrt,

seinen Lohn dahin hat; aber ich bin kein Heiliger, ich bin ein Mensch mit menschlichen Schwächen und Leidenschaften, die ihm, wie ein wildes Meer, über dem Kopf zusammenschlagen, wenn nicht die liebe, geliebte Hand rettend seine ausgestreckte Hand ergreift. Melitta, sag', daß Du die Meine sein willst, und meine Thaten sollen nicht geringer sein, als meine Worte."

Oldenburg war auf demselben Platze, in derselben Stellung stehen geblieben. Wie in seiner Haltung, so lag in dem Ton seiner Stimme mehr Trotz als Bitte. Dieser Mann würde vor einem Dutzend auf ihn angeschlagener Flintenläufe nicht niederknieen, oder sich die Augen verbinden lassen.

Melitta fühlte das wohl; aber sein Stolz beleidigte sie diesmal nicht, wie es doch schon so oft der Fall gewesen war. Sie antwortete in einem beinahe demüthigen Tone:

„Laß uns nicht übereilt handeln, Adalbert! Wie lieb Du mir bist, das weißt Du und das muß Dir vorläufig genug sein. Sieh, Adalbert, dieser Brief kommt gerade recht, uns an unsere Pstichten zu erinnern. Du mußt Dein Kind wieder haben; ich würde keine Stunde meines Lebens wieder froh werden, müßte ich wirklch fürchten: die Liebe zu mir hätte in Deinem edlen Herzen das heiligste Gefühl erstickt.

Und Adalbert, bedenke auch dies! Ich glaube es gern: Du liebst das arme Weib nicht mehr, die einst die Leidenschaft des Jünglings entflammt hat; aber sie ist die Mutter Deines Kindes! Was willst Du zu Deiner Czika sagen, wenn sie Dich dereinst fragt, warum denn eine Andere, als das arme Weib, welches sie Mutter nennt, die Gattin ihres Vaters ist?"

„Wo hast Du Oswald Stein, seitdem Du ihn in Fichtenau gesprochen, zum letzten Mal getroffen?"

Oldenburg sprach diese wenigen Worte langsam und mit schneidender Schärfe.

Melitta wurde dunkelroth. Ein Funke von der bösen Leidenschaft des verletzten Stolzes, die in Oldenburgs Herzen wüthete, sprang auch herüber in ihr Herz und entflammte den Geist des Widerspruchs, der diesen Beiden schon so oft verderblich gewesen war.

„Wer sagt Dir, daß ich ihn überhaupt in Fichtenau gesehen habe?"

„Nun, ich dachte es mir nur. Vielleicht, daß Du mir diese Begegnung verschwiegen hast, wie jene andere."

„Und wenn ich ihn nun in Fichtenau gesehen hätte?"

„So wäre das gerade, was ich erwartet habe."

„Und wenn ich ihn nun seitdem noch oft gesehen hätte?“

„So bewiese mir das, daß mein Hierherkommen für mich ebenso unschicklich, wie für Dich unbequem ist.“

Oldenburg ging quer durch das Zimmer und nahm von dem Tischchen vor dem Spiegel Reitpeitsche und Handschuh. Als er wieder vor Melitta vorüberkam, blieb er stehen und sagte: „gute Nacht Melitta.“ „Gute Nacht“ erwiderte die junge Frau, ohne die Augen aufzuschlagen. Er wartete einen Augenblick und noch einen, ob sie ihn ansehen, ob sie noch nicht ein Wort sagen werde, aber er wartete vergeblich. Kein Wort, kein Seufzer entrang sich seiner gepreßten Brust; er ging nach der Thür, öffnete sie leise und schloß sie eben so geräuschlos wieder.

Melitta fuhr in die Höhe. Sie eilte nach der Thür; aber anstatt dieselbe zu öffnen, lehnte sie sich nur mit hocherhobenen Armen daran und brach in leidenschaftliches Weinen aus. „Ich wußte es ja, daß es so kommen würde,“ murmelte sie. „Armer, armer Adalbert!“

Plötzlich ertönte Hufschlag dicht vor dem Fenster. Sie eilte von der Thür nach dem Fenster und riß

es auf, lehnte sich weit hinaus und rief: „Adalbert, Adalbert!“ aber der Sturm, der ihr die eisigen Schneeflocken ins Gesicht schlug, verwehte ihre Stimme und der schwarze Schatten von Roß und Reiter, der noch eben über die weiße Fläche durch die graue Nacht lautlos dahinglitt, war im nächsten Augenblick schon im Hofthor verschwunden.

Achtes Kapitel.

Der Winter ist während der Nacht über die Insel gebrauf't, und noch immer wirbelt der Schneestaub, den er bei seiner eiligen Fahrt vom Nordland her aufstöberte, dicht herab auf Dächer und Bäume, auf Wiesen und Felder, und wenn man eine Zeitlang in die graue Luft sieht, aus der die weißen Flocken herabwehen, ist einem, als stiege man mit mäßiger Geschwindigkeit aufwärts — immer aufwärts in eine graue Unendlichkeit.

Oldenburg scheint sich heute an diesem melancholischen Schauspiel nicht satt sehen zu können. Er steht am Fenster seiner Arbeitsstube auf der Solitüde und schaut unverwandt auf das Meer hinaus, oder vielmehr in die schneeerfüllte Luft hinein, denn von dem Meer ist heute wenig oder nichts zu sehen. Er hat den Tag über viele Stunden so gestanden und kaum einmal seinen alten Hermann beachtet, der mit sorgenvoller Miene ab- und zugeht, und mehrere große Kof-

fer, die in dem Zimmer offen stehen, voll Kleider, Wäsche und Bücher packt. Auch des treuen Dieners treue Gattin Thusnelde, die behäbige dicke Haushälterin, hat sich wiederholt in dem Zimmer zu schaffen gemacht und einmal sogar gewagt, dem Herrn zu sagen, daß das Essen fertig sei, darauf aber keine andre Antwort erhalten, als: es ist gut, Alte!

Seitdem sind schon wieder mehrere Stunden verflossen. Der Baron hat gleich nach Tische wegfahren wollen; aber er hat noch immer nicht Befehl zum Anspannen gegeben. Daß sich das Wetter aufklären soll, hofft er wohl schwerlich, denn die Vorrathshäuser des Schnees scheinen unerschöpflich und überdies wäre es das erste Mal, daß er sich von der Ausführung eines Entschlusses durch schlechtes Wetter hätte abhalten lassen; auch war, wenn er noch vor Abend die Fähre erreichen wollte, Mittag die späteste Zeit der Abreise gewesen. Es wird ihm damit wohl so eilig nicht sein; vielleicht kommt ihm der Schneesturm gerade recht, um wenigstens einen äußeren Grund zum Bleiben zu haben; vielleicht erwartet er auch noch eine wichtige Nachricht, denn er hat im Laufe des Tages wiederholt gefragt: Ist Niemand dagewesen? und dann jedesmal, wenn der alte Hermann, wie er wohl nicht anders konnte: „Nein, Herr Baron!“ geantwortet

hatte, sich wieder zum Fenster gewandt und mit den Fingern weiter auf den Scheiben getrommelt.

Jetzt ist es auch nicht eben mehr wahrscheinlich, daß noch Jemand kommen wird. Der schmutzig rothe Streifen tief am westlichen Horizont verkündet, daß die Sonne, die den ganzen Tag unsichtbar gewesen ist, im Meere versinkt. Ein Sturmwind, der gegen die Fenster rasselt und klagend und heulend um das Haus und durch die hohen Wipfel der Tannen fährt, zerreißt die Schneeluft und die unendliche graue Wasserwüste mit ihren schaumgekrönten Wellen breitet sich vor den Blicken des einsamen Mannes am Fenster aus in schauerlicher Erhabenheit. Er öffnet die Thür und tritt auf den Balkon; er lehnt sich auf das Geländer, durch dessen eiserne Stäbe der Wind in schrillen Tönen pfeift. Er wirft keinen Blick auf die hohen Kreideufer, die sich rechts und links weit und weiter strecken in einem ungeheuren Halbkreise, und die jetzt mit den starren Wäldern, die sie auf ihren schroffen Stirnen tragen, von der untergehenden Sonne für einen Augenblick blutroth angestrahlt sind. Er schaut nur immer hinab, wo hundert Fuß unter ihm das wilde Meer zwischen den Felsblöcken des Ufers donnernd brandet. Der weiße Gischt wirbelt, in den scharfen Ecken der steilen Wände von dem wilden

Winde emporgetrieben, manchmal bis hinauf zu ihm und netzt ihm mit eiskalten Tropfen Stirn und Haar und Bart. Aber er achtet es nicht. In seiner Seele sieht es wilder und stürmischer aus als da draußen in der Natur. Es ist ihm, als wäre er ganz allein in der verödeten Welt, als bräche eben für diese verödete Welt die ewige Nacht herein und als wäre er verdammt, weiter zu leben in dieser ewigen Nacht.

„Es ist ganz recht, ganz recht," murmelte er, „warum warst du der Hans Narr, der sich wieder ruhig an dem Seile führen ließ, von dem er doch nun mittlerweile wissen mußte, wohin es ihn führte! Und doch! sie war so lieb, so gut in dieser Zeit, wie sie es nie gewesen! Konnte ich mein Ohr dem Sirenengesange verstopfen, der mir nie so nah und so süß getönt hatte! Sirenengesang — das ist es eben! Was weiß ein Weib von der treuen Liebe, deren ein Männerherz fähig ist! Caprice Alles, Alles eitel Tand und Spielerei! ein Paar blaue Augen, eine glatte Zunge und höfische Manieren dazu — so muß das Püppchen ausstaffirt sein, wenn es den guten Kindern gefallen soll. Ob das Püppchen ein Herz in der Brust, Hirn im Schädel hat, das kümmert sie nicht. Im Gegentheil: das ist so unbequem, so langweilig, das paßt so gar nicht in die Puppenstube.

Und so sei es denn abgethan, das Narrenkleid für nun und immer! wie das Abendroth dort an den Felsen verbleicht, so will ich von meiner Seele wegwischen diese rosige Lüge, und rauh werden, wie das winterliche Meer, und wie mich Niemand liebt, so will ich Niemand lieben. Ich will durch das Leben ziehen, einsam, wie jener Schneevogel sich dort durch die pfadlose Luft schwingt, unbekümmert, wie er, ob irgendwo am Ufer unter überhangenden Felsen das schützende Nest bereitet ist."

„Das werden Sie nicht; denn Sie sind ein Mensch, und der Mensch ist viel mehr, denn die Vögel unter dem Himmel."

Oldenburg wandte sich verwundert um nach dem, der in einem tiefen, festen Ton diese Worte gesprochen, dicht hinter ihm stand ein untersetzter, in einen groben Flausrock gekleideter Mann, dessen große, dunkle Augen unter den grauen buschigen Brauen seltsam hervorblitzten. Von Lippen, Kinn und Wangen wallte ein silbergrauer Bart bis auf die Brust herab. Es war Oldenburg, als müßte er dieses merkwürdige Gesicht schon einmal gesehen haben.

„Ich heiße Berger," fuhr der Mann, Oldenburg's fragenden Blick beantwortend, fort, „und komme im Auftrage der Frau von Berkow." —

Dieser Name gab Oldenburg die Sprache wieder, die ihm die so unerwartete und gleichsam wunderbare Erscheinung des Mannes, mit dem sich seine Gedanken gestern so viel beschäftigt hatten, geraubt zu haben schien.

„Ich freue mich, eine mir sehr werthe Bekanntschaft zu erneuern," sagte er, sich mit der Höflichkeit verbeugend, die den Männern von Welt zur zweiten Natur wird, und ihnen deshalb auch in solchen Augenblicken zu Gebote steht, wo sie im Uebrigen völlig rathlos sind; „wollen wir indessen nicht von diesem unbeschützten Ort in die Stube treten?"

„Ich werde Sie noch weiter bemühen müssen," erwiderte Berger, indem sie in das Gemach gingen; „ich komme Sie abzuholen; der Schlitten, in welchem ich kam, steht vor der Thür. Ich bitte Sie, mir unverzüglich zu folgen; die Minuten sind kostbar."

„Was ist's?" sagte Oldenburg, dem alles Blut aus den Wangen zum Herzen getreten war; „sprechen Sie es aus, Herr Professor! Ich bin ein Mann, und kann das Schlimmste hören. Frau von Berkow ist sehr krank — nicht wahr?"

„Nicht Frau von Berkow!" erwiderte Berger, „eine andere Frau, die ich sammt ihrem Kinde hierher geleitet habe, und die Sie, Herr Baron, vor

ihrem Ende, das vielleicht nahe ist, noch einmal zu sehen wünscht."

„Eine Frau — mit einem Kinde — die Sie hierher geleitet" — wie ein Schleier fiel es dem Baron von den Augen. Erst jetzt erinnerte er sich, was Melitta gestern scharfsinnig herausgefunden, daß Berger sich den Seiltänzern, in deren Gesellschaft sich Xenobi und Czika befanden, angeschlossen haben werde. In einem Nu war es ihm klar, um was es sich handelte.

„Kommen Sie!" sagte er. —

Vor der Thür der Solitüde stand Melitta's mit zwei kräftigen Braunen bespannter Schlitten. Die Männer stiegen ein, Oldenburg ließ sich von dem Kutscher hinten auf der Pritsche Zügel und Peitsche geben und fort ging es im Galopp durch die düstern Tannen; aus den Tannen hinaus in das ebene, sich nach Faschwitz zu allmälig senkende Land, das jetzt eine weite, von dem grauen Horizont begrenzte Schneefläche war, von der die spärlichen, mit Schnee bedeckten Bäume und Hütten sich kaum abhoben. Auch der Weg war verschüttet und selbst die Gleise, die der Schlitten vorhin gemacht hatte, schon wieder zugeweht. Man mußte mit der Gegend so vertraut und überdies ein so kundiger Rosselenker sein, wie es

Oldenburg war, um in dieser Wildniß hügelauf, hügelab, zwischen bodenlos tiefen Mooren hindurch in vollem Rosseslauf dahinjagen zu können.

So waren sie vielleicht zehn Minuten gefahren, als Berger das Schweigen brach, das bis dahin geherrscht hatte. Als ob sich alles Uebrige von selbst verstände, oder als ob er eine abgebrochene Erzählung wieder aufnähme, sagte er:

„Wir waren zuletzt in St. (Berger nannte eine kleine hinterpommersche Stadt.) Seit einiger Zeit, eigentlich schon seit dem ersten Tage, wo ich sie kennen lernte, hatte ich bemerkt, daß es mit ihrer Gesundheit sehr schlecht stehe. Unser rauhes Klima war tödtlich für dieses Kind einer heißeren Sonne, zumal eine Lungenkrankheit, die sie, wie es bei ihrem Wanderleben auch wohl kaum möglich war, nicht beachtete, schon große Fortschritte gemacht hatte. Ich wußte, daß es für sie nur ein Mittel zur Genesung gebe, das war: unverzügliche Rückkehr in das Land, aus dem der Sage nach ihre Väter stammen. Ich selbst — ich hatte die Beiden sehr lieb gewonnen und mir war es im Grunde gleich, wohin ich meine Schritte lenkte, denn Thränen zu trocknen giebt es überall — erbot mich, sie dahin zu begleiten; aber Xenobi weigerte sich, und als ich in sie drang, sagte sie mir:

„ich habe nichts vom Leben, als Kummer und Gram, und je eher ich sterbe, desto besser ist es für mein Kind. So lange ich lebe, kann ich mich von ihm nicht trennen und doch muß ich mich von ihm trennen, damit es lebt, wie ich wünsche, daß es lebe.“ Mir, der ich mit ihrer Lebensgeschichte nicht vertraut war, waren das natürlich Räthsel. Bis dahin hatte ich mit ihr nie über den Vater ihres Kindes gesprochen; daß es nicht der Director der Seiltänzer, oder einer seiner Leute sei, schloß ich freilich aus dem eingearteten Charakter der kleinen Czika, der eine vornehmere Abkunft bekundete. Jetzt brachte ich wiederholt die Rede auf dies Thema, nicht aus Neugier, sondern aus wirklicher Theilnahme an dem Schicksal einer Frau, die, wenn sie unter andern Verhältnissen aufgewachsen wäre, zu den vorzüglichsten ihres Geschlechts gezählt haben würde und eines Kindes, das den Stempel des einzigen Adels, den ich gelten lasse, des natürlichen, so ausgeprägt auf seiner reinen schönen Stirn trug.“

„Allez!“ rief Oldenburg und hieb in die Pferde, die, den leichten Schlitten wie eine Feder hinter sich herschleudernd, im gestreckten Galopp über die jetzt ganz glatte Schneefläche stürmten.

„Endlich,“ fuhr Berger fort in dem leidenschaft-

losen Tone, in welchem er von Anfang an gesprochen und der ein Spiegel der inneren Ruhe schien, zu welcher sich dieser wunderliche Geist jetzt durchgearbeitet hatte; „endlich, mit sichtbarer Ueberwindung nannte mir die arme Frau einen Namen, der das Interesse, welches ich an ihr nahm, wo möglich noch vermehrte; zugleich sagte sie mir, daß sie einer Dame, über die ich schon längst des Guten gar viel gehört, versprochen habe, ihr das Kind anzuvertrauen, sobald sie fühle, daß sie selbst es nicht länger schützen könne. Ich suchte sie zu überreden, diesen Entschluß sofort in Ausführung zu bringen, denn ich sah, daß ihr dazu nicht mehr viel Zeit bleiben würde. Was meine Bitten und Vorstellungen nicht vermocht hatten, vermochte die Constellation gewisser Gestirne, in denen die Egypterin ihr bevorstehendes Ende gelesen haben wollte. Am nächsten Morgen machten wir uns auf den Weg. Leider schien Xenobi sich nicht getäuscht zu haben. Sie wurde mit jedem Augenblicke kränker und kränker, und ich athmete auf, als wir endlich — das war vor einer Stunde etwa — das Ziel unserer Reise erreicht hatten.“

Berger schwieg und Oldenburg antwortete nichts als: „Ich danke Ihnen!“

Wenige Minuten darauf hielt der Schlitten mit

den dampfenden Pferden vor dem Herrenhause von Berkow.

Sie gingen in das Haus.

Auf dem Flur kam ihnen der alte Baumann entgegen.

„Lebt sie noch?“ fragte Oldenburg.

„Zu Befehl!“ erwiderte der Alte, indem er Oldenburg den Ueberrock ausziehen half; „der Jochen ist nach dem Doctor geritten; ich vermeine, daß er jeden Augenblick kommt.“

„Wo ist sie?“

„Wollen die Herren nur gefälligst in den Gartensaal treten.“

Er ging ihnen voran in den Gartensaal, wo auf dem Tisch eine Lampe und in den Kamin ein helles Feuer brannte. Dann verschwand er durch die Thür, welche in die rothe Stube führte.

Oldenburg hatte sich an den Kamin gestellt, seine kalten Hände zu wärmen. Tausend Gedanken auf einmal wirbelten durch sein Hirn. Als er sich nach einiger Zeit umwandte, Berger etwas zu fragen, fand er sich allein. Berger war entweder nicht mit eingetreten, oder hatte geräuschlos den Saal verlassen. Oldenburg schritt einmal durch das Gemach, dann stellte er sich wieder an den Kamin.

„Melitta hatte recht," murmelte er. „Ehe dieses Unrecht nicht gesühnt ist, kann von Glück für mich nicht die Rede sein. Und wie soll es gesühnt werden? Ist es doch der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären. Es war der Schatten von heute, der gestern schon auf unsere Seelen fiel. Wie stumpfsinnig war ich, wie verblendet von Leidenschaft, daß ich die Mahnung nicht verstand! Ja, sie hat ältere, geheiligte Rechte, und wehe mir, wenn ich dies Recht mit Füßen trete! es würde immer wieder aufstehen und gegen mich zeugen. Aber es ist entsetzlich, daß die Erinnyen uns bis in den Tempel verfolgen, wo wir uns reinigen wollten von aller Schuld, bis in das Heiligthum, das unser ganzes Glück umschließt."

Das Rauschen eines Gewandes hinter ihm schreckte ihn empor. Er wandte sich um, und vor ihm stand Melitta, blaß und ernst, die schönen, lieben Augen glänzend von der Spur frisch geweinter Thränen.

„Melitta," sagte Oldenburg, die Hände nach ihr ausstreckend, „kannst Du mir verzeihen?"

„Ich habe Dir nichts zu verzeihen, Adalbert," erwiderte sie, ihre Hände in die seinen legend, „laß uns geduldig tragen, was wir doch tragen müssen."

Sie sahen sich ein paar Momente schweigend in die Augen.

„Es liegt noch Manches zwischen uns," sagte Oldenburg traurig, „ich kann Dir nicht bis auf den Grund der Seele schauen."

„Wir müssen eben geduldig sein," sagte Melitta.

Oldenburg ließ ihre Hände los.

„Wie geht es ihr?"

„Sie ist sehr schwach; in einem Zustand zwischen Schlafen und Wachen; aber sie erkennt mich wohl und hat schon mehrmals nach Dir gefragt."

„Ist Czika bei ihr?"

„Ja; sie und der Professor, der eben hereintrat und mir sagte, daß Du im Saale auf mich warteteſt."

„Darf ich sie sehen?"

„Laß mich erst einmal allein hineingehen. Ich komme alsbald zurück."

Nach einigen Minuten, während deren Oldenburg mit untergeschlagenen Armen, die Augen nicht vom Boden hebend, in dem Saale auf- und abgegangen war, erschien Melitta wieder in der Thür:

„Komm!"

Oldenburg folgte ihr durch die rothe Stube, in ein halbdunkles Gemach, Melitta's Schlafgemach. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er es be-

trat, und während sie ihn an der Hand hindurchführte, fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, welch' verhängnißvoller Augenblick ihm den Zutritt in dieses Heiligthum verschaffte. An der Thür auf der entgegengesetzten Seite blieb Melitta stehen und flüsterte: „hier ist sie."

Sie traten ein. Es war ein großes, äußerst stattliches, in der Roccoccomanier überladen meublirtes Gemach, das zu den Fremdenzimmern in der Fronte des Hauses gehörte. Schwere gelbseidene Vorhänge verhüllten die Fenster; die Stühle und Sophas waren mit demselben Stoff überzogen, der getäfelte Fußboden blinkte in dem Schein des Feuers, das in dem Kamin brannte. Auf dem, von Amoretten getragenen Sims des Kamins stand eine vergoldete Stutzuhr, die den von Genien und Schmetterlingen umflatterten Eingang einer Grotte darstellte, aus deren Oeffnung, so oft die Stunde schlug, ein Sensenmann hervortrat. Gemälde im Geschmack jener Zeit mit gezierten Schäfern, Schäferinnen und Schafen in breiten Goldrahmen schmückten die Wände. Von der Stuckdecke hing ein mächtiger Kronleuchter von Glaskrystallen, die bei dem wechselnden Licht, das in dem Gemache herrschte, in allen Farben des Regenbogens spielten. Und in Mitten dieser Pracht, in einem gro-

ßen Himmelbette, deſſen ſeidene Vorhänge halb zurückgeſchlagen waren, ruhte auf ſchneeigem Kiſſen ein armes, todtkrankes Weib, das im fernen Ungarlande hinter einer Hecke das Licht der Sterne erblickt und Zeit ihres Lebens nur in Scheunen und Ställen und öfter noch auf öder Haide unter freiem Himmel, oder im wilden Walde unter hohen Buchenhallen die Nächte zugebracht hatte. Ihre großen, im Fieber erglänzenden Augen wanderten unruhig über all' die Herrlichkeiten, die ſie umgaben, hin und blieben dann immer wieder auf ihrem Kinde haften, als ſei dies der einzige Punkt, wo ihr geängſtigter Geiſt ſich wieder auf ſich ſelbſt beſinnen könnte. Czika ſtand vor dem Bett, gekleidet in die phantaſtiſch bunte Tracht, die ſie im Intereſſe der Kunſt auch außer „der Bühne" zu tragen pflegte. Ihr ſchönes Geſichtchen war noch ernſter und ſorgenvoller, wie ſonſt. Sie verwandte keinen Blick von der Mutter. Man ſah ihr an, daß ſie ein volles Verſtändniß der Lage hatte; daß ſie ſehr wohl wußte, daß es der Tod ſei, der ihrer Mutter braune Wangen ſo gelb und die rothen Lippen ſo bleich machte, und mit ſo großen kalten Schweißtropfen die ſchmerzlich gefurchte Stirn bethaute.

An einem Tiſchchen in der Nähe des Betts ſtand Berger. Er war eifrig beſchäftigt einen kühlenden

Trank zu bereiten und er blickte von seiner Beschäftigung kaum auf, als jetzt Melitta und Oldenburg geräuschlos in das Zimmer traten.

Aber das scharfe Ohr der Kranken hatte sie wohl gehört. Ein schwaches Lächeln der Befriedigung flog über ihr verwüstetes Gesicht. Sie winkte die Beiden mit den Augen zu sich heran.

Czika war, wie sie an das Bett traten, zwischen ihnen zu stehen gekommen. Xenobi schien das mit Befriedigung zu sehen. Das Lächeln wurde heller, dann verschwand es wieder und mit ihrem gebrochenen Deutsch sagte sie:

„Legt Eure Hände auf der Czika Kopf!"

Oldenburg und Melitta thaten es. Oldenburg's Hand zitterte, als er die weichen Locken des schönen jungen Hauptes berührte.

„Und gebt mir die beiden andern Hände!"

Xenobi nahm die Hände und als sie die Kette so geschlossen sah, murmelte sie etwas, das Jene nicht verstanden und das ein Fluch oder Segen, oder Beides sein mochte, denn der Ausdruck ihres Gesichts wechselte bei jedem Wort.

Dann sagte sie:

„Schwört, daß Ihr die Czika nicht verlassen wollt."

„Wir schwören es;“ antwortete Oldenburg, während Melitta, unfähig ein Wort hervorzubringen, nur die Lippen bewegte.

Xenobi ließ ihre Hände los, um ihre eigenen Hände über der Brust zu kreuzen.“

„Nun laßt Xenobi allein,“ sagte sie mit sehr leiser Stimme, „nur Czika soll hier bleiben und der weise Mann.“

Oldenburg und Melitta blickten sich und dann Berger an, der jetzt mit dem Trank in der Hand an das Bett trat.

„Thut, was sie verlangt!“ sagte er. „Der Wille eines Sterbenden ist heilig.“

Oldenburg wagte nicht zu widersprechen. Er nahm Melitta's Arm und führte sie aus dem Zimmer. Die Uhr auf dem Kamin hackte zum Schlagen aus. Der Sensenmann drinnen machte sich bereit, aus seiner Höhle hervorzutreten.

Sie gingen in den Gartensaal zurück. Keines sprach ein Wort. Oldenburg warf sich am Kamin in einen Lehnsessel und starrte düster in die verglimmenden Kohlen. Plötzlich fühlte er Melitta's Hand auf seiner Schulter:

„Adalbert!“

Er schaute fragend zu ihr empor.

„Nicht wahr, Du reist nicht fort?“

„Wenn Du es nicht wünschest — nein.“

„Und Du willst geduldig warten, bis — bis Du mir auf den Grund der Seele schauen kannst?“

„Ja.“

„Gieb mir die Hand darauf.“

Oldenburg drückte ihre Hand gegen sein Gesicht; sie fühlte seine Thränen fließen. Sie beugte sich herab und küßte ihn auf die Stirn. Dann setzte sie sich ihm gegenüber und versank, wie er, in stilles Brüten . . . . . .

Das Klingeln eines Schlittens unterbrach das Schweigen. Es war Doctor Balthasar. Oldenburg und Melitta gingen ihm entgegen. Oldenburg sagte dem alten Herrn, während er sich die Hände am Kaminfeuer wärmte, um was es sich handle.

„Hm! hm!“ sagte Doctor Balthaser; „weiß schon; Lungentuberkel — Reise bei dem Hundewetter — kommt nicht wieder auf — hm, hm — wo ist sie denn? — wollen mal nachsehen.“

Als die Drei sich zu gehen wandten, that sich die Thür des Saales auf und Berger trat, Czika an der Hand, herein.

„Sie kommen zu spät!“ sagte er zu Doctor Bal-

thasar und dann zu Oldenburg und Melitta, ihnen die Kleine zuführend:

„Hier, nehmt Euer Kind!“

Melitta zog Czika unter lautem Weinen an ihr Herz.

„Hm, hm!“ sagte Doctor Balthasar; „die alte Geschichte — immer gerufen, wenn nichts mehr zu curiren ist — hm, hm — wollen mal nachsehen.“

Neuntes Kapitel.

Die braune Gräfin ist begraben — nicht in „geweihter Erde," denn der Nachfolger des Pastor Jäger in Faschwitz, ein streng orthodoxer Diener des Herrn, den die Lorbeern, die sein Vorgänger sich an derselben Stelle errungen, nicht schlafen lassen, hat sich mit bescheidener Festigkeit gegen die Zumuthung opponirt: „eine Frau, die heidnisch gestorben sei, wie sie heidnisch gelebt, auf seinem „Gottesacker" aufzunehmen."

So haben denn zwei Männer aus dem Dorfe unter Aufsicht des alten Baumann in dem Park von Berkow auf einer Stelle an dem Rande des Buchenwaldes, von der man im Sommer eine gar liebliche Aussicht auf eine Rasenfläche hat, die sich nach dem Garten und dem Schlosse zu allmählig senkt, den tiefen Schnee weggeschaufelt und in der schwarzen Erde ein tiefes Grab gehackt und gewühlt, und in dem tiefen Grabe schläft nun die Zigeunerin, todes-

müde von ihrer ruhelosen Wanderung durch dies bunte ruhelose Leben, das ihr so wenig Glück gebracht hat, den tiefen, ewigen Schlaf.

Als nach einigen Tagen das Wetter sich aufgeklärt hat, die Vorrathshäuser des Schnees vorläufig erschöpft sind und es möglich geworden ist, die Gänge im Garten und durch den Park bis zu der Stelle am Waldesrande frei zu machen, kann man oft Melitta mit ihrem Julius und der kleinen Czika den Weg nach dem Grabe der Zigeunerin einschlagen sehen, das jetzt mit einem Granitblocke bedeckt ist, auf dessen einer glattpolirten Seite der Name Xenobi steht. Melitta führt das braune Kind fast immer an der Hand und spricht mit ihm viel öfter, als mit ihrem Sohne, der aber auch seinerseits mit einer Art von ritterlicher Zärtlichkeit, wie sie großherzige Knaben stets gegen hübsche kleine Mädchen an den Tag legen, um das Kind bemüht ist. „Wenn die Bahn erst ein bischen besser ist, dann will ich Dich im Schlitten fahren, Czika. O, ich habe einen wunderschönen Schlitten; ich will ihn Dir zeigen, wenn wir wieder nach Hause kommen. Und wir wollen Beide ganz allein fahren; der Pony kennt mich besser, als irgend Einen; ich brauche bloß mit der Zunge zu schnalzen, so geht er davon, wie der Wind, und wenn ich sage: Brrr, Pony! so steht

er still wie ein Lamm. Nicht wahr, Mama, ich darf mit Czika ganz allein spazieren fahren?“

„Wenn Czika mit Dir fahren will, warum nicht.“

Czika's dunkles Gesichtchen hat sich bei Julius kühnen Worten ein wenig aufgehellt; aber alsbald zieht wieder eine Wolke über ihre Stirn.

„Czika wollte, sie hätte Hamet wieder,“ sagt sie, mit den braunen Gazellenaugen in die Ferne starrend.

„Wer ist Hamet, Czika?“ fragte Julius.

„Hamet? Hamet ist Czika's Esel.“

„Pah, ein Esel!“ ruft der Knabe, die Oberlippe verächtlich krümmend; aber ein Blick der Mutter genügt, ihm eine fliegende Schamesröthe über das ganze Gesicht zu jagen.

„Wo ist Dein Esel, Czika?“ fragt er mit freundlicher Theilnahme.

„Hamet ist todt. Mutter und ich haben ihn im Walde eingescharrt.“

„Ach, das ist ja Schade. Na, laß es gut sein, Czika; ich will Dir einen andern kaufen. Weißt Du, Mama, der Förster Griebenow in Faschwitz hat einen großen Esel, mit so langen Ohren, Czika! der Pony scheut immer, wenn wir ihm begegnen. Aber das schadet nichts. Er muß sich d'ran gewöhnen, sonst giebt's was“ — bei diesen Worten schwingt Julius

sehr energisch seine Gerte — „ich will's ihm schon austreiben. Nicht wahr, Mama, ich darf mit Baumann hinüberreiten und Czika den Esel kaufen. Griebenow hat ihn mir schon ein paar Mal angeboten. Nicht wahr, Mama?"

„Gewiß," sagt Melitta; „er soll auch Hamet heißen."

„O, das wird schön," ruft Julius; „und dann reiten wir alle Drei spazieren. Du auf der Bella, ich auf dem Pony und Czika auf dem Hamet, und dann — aber, ich fürchte, Hamet wird nicht mitkommen können," unterbricht er sich selbst und macht dabei ein sehr bedenkliches Gesicht.

„So reiten wir langsam."

„Ja, das ist auch wahr. Wir wollen ganz langsam reiten, Czika; ich möchte um Alles nicht, daß Du herunterfielst."

So plaudert der Knabe und Melitta sieht mit innigster Freude, daß sein Geplauder und munteres Wesen auf Czika nicht ohne Wirkung bleiben. Sie denkt der Zeit, wo die braune Gräfin zum ersten Mal nach Berkow kam und wie sie schon damals, ehe sie noch eine Ahnung davon hatte, daß dies Kind Oldenburg's Kind sei, den Wunsch gehabt, es bei sich zu behalten und mit ihrem Julius zusammen zu erziehen, und wie wunderbar ihr Wunsch nun doch endlich in

Erfüllung gegangen ist. Und dann schweifen ihre Gedanken in die Zukunft hinaus, ob wol eine Zeit kommen wird, wo sie von diesen Kindern als von „unsern Kindern" sprechen darf; und als sie jetzt an dem Granitblock angelangt sind, und sie einen Kranz von Immortellen darauf gelegt hat, da schließt sie die Beiden in ihre Arme, herzt und küßt sie und sagt: „meine Kinder, meine lieben, lieben Kinder." . . . .

Melitta beschäftigt sich den ganzen Tag mit Czika und wenn Julius die „leewe, söte Diern" — Julius spricht, wie alle Knaben jener Gegend, die auf dem Lande erzogen sind, gern Platt, wenn er etwas besonders Zärtliches sagen will — nicht selbst so lieb hätte, so könnte er darob leicht eifersüchtig werden. Czika schläft auch bei der Mama und die Mama bringt sie alle Abend selbst zu Bett — oder vielmehr auf ihr Lager, denn Czika's Bett besteht vorläufig noch aus wollenen, auf der Erde ausgebreiteten Decken, da sie mit ihrem gewöhnlichen, melancholischen Ernst erklärt hat: „Czika stirbt, wenn ihr sie in ein Bett legt." Die Kleine sucht ihr Lager sehr früh auf, meistens sobald es draußen dunkel geworden ist, so daß Oldenburg, der erst immer um diese Zeit von Cona herüberkommt, sie nicht mehr im Zimmer findet. Einige Mal ist er dann mit Melitta an das Lager

getreten, aber er thut es jetzt nicht mehr, da das Kind einen so leisen Schlaf hat, daß das leichteste Geräusch sie erweckt. Er begnügt sich deshalb damit, von Melitta zu hören, daß es „ihrer Tochter“ wohl geht, daß sie mit „ihren Kindern“ spazieren gewesen, oder ausgefahren ist, daß „ihre“ Czika sie heute zum ersten Male „Mutter“ genannt hat.

„Ich fürchte, sie wird mich niemals Vater nennen mögen,“ sagt Oldenburg traurig.

„Wir müssen Geduld haben, Adalbert,“ erwidert Melitta.

Der alte Hermann hat die Koffer seines Herrn mit größerem Vergnügen wieder ausgepackt, als er sie an jenem melancholischen Tage vollgepackt hatte. Oldenburg denkt nicht mehr daran zu reisen, seitdem Melitta ihn zu bleiben gebeten hat und das Haus von Berkow jetzt Alles umschließt, woran sein Herz hängt. Ueberdies hat er auch Besuch. Der Professor Berger ist seit dem Tage seiner Ankunft sein Gast auf der Solitüde. Oldenburg hat den eigenen Mann, für den er sich schon lange interessirt hat und der ihm durch die letzten Ereignisse so viel näher gerückt ist, dringend gebeten, noch einige Tage bei ihm zu verweilen, wenn er nichts Anderes vorhabe, und Berger hat die Einladung angenommen.

„Ich bleibe gern," hatte er geantwortet. „Die Einsamkeit Ihres Hauses sagt mir in meiner augenblicklichen Stimmung zu; ich muß die Summe einer complicirten Gedankenrechnung ziehen, die ich in dieser letzten Zeit gemacht habe, und wenn mir bei dieser Arbeit ein Mensch helfen kann, so sind Sie es."

„Weshalb gerade ich?"

„Weil Sie, wie ich, es mit dem Leben ernst genommen, wie ich am Leben verzweifelt sind, und wie ich sich aus der Verzweiflung herausgerettet haben."

„Das letztere noch nicht so ganz."

„Desto besser; ich meine, desto leichter werden wir uns verständigen. Der Narben lacht, wer Wunden nie gefühlt; nur der Kranke versteht den Kranken.

Dies war die Einleitung zu einem Gedankenaustausch gewesen, der von Tag zu Tag für Beide fruchtbarer wurde. Es ist für einen Denker — zumal im späteren Leben — ein seltenes, unschätzbares Glück, Jemand zu treffen, der, sei es in Folge einer geheimnißvollen geistigen Wahlverwandtschaft, sei es in Folge ähnlicher Schicksale und Erfahrungen, zu einer Weltanschauung gelangt ist, die, wenn sie auch nicht in allen Consequenzen mit der seinigen übereinstimmt, doch auf derselben Basis gemeinsamer Principien ruht.

Dieses Glück, dem sich an reinem, nektarischen Ge-

nuß auf Erden kaum ein zweites an die Seite stellen kann, wurde diesen beiden Männern zu Theil, die von frühester Jugend auf, wie der Jüngling von Sais, „Wahrheit, Wahrheit“ schauen wollten; die von so verschiedenen Seiten in den Tempel der Isis drangen, die Beide mit kecker Hand den geheimnißvollen Schleier hoben, Beide vor dem, was sie unvorbereitet gesehen, schaudernd das Antlitz verhüllten, Beide lange Zeit, Verzweiflung im Herzen durch das Leben wanderten, und endlich nach langer, langer Irrfahrt, die bei dem Einen selbst durch die Hölle des Wahnsinns ging und bei dem Andern zum mindesten sehr nahe daran vorüber führte, wieder auf den rechten Weg gelangten.

Berger sprach über sein ganzes vergangenes Leben mit dem größten Freimuth und auch über seine Krankheit und die Zeit in Fichtenau mit vollkommener Ruhe.

„Der Ueberdruß an einem Leben,“ sagte er, das aller wahrhaft lebenswürdigen Zwecke baar, wie ein faulender Sumpf in moorigem Grunde unter geilem unfruchtbaren Kraut, nutzlos dahinfloß, mußte wohl endlich zum Wahnsinn führen, und was ich am meisten bewundere, ist, daß die Katastrophe nicht schon früher hereinbrach. Im Grunde war ich schon wahnsinnig, als ich die Kasematten von Magdeburg verließ. Die

Kerkerluft war mir bis in's Herz gedrungen und hatte die Freude am Leben, das Vertrauen zum Leben auf lange, lange Jahre hinaus zerstört. Wo aber diese Quellen verschüttet sind, da verdorrt bald Alles rings umher und es entsteht jener Widerwille an allen menschlichen Dingen, der psychisch dasselbe ist, was physisch das überreizte Nervensystem gewisser Kranken, die nichts anfassen mögen, weil sie sich zu beschmutzen fürchten. Es ist jene Stimmung, die den unglücklichen Swift beherrscht haben muß, als er seine lächerlich entsetzliche Geschichte von Gulliver's Besuch bei den Yahoo's schrieb, — diesen Geschöpfen, die der Reisende als das ekelhafteste Geschlecht der Erde schildert und die dennoch nur — er selbst sind.

„Nachdem ich Eleonore an dem Strande von Nervi begraben hatte, kehrte ich nach Deutschland zurück. Eine vorsichtige Regierung versagte dem ehemaligen Schwärmer für Freiheit noch immer jede öffentliche Lehrthätigkeit. Die Zustände in meinem Vaterlande widerten mich an. Ich sah um mich her ein Geschlecht heranwachsen, das schon anfing zu vergessen, wofür seine Väter auf hundert Schlachtfeldern geblutet hatten. Und diese Väter selbst? Sie erzählten sich hinter dem Bierglase ihre Heldenthaten mit Fallstaff'scher Großsprecherei, wie sie bei Leipzig auslagen

und bei Waterloo ihre Klinge führten; sie stritten sich unermüdlich, ob die Preußen, oder die Baiern, oder die Oesterreicher sich besser geschlagen hätten, und merkten nicht, oder wollten nicht merken, daß aus den ehemaligen Helden allmälig die traurigsten Philister geworden waren. Ich suchte in meiner Wissenschaft Vergessen und leider fand ich, was ich suchte. Ich sage leider, denn jetzt sehe ich wohl, daß eine Wissenschaft, die sich vom Leben abwendet, eine elende Wissenschaft ist, die ihren Jünger zuletzt zu einer Larve aushöhlt. Alles was uns vom Leben entfernt, uns das Leben weniger lebenswerth und die Menschen weniger liebenswürdig macht, ist verwerflich. Lebensüberdruß und Menschenverachtung sind aber die nothwendigen Folgen einer Philosophie, die ihre Resultate niemals mit der Wrklichkeit vergleicht, und deren tiefsinnigste Speculationen deshalb im besten Falle nur Donquixoterien des Geistes und in jedem Falle, trotz ihrer anmaßlichen Wichtigkeit, für die Menschheit so nutzlos sind, als die Grübeleien der Scholastiker über die Zahl von Engeln, welche auf einer Nadelspitze Platz haben. C'est un malheur des hommes, de se dégoûter enfin de la raison même et de s'ennuyer de la lumière, sagt Leibnitz. Diese intellectuelle Blasirtheit ist eine Krankheit der Geistesaristokraten, wie

die physische Blasirtheit eine Krankheit der Geld- und Adelsaristokraten ist. Der wahre Arbeiter weiß nichts davon, denn er hat auf Erden zu viel zu thun, um zum Dégout und zum Ennyi Zeit zu haben und wenn er ja einmal in diesen Sumpf hinein geräth, so sorgt die Arbeit dafür, daß er nicht lange darin stecken bleibt.

Ich brachte meine transcendentalen Schattenspiele und speculativen Nebelbilder in Form philosophischer Abhandlungen und Werke vor's Publikum, aber das Angebot war groß, der Markt überfüllt und mein Absatz nicht eben groß. Indessen sammelte ich doch eine kleine Kundschaft um mich, die in aller Stille für meine pessimistische Lehre eifrig Propaganda machte; ja, ich hatte die Genugthuung, daß einer dieser Kunden, der eine der höchsten Stellen im Staate einnahm, unsern König auf das „verkannte Genie", wie er mich zu nennen beliebte, aufmerksam machte und der König, der selbst etwas von verkanntem Genie in sich spürt, auf den Antrag seines Ministers einging. So wurde ich, den man in's Gefängniß gesteckt hatte, als er jung und gesund war und den Willen und die Kraft hatte, für seine Menschenbrüder zu wirken, Universitätsprofessor, vom Staate approbirter öffentlicher Lehrer in einem Augenblick, wo ich im Grunde schon für das

Irrenhaus reif war. Ich meinerseits sah in diesem Widerspruch nur ein neues Beispiel der Sinnlosigkeit des blinden Spiels, als welches mir das Leben schon längst erschien. Noch jetzt denke ich mit Schaudern dieser Zeit, der äußerlich glänzendsten und innerlich elendesten meines Lebens, als ich, der Wahnsinnige, von aller Welt wegen seines Scharfsinns, seiner Gelehrsamkeit, seines Geistes gefeiert, zahlreiche Schüler zu meinen Füßen sah, die voll Ehrfurcht den Lehren des großen Meisters lauschten. Ja, Herr von Oldenburg, es war eine entsetzliche Zeit! Je leerer und öder es in meinem Herzen wurde, desto öder und leerer wurde es in meinem Kopfe. Indem ich Alles und Jedes auf die Retorte meines Skepticismus brachte, verflüchtigte sich jedes Gefühl, jeder Gedanke, und ich erinnere mich, daß ich vor dem Ausbruche meiner Krankheit mich oft angefaßt, ja mir selbst Schmerzen zugefügt habe, weil ich an meiner eigenen Existenz zu zweifeln begann.

Endlich kam, wohl durch physische Zustände mit veranlaßt, die Katastrophe. Man erkannte, daß man einen Wahnsinnigen zum Lehrer der Jugend gemacht hatte nnd schickte ihn vom Katheder direct ins Irrenhaus. Diese Maßregel hatte für mich nichts Demüthigendes, da ich die ganze Welt für ein einziges

großes Irrenhaus hielt. Ueberdies sehnte ich mich nach Ruhe, wie man sich aus der Schlaflosigkeit in den Schlaf hinübersehnt; und von dem ewigen Schlaf, in dessen Arm ich bald zu sinken hoffte, war die Ruhe des Irrenhauses doch schon immer ein Vorgeschmack.

Denn dieser süße, ewige Schlaf, das Nirwana der Indier, dessen ich nach meiner Philosophie durch vollständige Vereinigung des creatürlichen Lebens, oder der Sansara theilhaftig werden mußte, war das summum bonum, nach dem ich schmachtete, wie Heinrich von Ofterdingen nach seiner mystischen blauen Blume. Ich glaubte gekannt zu haben, daß Alles, was da ist, nur durch seinen eignen Willen da ist und sich erhält; der Mensch also sich selber schuf, mithin für diesen Act auch verantwortlich gemacht werden muß. Ich verglich meine Philosophie mit der christlichen Lehre und fand die merkwürdigste Uebereinstimmung. Das creatürliche Dasein ist der alte Adam, den sie uns auszuziehen befiehlt. Der neue Adam ist der Mensch, welcher das Unglück, in das sich die Creatur durch ihren blinden Lebensdrang stürzte, begriffen und den ernstlichen Willen hat, nicht mehr zu wollen, d. h. — denn Wille und Leben ist identisch — nicht mehr zu leben. Und diese Entsagung von Wille und Leben,

dieser geistige Tod, der endlich durch den physischen zu einem vollkommenen wird, ist eben die Rückkehr zum guten Vater, dessen Haus wir so leichtsinnig verließen, um Sklaven zu werden und uns von der bittern Kost der Sklaven zu nähren. Sie erinnern sich vielleicht, Herr von Oldenburg, daß wir, als Sie im Sommer in Fichtenau waren, mehrmals über dies Thema gesprochen haben."

„Gewiß!" sagte Oldenburg; „ich konnte mich damals nicht überzeugen, daß die Consequenz der nazarenischen Doctrin die vollständige Entsagung sei. Inzwischen habe ich reiflicher über die Sache nachgedacht und muß mich jetzt zu Ihrer Ansicht bekennen. Wenn die nazarenische Lehre nicht zum mindesten den Keim der indischen Weltentsagungstheorie in sich gehabt hätte, wie hätte es geschehen können, daß die Ersten, denen wir in der Religionsgeschichte begegnen, Communisten, Märtyrer, ägyptische Säulenheilige, syrische Anachoreten und andere von der Ascese mehr oder weniger angekränkelte Gestalten sind? Die Ascese baute im Mittelalter die ersten Klöster; die Ascese ist noch heut zu Tage der Grundzug in dem Charakter aller Secten, die im Besitz der reineren Lehre zu sein behaupten. Ich selbst habe an mir die Beobachtung gemacht, daß eine fortgesetzte Lectüre der Schrift auf

den Willen zum Leben einschläfernd wirkt, daß die Worte von den Lilien auf dem Felde, die nicht arbeiten und doch so herrlich wachsen, von den Einfältigen und Friedfertigen, die Gottes Kinder heißen werden, — daß, sage ich, diese und noch unzählige andere Stellen den Geist umnebeln, das Gemüth passiv stimmen, uns jenen Mannesmuth, jene Virtus, rauben, die den Alten identisch mit der Tugend war. Wenn man sich zu der Lehre des Menschensohnes bekennt, der nicht hatte und nicht haben wollte, wohin er sein Haupt lege, und dennoch von der Ascese nichts wissen will, trotzdem man vielleicht gar ein Lehrer dieser Lehre ist, so scheint mir das eine Inconsequenz, die ganz bequem sein mag, die aber für das moralische Gefühl so widerwärtig ist, wie für das ästhetische die Vermischung ganz verschiedener Stylarten. Ich mache daraus dem Einzelnen keinen Vorwurf, denn die Schuld liegt nicht sowohl an ihm, als an seiner Zeit, die sich aus den alten Formen, die ihr nach allen Seiten zu eng geworden sind, befreien will, und dennoch die neuen frank und frei zu proclamiren nicht den Muth hat. Deshalb überall Verwirrung, überall Inconsequenz, überall Heuchelei, oder Gleichgültigkeit aus Princip. Und das wird nicht besser werden, als bis die Menschen sich entschließen, von ihrem ange-

bornen Rechte der Freiheit vorläufig einmal auf geistigem Gebiete den vollsten Gebrauch zu machen und das Sittengesetz so reformiren, wie es dem gegenwärtigen Zustande der Menschheit angepaßt ist. Unser Ideal ist nicht mehr und kann nicht mehr derjenige sein, welcher, als ein Diener des puren Geistes, aller, zum wenigsten der stärksten menschlichen Bande los und ledig, Liebe, Entsagung und Unterwerfung unter weltliche Tyrannei predigend, durch das Leben geht und schließlich seine Leidenslehre durch seinen Leidenstod besiegelt — unser Ideal ist der Mann, welcher die Identität des Geistes und der Materie begriffen hat, erkannt hat, daß das Wort nicht ohne das Fleisch, das Fleisch nicht ohne das Wort sein kann, sich deshalb das Wort nicht des Fleisches, das Fleisch nicht des Wortes zu schämen hat; der Mann, welcher sich Knall und Fall entschließt, ein Mensch zu sein unter den andern Menschen und mit ihnen Freud' und Leid zu theilen, wie's eben das Schicksal gebeut; der Mann, welcher voll ingrimmigen Hasses gegen alle Tyrannei, sie habe einen Namen, welchen sie wolle, wo er kann und wie er kann, der Freiheit muthig eine Gasse bricht, und so, wenn's sein muß, der großen Sache, für die er gelebt und gearbeitet hat, das höchste, was er ihr weihen kann, sein Leben selbst zum Opfer

bringt. Der moderne Heiland ist nicht der Mann des Leidens, sondern des Handelns — denn unser Wahlspruch ist nicht mehr: bete und arbeite, sondern denke und arbeite! nicht mehr liebe und leide, sondern liebe und schaffe."

„Gewiß," erwiderte Berger; „aber dieser Gedanke, der bei Ihnen, der Sie, abgesehen von Ihren glänzenden Geistesgaben, durch eine freie Lebensstellung vor Andern begünstigt sind, ich möchte sagen etwas Naturwüchsiges hat, und gleichsam die erste reife Frucht Ihres Denkens war, konnte bei mir, dem vom Unglück Verfolgten, lange Jahre hindurch der Freiheit Beraubten, zeit seines halben Lebens polizeilich Ueberwachten nur das Resultat eines langen, oft unterbrochenen geistigen Prozesses sein; ja, ich gestehe, daß ich im Grunde erst jetzt zu der wahren Erkenntniß gekommen bin."

„Ich bin begierig zu hören, wie Sie sich aus den stagnirenden Wassern der indisch-nazarenischen Abtödtungsphilosophie endlich gerettet haben," sagte Oldenburg.

„Einfach dadurch", erwiderte Berger, „daß ich die Probe zu dem Exempel anstellte, das heißt: die Theorie auf das praktische Leben anwandte. Ich sagte mir, daß, wenn es mir wirklich ernst wäre mit der

vollkommenen Resignation, ich den Willen zum Leben bis in seine geheimsten Schlupfwinkel verfolgen müßte. So entsagte ich denn zuerst allem Luxus, an dem ich theils aus Gewohnheit der Erziehung, theils aus angeborner Neigung, trotz meines Pessimismus, noch immer mit Leidenschaft hing, und den ich selbst — ein seltsamer Widerspruch! — noch auf meinem einsamen Zimmer in Birkenhain's Anstalt um mich zu verbreiten gewußt hatte. Ich sah ein, daß es nur eine nothwendige Consequenz der nazarenischen Lehre ist, wenn sie den Reichthum verdammt und es geradezu ausspricht, daß ein Reicher nicht in den Himmel kommen kann. Wenn heut zu Tage die Reichen sich mit Ostentation zu der Religion der Armuth und der Armen bekennen, so ist das ein kolossaler Widerspruch, der schon allein hinreicht, zu beweisen, wie tief die Heuchelei um sich gegriffen hat, oder aber auch, wie so ganz und gar das Bewußtsein dessen, um was es sich handelt, den Leuten abhanden gekommen ist. Die Katholiken zeigen, wie in vielen andern Punkten, so auch darin, ihr tieferes Verständniß der Lehre, daß sie die Nothwendigkeit der Armuth zum mindesten im Princip anerkennen, wie weit sie sich auch in Wirklichkeit davon entfernen mögen. In dem modernen Nazarenerthum, das nach allen Seiten hin der Natur

und Bildung Concessionen macht, ist der Zusammenhang der alten apostolischen Lehre mit der brahminischen Weisheit, aus der sie ursprünglich stammt, so gut wie aufgehoben, aber der Barfüßermönch in seinem härenen Gewande hat noch immer eine unverkennbare Familienähnlichkeit mit dem indischen Büßer, dem „der hohe Werth der holden Güter dieses Lebens" so verdächtig ist, daß er es vermeidet, zweimal unter demselben Baum zu schlafen, aus Furcht, dieser Baum könnte in ihm die süße Gewohnheit des Daseins wecken oder erhalten.

Ich machte also aus mir, so gut es gehen wollte, einen indischen Büßer. Aber ich sollte bald erfahren, daß ich trotz meiner groben Blouse und aller äußeren Zeichen der Ascese genau der Aristokrat geblieben war, der ich Zeit meines Lebens gewesen. Der Zufall brachte mich eines Abends in die Gesellschaft sehr roher Gesellen, deren Reden und Treiben auf mich den widerlichsten Eindruck machte, welcher sich bis zum Unerträglichen steigerte, als ich fand, daß gerade der brutalste dieser Menschen auf eine wunderbare Weise in mein Leben verflochten war. Er war, ohne es zu wissen, das Werkzeug einer Rache geworden, nach der ich in jüngeren Jahren gelechzt hatte, wie der Hirsch nach Wasser. Sie erinnern sich, Herr von

Oldenburg, der tragischen Verführungsgeschichte, in der meine Brant die Rolle der unglücklichen Clarisse und jener polnische Graf die Rolle des Lovelace spielte. Nun wohl! jener plumpe Seiltänzerdirector war seinerseits der Held eines galanten Romans geworden und die Gemalin von Eleonorens Verführer die Heldin. Ich kann nicht sagen, was ich bei dieser Nachricht empfand. Sie wirkte so erschütternd auf mich, daß ich wiederum, wenn auch nur auf kurze Zeit, in den Zustand zurückfiel, aus den mich Birkenhain's Kunst kurz vorher errettet hatte. Als ich aus meinem Wahnsinn wieder zum Bewußtsein kam, war mein Entschluß gefaßt, mich gerade diesen Menschen, die ich so sehr verachtete, vor denen ich ein so tiefes innerliches Grauen empfand, anzuschließen. Sie wissen aus Birkenhain's Brief, daß ich wenige Tage darauf meinen Gedanken ausführte. Es war wohl der glücklichste, den ich in meinem Leben gehabt habe. Abgesehen davon, daß ich so dazu beitragen konnte, Ihnen Ihr Töchterchen wieder zu schaffen — und Sie können nicht glauben, wie glücklich es mich macht, einem Mann, den ich so hoch schätze, einen solchen Dienst geleistet zu haben — ist der Gewinn, den ich für mich selbst aus dieser Excursion gezogen habe, geradezu unendlich. Ich habe in dem Umgang mit diesen armen Menschen

und mit tausend andern armen Menschen, die ich nebenbei kennen lernte, erfahren, daß die Armuth nicht ein Segen, sondern ein Fluch für den Menschen ist, daß sie ihm die Adern, durch welche ihm einzig und allein die nothwendigen Bildungselemente zufließen können, unterbindet, und ihn so, an Geist und Körper verkrüppelt, der Sünde, dem Laster in die Arme wirft. Aber auf der andern Seite habe ich erkannt, welche unermeßliche Fülle von Lebenskraft trotz alledem in diesen tiefsten Schichten der Gesellschaft steckt und wie in diesen Schichten ohne alle Cultur und Pflege die edelsten Blumen der Menschenseele: Güte und Liebe, ja selbst Geist, Verstand und Witz sich fort und fort durch alle Hindernisse hindurch unwiderstehlich zum Lichte drängen. Dieses erhabene Schauspiel, das mir ganz neu war, denn ich hatte mich in meinem bornirten philosophischen Dünkel im Grunde nie um das Volk gekümmert, hat mich mit staunender, von Tag zu Tag sich steigender Bewunderung erfüllt. Ich habe dem Genius der Menschheit abgebeten, was ich in meinem Wahnsinn an ihm gefrevelt. Ich habe mir geschworen, daß ich die Jahre, welche mir noch etwa zu leben vergönnt sind, dazu benutzen will, meine Thorheiten möglichst wieder gut zu machen, indem ich mich ganz der Sache des Volkes widme. Ich habe

nicht Weib, noch Kind, noch sonstige Verpflichtungen. Ich bedaure das, denn ich begreife jetzt, daß zu einem vollen Menschenleben unter Anderem auch Weib und Kind gehört; aber da dem nun einmal so ist, so will ich auch aus der Noth eine Tugend machen und alle Armen, Kranken und Unterdrückten sollen von nun an meine Kinder sein. Wie ich es anfange, diesen Entschluß praktisch möglichst fruchtbar zu machen, weiß ich noch nicht. Das Eine aber weiß ich, daß ich mein Amt, trotzdem man, wie ich von Birkenhain höre, mit Ungeduld auf meine Rückkehr wartet, niemals wieder übernehmen kann, und ich glaube, Herr von Oldenburg, daß Sie diesen Entschluß billigen werden."

„Ich weiß nicht," sagte Oldenburg nach einigem Bedenken; „ob ich Ihnen in diesem Punkte Recht geben soll. Wenn Sie erlauben, will ich Ihnen, wie ich darüber denke, ohne allen Rückhalt sagen."

„Ich bitte darum," antwortete Berger.

Oldenburg zündete sich eine frische Cigarre an, streckte seine langen Beine über den nächsten Stuhl, hüllte sich wie der Jupiter Tonans in dichte Wolken und sprach:

„Ich werde, um Ihnen meine Ansicht klar zu machen, von dem Rechte jedes Deutschen, ein wenig

weitschweifig zu sein, bescheidenen Gebrauch machen müssen. Ich habe den Tic, Dinge und Menschen niemals einzeln, sondern stets im Zusammenhange mit den anderen Dingen und Menschen zu sehen — eine Neigung, die eine angeborne ist und nebenbei durch die Gewohnheit des Reisenden, stets nach Stand- und Gesichtspunkten zu suchen, um die einzelnen Eindrücke summiren zu können, noch absonderlich genährt sein mag. So hat mich auch der Abriß, den Sie mir von Ihrem Leben zu entwerfen die Güte hatten, nicht blos an und für sich als die Geschichte eines bedeutenden Menschen interessirt, sondern auch deshalb, weil ich in den auf- und ab- und wieder aufsteigenden Linien Ihres Bildungsganges denselben Weg zu erkennen glaube, den ich in unserer Zeit zu viele Menschen gehen sehe, als daß ich nicht auf die Vermuthung kommen sollte: es liege in unserer Zeit selbst ein Etwas, das diese und ähnliche mehr oder weniger krankhafte Erscheinungen begünstigt. Mit einem Worte: ich sehe in Ihnen weniger eine Abnormität, als vielmehr einen Typus für eine ganze Reihe moderner Existenzen, deren Natur ich um so eifriger studirt habe, als ich mit einem nicht geringen Theil meines Wesens selbst dazu gehöre und für die Altmeister Goethe den klassischen Namen: Problema-

tische Naturen erfunden hat. Lassen Sie mich diese Species des Genus homo etwas näher charakterisiren.

„Problematische Naturen sind Menschen, die meistens von der Natur mit den glücklichsten Anlagen ausgestattet sind, deren Sinn und Streben im Allgemeinen auf das Gute gerichtet ist, und die dennoch fast ohne Ausnahme zu Grunde gehen, weil sie sich nicht zu beschränken wissen, weil sie nie, oder zu spät zur Einsicht kommen, daß das begeistertste Ringen nach idealen Zielen nicht nur ohne Erfolg bleibt, sondern für den Ringenden selbst verderblich werden muß, wenn er die Bedingungen unsrer irdischen Existenz nicht anerkennen will, oder, genauer gesprochen, in Folge einer Eigenthümlichkeit seines Wesens, das ihn fortwährend in's Maßlose treibt, nicht anerkennen kann. Solchen Menschen genügt schlechterdings nichts; sie sich selbst am allerwenigsten. Mit einer unendlichen Empfänglichkeit ausgestattet, ergreifen sie Alles mit einem wahren Heißhunger, werfen es aber mit Ekel wieder fort, sobald es sich ihnen in seiner Endlichkeit offenbart hat. Ihre überströmende Phantasie taucht Alles in poetischen Duft. Sie sehen Dinge und Personen nur in diesem Glanz, lieben sie so, begeistern sich so für sie; und sobald sie das Trügerische dieses Glanzes erkannt haben — eine Erkenntniß, die ja doch früher

oder später eintreten muß — rächen sie sich durch Verachtung, Spott und Haß an den unschuldigen Gegenständen ihrer launenhaften Neigung, weil diese das nicht sind, was — sie selbst erst aus ihnen gemacht hatten. Ihr Blick hat eine krankhafte Schärfe für die Schwächen und Gebrechen der Mitmenschen, und so kommen sie in den seltensten Fällen zu dem reinen Genuß der Liebe, die ohne Duldung nicht gedacht werden kann. — Aber eben so wenig wie die Menschen genügen ihnen die Situationen. Sie möchten gern in's Große und Ganze schaffen; möchten gern all' ihre reichen Kräfte verwerthen, und da dies in keiner Lage möglich ist, da jede nur diese oder jene Seite unseres Wesens vorzugsweise, zum Theil ausschließlich in Anspruch nimmt, so fühlen sie sich überall eingeschränkt, beängstigt und gedrückt, und sie sagen sich von allen concreten Verhältnissen los, ohne zu bedenken, daß sie doch nur immer Fessel mit Fessel und Gefängniß mit Gefängniß vertauschen können, Ich weiß nicht, Herr Professor, ob meine Skizze so gut geräth, daß Sie im Stande sind, die Originale darin zu erkennen?"

„Vollkommen, vollkommen!" sagte Berger, der das Kinn in die Hand gestützt, die großen, tiefsinnigen Augen mit gespannter Theilnahme auf den wolkenverschleierten Sprecher richtend, dasaß.

„Aber fahren Sie fort, Sie sind noch nicht zu Ende."

Oldenburg klopfte die Asche von seiner Cigarre und sagte: „Wie diesen Naturen keine Lage genügt, so genügen sie ebenfalls keiner. Jeder Beruf verlangt, wenn er wahrhaft erfüllt werden soll, eine unausgesetzte, hingebende Thätigkeit. Um etwas Bedeutendes schaffen zu können, muß der Mensch im Stande sein, sich zu beschränken. Das herbe Entweder — Oder, das uns von allen Seiten unabläßig zugerufen wird, ist aber den problematischen Naturen über Alles verhaßt. Wie sollten sie am Studirtische aushalten können, während sie die Sehnsucht in die blaue Ferne treibt! wie sollte das Wanderleben sie nicht ermüden, da es jene Sammlung des Geistes nicht zuläßt, die solchen contemplativen Gemüthern unabweisbares Bedürfniß ist! So rächt sich die Welt grausam für die Verachtung, mit der Jene sich über sie erhoben. Ihnen genügt die Welt nicht; und sie genügen dafür der Welt nicht. Die Welt läßt ihre Verächter fallen, verzweifeln, verhungern, je nachdem, und sie hat darin Recht, denn sie kann ihrer Natur nach nur den belohnen, der ihr mit Aufopferung seiner individuellen Neigungen und subjectiven Gelüste mit Ernst und Fleiß zu dienen sucht.

„Und das bringt mich nun auf die eigentliche Beantwortung der Frage, um die es sich in diesem Augenblick handelt: ob Sie Recht thun, dem Berufe eines Universitätslehrers, der doch nun einmal Ihr Beruf ist und für den Sie nebenbei, sans vous vanter, Monsieur le Professeur, in ganz eminentem Sinne geeignet sind, zu entsagen, um einem ohne Zweifel edlen, würdigen, aber doch immer unbestimmten Drange nachzugeben, in welchem ich — verzeihen Sie mir, mein Freund — wieder Etwas von dem Subjectivismus, von der souveränen Willkür wittere, die Ihnen und mir und uns Problematikern insgesammt schon so oft verderblich gewesen sind.“

„Sie mögen Recht haben,“ erwiderte Berger; „aber die Frage ist weniger: was ich soll? als vielmehr, ob ich kann, was ich soll? Glauben Sie aber, daß es mir jetzt, wo ich ein ganz Anderer geworden bin, möglich sein wird, wieder die alte Leyer der vom Staate approbirten, zahmen Professorenphilosophie zu schlagen? das alte unwürdige Spiel mit Gedanken und Begriffen, zu dem ich mich früher, wo ich mit souveräner Ironie auf die Menschen und ihr Treiben herabsah, in schadenfroh mephistophelischer Laune wohl verstehen konnte, von neuem zu beginnen? Nimmermehr! Ich habe ein Grauen vor dieser Sünde gegen

den heiligen Geist der Wahrheit, jetzt, nachdem ich die Menschheit in den niedrigsten Menschen habe achten lernen! Und dennoch! müßte ich mich nicht zu dieser officiellen Lüge verstehen in unserer feisten, engbrüstigen Zeit, wo außer in einigen wenigen hellen Köpfen, überall sonst tiefes Dunkel über den Geistern liegt? wo die Romantik in Politik und Literatur und Leben, wie ein betäubendes Gift, alle gesunden Kräfte eingeschläfert und Heuchelei und Lüge und jede schlimme Neigung der Menschen wach gerufen hat? Wenn ich vom Katheder herab an unseren Zuständen die Kritik übte, die ich jetzt üben müßte, wollte ich nicht den letzten Rest der Selbstachtung verlieren, so würde Disciplinaruntersuchung und Amtsentsetzung die sofortige Folge sein; ich glaube sogar, man schickte mich wieder in's Irrenhaus. Nun brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen, daß ich die Folgen meines Freimuthes nicht scheuen würde; aber es fragt sich, ob ich der guten Sache durch diesen Freimuth von dieser Stelle aus nicht mehr schade, als nütze."

„Ich möchte mich für das Letztere entscheiden," sagte Oldenburg. „Einmal glaube ich, daß Sie unsere Zeit zu schlimm beurtheilen. Die Menge der Köpfe, in denen es schon Tag ist, oder doch wenigstens stark zu tagen beginnt, ist viel größer als Sie annehmen,

ja, wenn mich nicht Alles trügt, so glaube ich aus den letzten Vorgängen in Frankreich, und auch in unserem Lande schließen zu dürfen, daß diese erste Hälfte des Jahrhunderts nicht zu Ende gehen wird, ohne uns große überraschende Ereignisse zu bringen, die eine ganz neue Aera heraufführen müssen. Wie dem aber auch sei: die neue Zeit soll, wenn sie kommt, Jeden von uns auf seinem Platze finden. Das ist es ja eben, was unsere Zeit so problematisch macht, was so viele problematische Naturen hervorbringt, daß Niemand den Posten, auf welchen er gestellt ist, ausfüllen mag, sondern rechts und links nach dem seiner Nebenleute schielt. Unser König will zugleich Baumeister und Dichter, Theologe und Philologe und Gott weiß, was noch sonst alles sein und ist in dieser anmaßlichen Vielgeschäftigkeit und eitlen Selbstbespiegelungssucht nur ein Prototyp für unzählige andere gute Menschen und schlechte Musikanten. Es ist keine Frage, daß die Freiheit, die wir meinen, nur dadurch herbeigeführt werden kann, daß Jeder den Befehl Nelson's bei Trafalgar befolgt: d. h. seine Pflicht thut. Wie aber ist das möglich, wie kann das Verdeck zum Gefecht klar gemacht werden, wenn Alle vielgeschäftig durcheinanderrennen, ohne zu wissen was sie sollen oder wollen? Nein, wenn die Zeit, die große Zeit,

die heraufdämmert, nicht kleine Menschen finden, wenn in der Stunde der Entscheidung nicht heilloseste Verwirrung herrschen und dadurch das hohe Ziel wieder auf Jahrzehnte hinausgeschoben werden soll, so ist vor Allem nothwendig, daß wir nicht das thun oder zu thun versuchen, was wir unter anderen Umständen thun würden, möchten oder dürften, sondern nicht mehr und nicht weniger, als was wir bei den gegebenen Verhältnissen thun können und also müssen. Ich zum Beispiel beklage es sehr, daß ich, als der König im Februar den Landtag einberief, statt in der Residenz oder hier auf Cona, hinter Abu Simbel, tief in Nubien war, und mich für die Quellen des Nil sehr viel mehr interessirte, als für die Quellen des Volkswohls. Aber, wie ich jetzt die Verwaltung meiner Güter, die ich bis dahin gewissenlosen Inspectoren überließ, selbst übernommen habe, so ist es mein wohlerwogener Entschluß, von nun an keine Gelegenheit, in das politische Leben praktisch einzugreifen, vorbeigehen zu lassen, und deshalb ist mein Rath: geben auch Sie Ihre Professur nicht auf, sondern suchen Sie durch die Macht Ihrer Lehre und Ihres Beispiels möglichst viele junge Gemüther auf die Zukunft vorzubereiten, die, wie Leopold Schefer sagt, nur deshalb so heißt, weil sie ja doch einmal kommen wird.

Berger war durch Oldenburg's Argumentation, deren Richtigkeit er im Allgemeinen zugab, für seinen speciellen Fall noch nicht ganz überzeugt; und die Freunde hatten noch manche Unterredung, in welcher sie die Frage, wie weit man, ohne dem Geist der Wahrheit zu nahe zu treten, dem Zeitgeist Concessionen machen dürfe, nach allen Seiten hin erörterten. Dabei zeigte es sich, daß Berger, wie alle einsamen Denker, die „in ihr Museum gebannt" die Welt „nur von weitem" sahen, in allen seinen Ansichten viel radikaler war, als Oldenburg, der, durch seine unabhängige Lage begünstigt, auf seinen odysseischen Irrfahrten vieler Menschen Städte und Länder erschaut und der unmittelbaren Beobachtung mindestens eben so viel verdankte, als dem Bücherstudium. Der Baron konnte sich mit dem Professor nicht messen, sobald sich das Gespräch in die Mysterien der speculativen Philosophie vertiefte, aber er war ihm in Behandlung der praktischen Fragen weit überlegen. So wollte Berger zum Beispiel durchaus keine andere Staatsform gelten lassen, als die republikanische.

„Die Republik," sagte er, „ist die einzig vernünftige Form des Staates. Sie ist die einfache Consequenz des Satzes, der doch jetzt so ziemlich ein allge-

mein anerkanntes Dogma ist, daß alle Menschen mit gleichen Rechten auf Glück geboren werden. Ich lasse nur die Unterschiede gelten, welche die Natur selbst macht, indem sie den Einen mit großen, den Andern mit geringen Gaben des Geistes und Körpers ausstattet; aber ich halte es für heilige Pflicht der Menschen, diese natürlichen Unterschiede nicht durch künstlich gezogene Schranken noch zu erweitern, sondern im Gegentheil, dieselben auf alle Weise zu verengern und aufzuheben. Der Mensch ist nun einmal nicht, wie Baum und Stein, ein bloßes Naturproduct; das Streben, sich aus der engen Sphäre der Verhältnisse, in die hinein er geboren ist, zu befreien, ist Jedem eingeboren. Diesem Streben darf schlechterdings Nichts entgegenstehen. In dem modernen Mandarinenstaate aber, der auf dem Unterschied der Stände basirt ist, steht diesem Streben, auf das der Mensch so wenig verzichten kann, als auf das Recht zu athmen oder aufrecht zu gehen, Alles entgegen und deshalb wiederhole ich: die Republik ist die einzig vernünftige Form des Staates."

„Ich gebe Ihnen zu," erwiderte Oldenburg, „daß Sie im Princip vollkommen Recht haben; ja, ich gehe so weit, zu behaupten, daß die republikanische Staatsform, eben weil sie vernünftig ist, auch nothwendig

ist, d. h. nicht blos ideell, sondern faktisch, d. h. daß die Menschheit, speciell die europäische, sich in einem Entwickelungsproceß befindet, der über kurz oder lang überall Republiken hervorbringen muß. Aber eine andere Frage ist, ob wir weise thun, schon jetzt das Wort Republik auf unsere Fahne zu schreiben. Ich meinerseits, so heilig mir die Sache der Freiheit ist, oder vielleicht gerade weil sie mir so heilig ist, möchte mich dagegen erklären. Sie wissen, ich verabscheue die Doctrin von den „ewig Blinden" und ich gäbe viel darum, wenn dieses Wort, hinter dem Tyrannen und Tyrannenknechte so gern ihren brutalen Egoismus verstecken, nicht von den keuschen Lippen des Sängers der Freiheit gefallen wäre; auch weiß ich sehr wohl, daß dem Menschen die Freiheit vorenthalten, weil er noch nicht reif zur Freiheit sei, nicht viel weiser ist, als Jemandem, der schwimmen lernen soll, jede Gelegenheit, in's Wasser zu gelangen, abzuschneiden; aber ein Anderes ist es, ob ich, wenn ich zufälligerweise Arzt bin, nicht doch die Pflicht habe, einem Kranken oder Schwachen zu rathen, mit den Schwimmübungen lieber so lange zu warten, bis er erst ein wenig gesunder und kräftiger geworden ist, und ihm vorläufig viel Bewegung in der freien Luft, oder vielleicht auch Turnen u. s. w. zu verordnen.

So scheint mir aber die Sache für uns zu liegen. Die europäische Menschheit ist durch die Jahrhunderte lange weltliche und geistliche Tyrannei, die auf ihr gelastet hat, zu entnervt, zu geschwächt, als daß ihr das kalte Bad der Republik nicht leicht verderblich werden könnte. Nächst dem Irrthum, sich allein für weise und tugendhaft zu halten, ist der: bei allen Andern Weisheit und Tugend vorauszusetzen, der allerverderblichste. Lassen wir die Menschheit sich erst ein wenig mehr erholen und vorläufig noch ein paar Jahre Hirn und Muskeln an Eisenbahnbauen, Maschinenerfinden und anderen Errungenschaften der Neuzeit stärken. Wir müssen eben die allgewaltige Zeit mit zur Hülfe nehmen. Und, lieber Freund, die Zeit ist für uns. Jede neue Schienenstrecke, die eröffnet, jede Maschine, die zum ersten Male angeheizt wird, arbeitet für uns, bringt uns unserem Ziele näher. Ich muß lachen, wenn ich höre, daß hier oder da in den Staaten die Philosophie bevormundet und die Naturwissenschaft frei ist. Der Katholicismus wußte was er that, als er den Galilei zum Widerruf zwang. Ich zum wenigsten, wenn ich Alleinherrscher wäre, würde freilich den Hegel und Schelling auf die Finger sehen; aber die James Watt und Humphrey Davis, die Stephenson und Brünel ließ ich ohne

weiteres ins Gefängniß stecken und Wolle spinnen. — Sie stellten vorhin den gewiß richtigen Satz auf, daß es die Hauptaufgabe der Cultur sei, die natürlichen Schranken niederzureißen, so weit es eben menschenmöglich ist, aber sagen Sie selbst, ist dies nicht das ausgesprochene oder stillschweigend befolgte Princip der gesammten modernen Wissenschaft? Was anders, als die von der Natur aufgethürmten Schranken wegräumen, ist das Geschäft des Tunnel-, Brücken- und Schiffbauers, des Telegraphenlegers, ja, und gewiß auch jedes Arztes, der Blinde sehend und Lahme gehend macht und jedes Dorfschulmeisterleins, der seinen blondhaarigen Buben das ABC beibringt? Sie alle und Millionen Andere, ja, wenn Sie wollen, alle eigentlichen Arbeiter, sie mögen einen Namen haben, welchen sie wollen, sind gegen die Urwälder des Aberglaubens, der Dummheit vorgeschobene Pioniere der Menschheit. Lassen Sie diese Pioniere erst die größten Bäume, die den dichtesten Schatten streuen, umhauen, damit die Sonne die giftigen Sümpfe austrocknen könne; lassen Sie mit einem Worte diese wackeren Männer erst ein wenig den Boden urbar machen, auf daß der große Troß der Menschheit, der nur auf schon gebahnten Wegen fortkommt, die Stätte schon bereitet finde.“

„Und bis dahin," sagte Berger, düster vor sich hinstarrend; „bis dahin?"

„Bis dahin," sagte Oldenburg im muntern Ton, Berger die Hand vertraulich auf die Schulter legend, „bis dahin, mein Freund, sind wir eben Pioniere im Urwald, schwingen unverdrossen unsere wackere Axt und sehen in jedem Klotz, den wir zurechthauen, das hübsche Farmhaus, in welchem dermaleinst Weib und Kinder sicher und fröhlich wohnen sollen."

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Rede auch wiederholt auf Standesunterschiede im Allgemeinen und auf den Adel im Besondern kam. Berger, der ein doch mögliches Residuum von Vorurtheilen bei seinem Wirth schonen wollte, hatte dies Thema immer vermieden, bis Oldenburg selbst davon anfing, und sich, wie es wol bei einem so freisinnigen Manne nicht anders sein konnte, gegen das Institut aussprach, ohne indessen der Sache eine große Wichtigkeit beizulegen. Hier aber stieß er bei seinem Freunde auf den entschiedensten Widerspruch.

„Da wir einmal auf dies Capitel kommen," sagte Berger, „so wollen Sie mir erlauben, mich mit dem Freimuth darüber zu äußern, den wir uns in unsern tusculanischen Gesprächen zur Pflicht gemacht haben. Und da kann ich Ihnen denn nicht leugnen, daß ich —

versteht sich nicht den Adligen, der ja, wie Beispiele zeigen, ein sehr ehrenwerther, geistreicher und liebenswürdiger Mann sein kann — aber den Adel als Stand, oder vielmehr Kaste hasse, wie nur je ein römischer Volkstribun aus der Reihe der Plebejer die Patricier gehaßt haben kann. Individuelle Erfahrungen mögen das ihrige gethan haben, diesen Haß in mir noch besonders zu nähren, aber das ist doch nur Nebensache. Mein Abscheu vor diesem Institut entspringt aus der Ueberzeugung, daß es durch und durch unvernünftig und wie alles Unvernünftige auch ebenso verderblich ist: unvernünftig, weil es meinem Fundamentalsatz von der gleichen Berechtigung der Menschen schnurstracks widerspricht; verderblich, weil es die unerschöpfliche Quelle der schlimmsten Leidenschaften ist, die sich nach beiden Seiten gleich zerstörend ergießt. Wie kann der Adlige, großgezogen in einer Atmosphäre, die von Vorurtheilen und feudalen Velleitäten aller Art geschwängert ist, jemals in dem Nichtadligen, der nur durch die höchsten Verdienste um das Gemeinwohl erreichen kann, was ihm schon durch die Geburt gegeben ist, jemals wahrhaft seines Gleichen, seinen Bruder sehen? wie kann der Nichtadlige, wenn er ein tüchtiger Mann ist und also etwas Tüchtiges leistet, einen Stand nicht hassen, dessen Mitglieder nur dann

seines Gleichen werden, wenn sie sich durch eine ehrenrührige Handlung ihrer Vorrechte verlustig gemacht haben? Und wenn es wirklich Männer giebt, die, wie Sie und ich, sich betreffenden Falls über diese Vorurtheile wegsetzen und in dem Andern nur den Gleichgesinnten, nur den Bruder sehen, so bestätigt die Seltenheit dieser Ausnahmen die Regel, und die geistige Anstrengung, die es Beiden kostete, sich auf diesen Standpunkt hinaufzuarbeiten, beweist, wie Wenigen es möglich sein wird, ihnen bis dahin zu folgen. Und dazu kommt noch dies, was die Sache meiner Ansicht nach so ungemein gefährlich und verhängnißvoll macht. So lange die Völker von absoluten Herrschern regiert werden, wird es der Vortheil dieser Herrscher sein, die Interessen einer Anzahl von Menschen mit ihren Interessen dadurch solidarisch zu machen, daß sie diese Menschen durch Verleihung von Ehren, Würden, Reichthümern und andere für die Adamssöhne unwiderstehliche Köder an sich ziehen und fesseln; und so eine kleine, aber mächtige Partei bilden, auf die sie sich unter allen Umständen verlassen können — im Guten und natürlich auch im Schlimmen. Wo aber sollten sie das Material zu diesem Piedestal ihrer Größe suchen? wo könnten sie es bequemer finden, als in dem Stande, aus dem sie vor grauen Jahr-

hunderten selbst hervorgegangen sind? dem Stande, mit dem sie sich zum Theil factisch blutsverwandt, jedenfalls aber wahlverwandt wissen? und den jetzt unter sich, anstatt neben sich zu haben, sie nur der Energie, der Klugheit, manchmal auch nur dem blinden Glück ihrer Vorfahren verdanken. Das Piedestal aber will wieder sein Fundament haben, d. h. jeder Einzelne der kleinen, aber mächtigen Partei sucht wiederum seinerseits einen Anhang, eine Clientenschaar um sich zu sammeln, die in einem ähnlichen Verhältniß der Abhängigkeit zu ihm steht, wie er zu dem absoluten Herrscher, und die er sich durch ähnliche Mittel gewinnt. So bildet sich ein Staat im Staate, ein in den untersten Volksklassen basirter, sich allmälig bis zum absoluten Herrscher gipfelnder Bau, an dem wir Andern, die wir nicht mit hineingemauert sind, uns auch nicht mit hineinmauern lassen wollen, wohl noch lange die Köpfe einrennen werden. Geben Sie mir nicht recht, Herr Baron?"

„Ich muß wohl," antwortete Oldenburg, unwillkürlich lächelnd, daß Berger ihn gerade hier nicht wie gewöhnlich bei seinem Namen, sondern bei seinem Titel nannte; „obgleich ich nicht leugnen will, daß Sie mir die Gefahren, welche dem Gemeinwohl aus der eximirten Stellung des Adels erwachsen, ein

wenig zu übertreiben scheinen. Es giebt, das kann ich Sie aus bester Quelle versichern, schon jetzt eine Menge Adlige, die über die Sache ebenso, oder nicht viel anders denken, als wir; und sich mit ihrem Adel sehr antediluvianisch vorkommen. Und gesetzt auch, ich hätte mich in meinen Beobachtungen getäuscht, so ist doch so viel gewiß, daß die Strömung der Zeit über diesen Rest des Mittelalters so gut fortgehen wird, wie über manches andere feudale Ueberbleibsel."

Berger schüttelte den Kopf.

„Ich will wünschen," sagte er, „daß Sie Recht haben und der Zersetzungsproceß so allmälig und friedlich vor sich geht; aber ich fürchte sehr das Gegentheil. Sie kennen die Menschen besser, als ich; aber in diesem Falle sind Sie, gewiß ohne zu wissen und zu wollen, doch Partei und überdies haben Sie, den Adel und das unterste Volk zu beobachten gewiß sehr viel, aber den eigentlichen Mittelstand kennen zu lernen, sicher sehr wenig Gelegenheit gehabt. Und gerade in dem Mittelstande gährt es; gerade der Mittelstand, der sich an Bildung und Reichthum dem Adel ebenbürtig und oft überlegen weiß, trägt nur mit Widerstreben und Ungeduld das Joch der Adelsherrschaft und wartet nur auf eine Gelegenheit, es

abzuschütteln. Diese Gelegenheit muß über kurz oder lang eintreten; aber, wenn dann der Adel den berechtigten Forderungen Jener nicht mit einem Achten August entgegenkommt, so wird ein Zusammenstoß erfolgen und dieser Zusammenstoß wird möglicherweise sehr blutig werden."

„Das sollte mir umsomehr leid thun," sagte Oldenburg, „als ich überzeugt bin, daß — nicht der endgültige, aber der momentane Sieg auf Seiten der feudalen Partei sein wird. Der Adel — das muß ihm selbst sein Feind lassen — birgt in seinen Reihen viel mehr energische Charaktere; Leute, die ganz genau wissen, was sie wollen und auch die Mittel zum Zweck mit fester Hand zu ergreifen wissen, und ich muß gestehen, wenn ich überhaupt noch irgend welche Sympathien für den Adel habe, so ist es gerade wegen dieser Eigenschaften."

„Aber weshalb hat der Adel neben vielen andern auch diesen Vorzug," erwiderte Berger nicht ohne einige Heftigkeit, „als deshalb, weil er in dem modernen Polizeistaate der einzige Stand ist, der sich mit einiger Freiheit bewegen kann? Weil er sich frei weiß, zum wenigsten frei dünkt, weil er, wie der Piccolominische Reiter, auf das Gehudel unter ihm von seinem Thier stolz herabsehen kann, — deshalb und aus keinem an-

dern Grunde ist er formengewandt, tapfer, und wie sie sonst noch heißen mögen, die sogenannten ritterlichen Eigenschaften. Goethe fand in Venedig die Kinder der Edlen so eigen, anmuthig und fein und erklärte sich das sehr richtig daraus, daß Jeder von Ihnen das Bewußtsein in sich trage, dermaleinst Doge werden zu können. Machen Sie dagegen den schönsten Knaben zum Heloten und er wird nothwendig zu einem häßlichen, scheublickenden, widerwärtigen Mann erwachsen. Der Christ bekreuzigt sich vor dem Geiz, der Habgier, dem Schachergeist der Juden. Wohl! wenn ihm diese Eigenschaften unbequem sind, gebrauche er das einzige Mittel, das er dagegen hat: er mache die Schranken, die ihn von dem Juden trennen, dem Erdboden gleich und in überraschend kurzer Zeit wird sich der Jude von dem Christen nur noch hier und da durch seine dunkleren Augen und vielleicht durch größere Gewandtheit in den Geschäften hervorthun. Der Adlige rümpft die Nase über die Formlosigkeit und servile Gefügigkeit des Plebejers. Gut! er sage heute: es giebt keine Adligen und Unadligen mehr, sondern nur freie Bürger mit gleichen Rechten und Pflichten und ich setze Alles gegen Nichts: schon morgen wird das schärfste Auge den Abkömmling aus einem Geschlechte, das seinen Stammbaum auf einen

Schnapphahn zu Zeiten Friedrich Barbarossa's zurückführt, nicht von einem Bürgersohne unterscheiden können, der kaum noch weiß, wer sein Großvater war."

„Aber, glauben Sie," sagte Oldenburg, „daß sich der Adel jemals freiwillig zur Aufopferung so charmanter Vortheile verstehen wird?"

„Das ist es ja eben," erwiderte Berger, „weshalb ich einen blutigen Zusammenstoß für unvermeidlich halte. „Aber," fuhr er fort, indem er seine dunklen Augen mit einem eigenthümlichen Ausdruck auf Oldenburg richtete; ich würde denjenigen Adligen in der Liste der Freiheitshelden neben Arnold Winkelried stellen, der hochherzig und weise genug wäre, zu sprechen: ich will nichts voraus haben vor meinen Brüdern; und für die Wonne, ein Gleicher unter Gleichen zu sein, verzichte ich hiermit feierlich auf Vorrechte, die ich nicht genießen und auf einen Titel, dessen ich mich nicht bedienen kann, ohne meine Brüder zu beleidigen."

Oldenburg streckte die Hand über seinen Schreibtisch, an welchem sie saßen, aus und ergriff ein kleines Etui, aus dem er eine Karte nahm und sie Berger präsentirte. „Ich habe mich seit zehn Jahren keiner andern Karte bedient," sagte er.

Berger nahm die Karte. Auf derselben stand in zierlichen lateinischen Lettern: Adalbert Oldenburg.

Berger legte die Karte wieder hin und reichte Oldenburg die Hand.

„Wir verstehen uns," sagte er.

„Haben Sie je daran gezweifelt?" erwiderte Oldenburg.

Der Ort, an welchem diese Unterredungen Statt fanden, war nicht immer Oldenburg's Studirzimmer auf der Solitüde, sondern fast eben so oft Melitta's Salon. Jeden Tag gegen Dunkelwerden klingelte des Barons Schlitten auf den Hof und ein paar Minuten später begrüßte die junge Frau an der Schwelle ihres Zimmers ihre täglichen Gäste. Seit dem Abend, der ihm sein Kind wiedergeschenkt hatte, war Oldenburg ruhiger und heiterer, als er es je gewesen war. Er schien sich Melitta's Wort, daß sie am besten geduldig trügen, was sie doch einmal tragen müßten, zu Herzen genommen zu haben. Er wußte recht gut, was die Geliebte damit hatte sagen wollen; recht gut, weshalb sie ihm noch immer nicht mit ihren lieben, schönen Augen klar in die Augen sehen konnte. Er beklagte es, daß es so war, aber er, der den Adel von Melitta's Seele besser kannte als irgend Jemand, hätte sich am meisten gewundert, wenn es anders ge-

wesen wäre. Melitta liebte den Mann nicht mehr, der ihr Herz in einer unbewachten Stunde im Sturm der Leidenschaft erobert, aber die Wunde, die dieser Liebe Lust und Leid ihrem Herzen geschlagen, blutete noch und auch hier mußte die Zeit bewirken, was dem Raisonnement nicht möglich war. Ohne Frage war die Situation, in der Oldenburg sich Melitta gegenüber befand, nicht ohne Einfluß auf seine ganze augenblickliche Denk- und Empfindungsweise gewesen. Die Geduld, die Klugheit, die Vorsicht, deren er bedurfte, um das Fahrzeug seines Glücks endlich in den Hafen zu steuern, machte ihn auch in seinen Plänen, wie man das Staatsschiff retten könnte, geduldig, klug und vorsichtig. Sehen wir Menschen doch immer den Makrokosmos des öffentlichen Lebens durch das Medium des Mikrokosmos unserer individuellen Verhältnisse.

So waren Wochen hingegangen, Weihnachten stand vor der Thür und noch immer war Berger Oldenburg's Gast auf der Solitüde. Berger's Antipathie gegen Grünwald war so groß, daß er sich nicht hatte überwinden können, hinüberzureisen und sich seinen dortigen Collegen und sonstigen Bekannten zu zeigen. Die Sachen, deren er bedurfte, hatte ihn Bemperlein schicken müssen. Bemperlein schrieb, daß

zum Empfang des ausgezeichneten Mannes von der Studentenschaft schon ein Fackelzug beschlossen sei und daß man mit Bestimmtheit erwarte: er werde spätestens Ostern seine Vorlesungen wieder aufnehmen. Dieselbe Erwartung sprach ein Brief des Rector Magnificus aus, welcher dem hochverehrten Collegen zu seiner Genesung, die jetzt auch durch Doctor Birkenhain's Briefe verkündet werde, gratulirte und ihn bat, nicht länger, als es unbedingt zu seiner Reconvalescenz erforderlich sei, procul negotiis zu bleiben. Mit Birkenhain standen die Freunde seit Berger's Ankunft in lebhafter Correspondenz; ja derselbe nahm, so weit es die Entfernung zuließ, Theil an dem Gedankenaustausch der Freunde, da Berger es übernommen hatte, ihm regelmäßig über die Resultate ihrer Gespräche Bericht zu erstatten. Der Irrenarzt sah natürlich die Sachen manchmal anders an, als der Baron und der Professor, aber fast überall wußte er aus seiner Erfahrung interessante Streiflichter über dunkle Fragen zu werfen. Vor allem interessirte ihn Oldenburg's Charakteristik der Problematischen Naturen. „Sie haben", schrieb er, „hier die Sonde in eine der tiefsten Wunden unsers Jahrhunderts gebracht. Es ist unglaublich, wie diese Krankheit der geistigen Uebersättigung und moralischen Leere in un-

fern Tagen um sich gegriffen hat und wie Viele gerade der begabtesten Menschen ihr zum Opfer fallen. Mein halbes Contingent rekrutirt sich aus dieser Kategorie. Die Unzufriedenheit mit dem Einen und dem Allen muß zuletzt zum Wahnsinn führen. Und weshalb das gerade in unserer Zeit? weil in der Stickluft des Polizeistaates die Geister apoplektisch werden; weil eine Ueberfülle von gesunden Säften da ist, die, weil sie nicht ihre naturgemäße Verwerthung finden, sich zerstörend auf die edelsten Organe werfen. Ich habe einen Kranken, der eine Zierde der Nation geworden wäre, wenn er seine ganz eminenten politischen und oratorischen Fähigkeiten auf der Rednerbühne eines Parlaments hätte entfalten können. Man schickte ihn als Kreisrichter in ein Städtchen von zweitausend Einwohnern. Dort blieb er fünf Jahre, disputirte mit dem Pfarrer, dem Rector, dem Doctor, dem Apotheker, bis er vor lauter Ekel an der Borniertheit dieser Menschen und aus lieber langer Weile wahnsinnig wurde. Ein Anderer ist vielleicht einer der größten Architekten, welche die Neuzeit hervorgebracht hat. Ich habe einzelne seiner Pläne und Entwürfe Geheimen Bauräthen aus der Residenz vorgelegt, die auf Schinkel und andre anerkannte Größen riethen. Nun wohl! dieser junge Mann ist seines

Zeichens Graveur. Seine hülflose Armuth machte es ihm absolut unmöglich, sich durch die verschiedenen Stadien hindurch zu arbeiten, die man alle erst hinter sich haben muß, ehe man in unserm Mandarinenstaat als Baumeister auftreten darf. Wiederholte Versuche, seine Pläne, die von einsichtigen Privaten acceptirt waren, zur Ausführung zu bringen, scheiterten. „Erst die Examina, lieber Freund," hieß es stets. „Ohne Examina geht das nicht." — Aber meine Pläne sind meine Rechtfertigung. — „Alles schön und gut, aber erst die Examina." Jeder Künstler ist stolz und ehrgeizig. Der arme Mann konnte den Wahnsinn, zur Unthätigkeit verurtheilt zu sein, weil er zufälligerweise kein Staatsmandarin war, nicht begreifen und wurde darüber wahnsinnig. In England hätte man ihn mit Ruhm und Reichthum überschüttet. — Wie in diesen beiden Fällen, so ist es in unzählig vielen anderen und wenn der Jammer über unsere kindischen, zum Theil lächerlichen, zum Theil bejammerungswürdigen Zustände auch nicht immer zum Wahnsinn führt, so lähmt er doch so manche stolze Kraft, die sich in günstigeren Verhältnissen frei und fröhlich entfalten würde."

„Das ist leider sehr wahr," sagte Berger, als er Oldenburg Birkenhain's Brief vorgelesen hatte; „ich

selbst könnte aus meiner Erfahrung die Liste solcher problematischen Naturen, die, wenn sie in gesunderen Verhältnissen lebten, ganz gesunde Naturen sein würden, noch bedeutend vermehren; und da muß ich denn auch eines jungen Mannes gedenken, den ich in der letzten Zeit vor meiner Krankheit sehr lieb gewonnen hatte, weil ich in ihm einen Leidensgefährten gefunden zu haben glaubte — nein, wirklich gefunden hatte; denn Oswald Stein — so hieß der junge Mann — war seines unglücklichen Meisters unglücklichster Schüler."

Es war das erste Mal, daß Oswald's Namen unter den Freunden genannt wurde. Glücklicherweise fand dies Gespräch auf der Solitüde statt und so konnte denn Oldenburg der aufrichtigen Theilnahme, die er noch immer für Oswald empfand, ohne Rückhalt Worte verleihen. Er sagte Berger, daß er Oswald während dessen Aufenthalt in Grenwitz genau kennen gelernt und wegen seiner vielen vortrefflichen Eigenschaften lieb gewonnen habe, daß er aber später in Folge von Verhältnissen, auf die er aus manchen Gründen nicht näher eingehen könne, mit ihm auseinander gekommen sei. Oswald befinde sich augenblicklich in Grünwald, um am dortigen Gymnasium sein Probejahr zu absolviren. Er (Oldenburg) halte das für ein sicheres Zeichen, daß Oswald dann doch noch

zur rechten Zeit die Bodenlosigkeit seines Nihilismus eingesehen und sich auf den festen Boden des realen Lebens gerettet habe.

Berger schüttelte den Kopf.

„Ich zweifle daran", sagte er; „der Unglückliche war schon zu sehr von der Krankheit der Zeit mitgenommen, als daß er aus sich heraus gesunden könnte. Der Fall geht mir besonders nah, weil ich selbst nicht wenig dazu beigetragen habe, die pessimistische Verzweiflung in ihm zu nähren. Freilich war ich damals selber krank und das gereicht mir einigermaßen zur Entschuldigung; aber um so mehr fühle ich doch jetzt, da ich genesen bin, die Pflicht, den Schaden, den ich ihm zugefügt, wieder gut zu machen."

„Wie wäre es, wenn Sie ihm schrieben?"

„Ich fürchte, das ist nicht genug. Ich werde mich entschließen müssen, selbst nach Grünwald zu gehen, um meinen persönlichen Einfluß bei ihm geltend zu machen. Ich komme so schneller und sicherer zum Ziel."

Oldenburg hatte Berger beredet, die Zeit bis Ostern zu einer gemeinschaftlichen Reise, zuerst nach der Residenz und später nach Paris zu benutzen, um den Heerden der politischen Bewegung, die in den letzten Wochen immer bedeutendere Dimensionen an-

genommen hatte, nahe zu sein. So kam ihm denn des Freundes Absicht, vorerst doch einmal nach Grünwald zu gehen, in diesem Augenblick ziemlich ungelegen. Indessen hatte er eine viel zu hohe Meinung von den Pflichten der Freundschaft, als daß er auch nur mit einem Worte hätte versuchen sollen, Berger von seinem Entschlusse abzubringen.

Zehntes Kapitel.

Die Baronin Grenwitz hatte mit der ihr eigenen Zähigkeit den Plan, ihre Tochter zur Fürstin von Waldernberg zu machen, festgehalten; sie hatte keine Mühe, ja — was bei ihr mehr sagen wollte, keine Kosten gescheut, hatte es sich viel erheuchelte Freundlichkeit und Liebe, viel glatte Worte und noch glattere Mienen kosten lassen, um die Pflichten einer liebevollen Mutter gegen ihre Tochter zu erfüllen.

Sie hatte das Terrain Schritt für Schritt erobert. Zuerst hatte der einst so hoch in Gunst stehende und zuletzt so tief gefallene Felix das Feld räumen und die von den Aerzten verordnete Reise nach Nizza antreten müssen. Felix war gern in die Verbannung gegangen. Er hatte in Grünwald nichts mehr zu gewinnen und höchstens den letzten Hoffnungsschimmer auf Genesung zu verlieren. Seine Existenz in Italien war ihm von seiner großmüthigen Tante, die recht gut wußte, daß er kaum noch ein paar Monate zu

leben habe, auf mehre Jahre hinaus zugesichert worden. Er hatte alle seine Angelegenheiten geordnet, über alles aufrichtig mit seiner Tante gesprochen und nur über die eine fatale Geschichte mit dem Menschen, dem Timm nicht. Er ließ Anna-Marie in dem guten Glauben, daß der freche junge Mann von ihm vollständig eingeschüchtert und mit ein paar hundert Thalern abgefunden sei, da er selbst durchaus keine Lust hatte, seiner Tante durch Anrühren dieses wunden Punktes die so nothwendige gute Laune zu verderben. Brieflich, dachte Felix, arrangirt sich so etwas am besten und wenn sie sieht, daß das Ding nicht zu ändern ist, wird sie sich schon darein finden. So reis'te er denn ab, begleitet von den aufrichtigen Glückwünschen seines Oheims und benetzt von den Thränen seiner exemplarischen Tante.

„Gott sei Dank, daß er weg ist," dachte die exemplarische Tante, während sie, das Taschentuch vor die Augen drückend, durch die Schaar der Dienstboten nach ihrem Zimmer zurückschritt; „jetzt unverzüglich Helene wieder her — das Andre findet sich."

Noch an demselben Tage machte die Baronin einen Besuch in der Pension und hatte zuvörderst eine lange Unterredung mit Fräulein Bär. Die Baronin war heute sehr weich. Sie hatte so eben einem lieben

Verwandten, dessen Schicksal ihr unendlich am Herzen lag, voraussichtlich auf lange Zeit, vielleicht — hier mußte das Taschentuch requirirt werden — für immer Lebewohl gesagt. Ihr Herz war in Folge dessen tief betrübt. „Ach, glauben Sie mir, mein liebes Fräulein," sagte sie, „es ist hart, sich von einem Jüngling, den man wie seinen eigenen Sohn geliebt hat, in dieser Weise trennen zu müssen; sehen zu müssen, wie eine fröhliche, junge Kraft so grausam gebrochen ist und mit ihr alle die Hoffnungen geknickt sind, die man für die Zukunft auf sie gesetzt hatte. Und auch die arme Helene wird den Schlag schmerzlich empfinden. War doch, wenn mich nicht Alles trügt, eine reine keusche Neigung zwischen den beiden jungen Verwandten, die vom Himmel selbst so sichtbar für einander bestimmt waren, emporgeblüht, eine Neigung, die sich, wie das ja so häufig ist, anfänglich hinter einer scheinbaren Aversion keusch verbarg, daß ich selbst eine Zeitlang getäuscht wurde, und — ganz entre nous, liebes Fräulein — dem armen Kinde deshalb recht böse war. Jetzt" — hier spielte das Taschentuch wieder seine Rolle — „weiß ich es besser. Aber um so größer ist mein Verlangen, das liebe Kind wieder bei mir zu haben. Würden Sie mir es sehr übel nehmen, liebes Fräulein, wenn ich das Ihren

gütigen, klugen Händen anvertraute theure Kleinod sobald wieder entführe?“

Die Bärin hatte einen zu klaren Verstand, als daß ihr die Widersprüche zwischen dem früheren und dem jetzigen Benehmen der Baronin entgangen wären und überdies hatte sie zu lange Jahre in der verlogenen Welt, in welcher die Baronin heimisch war, gelebt, um sich durch gleisnerische Reden so leicht fangen zu lassen. Sie nahm also das Vertrauen der gnädigen Frau mit Zurückhaltung entgegen und fragte blos, ob Helene gleich jetzt, oder erst später in das elterliche Haus zurückkehren solle?

„Ich denke, wir überlassen das dem lieben Kinde selbst,“ erwiderte Anna Marie, die noch immer eine mögliche Weigerung Helenens fürchtete, „ich weiß, sie ist sehr gern bei Ihnen und überdies möchte ich sie nicht gern in Ihren Studien, Liebhabereien oder Plänen derangiren. Helene ist bereits von meinen Wünschen unterrichtet. Im Augenblick wollte ich weiter nichts, als Sie liebes Fräulein, bitten, Ihren Einfluß auf das Kind zu meinen Gunsten, zu Gunsten einer armen, durch einen schweren Verlust betrübten Frau geltend zu machen.“

Anna Marie hatte kaum die Pension verlassen, als Fräulein Bär sich zu Helene begab, ihr die eben

stattgehabte Unterredung mitzutheilen. Sie hatte zu diesem Zweck ihre goldene Brille abgenommen, die officiellen Falten von der Stirn gewischt und soviel Freundlichkeit mitgebracht, als eine ernste pedantische Bärin nur immer gegen ein junges, schönes, ihrer Meinung nach von ihrer Mutter schlecht behandeltes Mädchen zu empfinden vermag.

„Lassen Sie uns offen gegen einander sein, liebe Helene," sagte die Bärin, die schlanke weiße Hand der jungen Dame vertraulich in ihre knöchernen Finger nehmend; „meine liebe Sophie, die mir übrigens heute geschrieben hat und Sie bestens grüßen läßt, hat mir gleich im Anfang unserer Bekanntschaft Andeutungen gemacht, welche das sonst unbegreifliche Benehmen Ihrer Frau Mutter einigermaßen erklären. Sie brauchen nicht roth zu werden, liebes Kind. Es ist dabei kein Wort gesprochen worden, das Ihnen irgendwie zur Unehre gereichte; im Gegentheil, wir beide, Sophie und ich, haben Sie, die Sie in so frühen Jahren so Vieles zu erdulden hatten, nur innig bedauert. Wir sahen in Ihrer Entfernung aus dem elterlichen Hause nur eine Art von Verbannung, zu gleicher Zeit aber meinten wir, daß mein Haus unter diesen Umständen Ihnen ein wünschenswerthes Asyl gewähren könnte. Sollte dies wirklich der Fall

gewesen sein, sollten Sie vielleicht selbst jetzt noch dieses Asyls bedürfen, so sagen Sie es mir. Es ist nicht meine Art, Zwietracht zu säen, noch dazu zwischen Mutter und Tochter, aber wie die Sachen einmal liegen, halte ich es für kein Unrecht, Partei zu ergreifen."

Die Bärin schwieg, Helene schien bewegter, als es wohl sonst ihre Art war, aber ihre Selbstbeherrschung verließ sie doch auch jetzt nicht. Mit einem beinahe heitern Tone sagte sie:

„Sie sind sehr gütig gegen mich, Fräulein Bär, gütiger als ich es verdiene; aber Ihre fürsorgliche Güte hat Ihnen, glaube ich, mein Verhältniß zur Mutter in einem allzu ungünstigen Lichte gezeigt; wir haben uns eine Zeit lang etwas schroff gegenüber gestanden, doch das ist Alles von meiner Mutter hoffentlich so vergessen, wie es von mir vergessen ist. Sie wissen, wie gern ich in Ihrem Hause bin, wie wohl ich mich hier fühle; sollte aber meine Mutter, wie es den Anschein hat, wünschen, daß ich zu ihr znrückkomme, so halte ich es für meine Pflicht, diesem Wunsche zu gehorchen, ohne darnach zu fragen, ob es mit meinen persönlichen Neigungen übereinstimmt oder nicht."

Die Bärin war durch diese Antwort keineswegs

angenehm überrascht. Sie war dem jungen Mädchen mit offenem Herzen entgegengekommen; sie hatte sich gewissermaßen, um Helene Vertrauen einzuflößen, bloßgestellt, und nun anstatt des Vertrauens, anstatt der Offenheit Zurückhaltung und diplomatische Kälte! Die gute alte Dame fühlte sich tief verletzt nnd verließ in dieser Stimmung das Zimmer, nachdem sie mit vielem Geschick das Gespräch auf gleichgültigere Dinge hinübergespielt hatte.

Daß die Baronin das Herz ihrer Tochter, zum wenigsten nach einer Seite hin, kannte, hatte sie heute durch ihr Benehmen bewiesen. Es schmeichelte Helenen's Stolz, daß die Mutter sich mit ihrem Wunsche nicht einmal direct an sie zu wenden wagte, sondern sich dabei hinter Fräulein Bär steckte. Ihr Entschluß, in das Haus ihrer Eltern zurückzukehren, war bereits an dem Abend gefaßt, als sie den letzten Brief an Mary Burton schrieb. Indem sie der Freundin die Triumphe schilderte, welche sie in dem Salon ihrer Mutter gefeiert hatte, die Huldigungen aufzählte, die ihr von allen Seiten zu Theil geworden waren, hatte sie ein Vergnügen empfunden, das, um es gerade heraus zu sagen, nichts Anderes war, als das süße Gefühl der Befriedigung einer tief verletzten Eitelkeit. Helenen's Freundschaft für Miß Mary Burton

schloß, wie das in Mädchenfreundschaften oft der Fall ist, den Neid keineswegs aus; und Fräulein Burton hatte freilich, ohne es zu wollen, Alles gethan, diese böse Leidenschaft in der Freundin wachzurufen. Die junge Engländerin hatte, aus ihrer Hamburger Pension kaum in ihr Vaterland zurückgekehrt, eine der glänzendsten Partien gemacht, die zu jener Zeit in England gemacht werden konnten. Helene erinnerte sich noch recht gut, wie der Roman, der so unerwartet schnell und glücklich zu Ende gespielt worden war, angefangen hatte. Sie und Mary hatten als Mädchen von vierzehn Jahren in Gesellschaft der Pensionsvorsteherin und eines halben Dutzend anderer junger Mädchen von Hamburg aus einen Ausflug nach Helgoland gemacht und bei dieser Gelegenheit ein englisches Kriegsschiff, das dort vor Anker lag, besichtigt. Die Offiziere hatten, wie sich denken läßt, die reizende Gesellschaft mit größter Zuvorkommenheit empfangen und bewirthet; ja zuletzt noch auf dem Quarterdeck einen kleinen Ball arrangirt, der, wie alle improvisirten Feste, überaus heiter gewesen war. Besonders hatte der Capitän der Fregatte, ein noch junger, schöner, von der südlichen Sonne gebräunter Mann, den jungen Damen gefallen und würde ihnen noch mehr gefallen haben, wenn er seine Landsmännin

Mary Burton nicht so sehr vor den übrigen Schönheiten ausgezeichnet hätte. Miß Mary Burton mußte sich in Folge dessen hinterher gar viel mit ihrem Fregattencapitän necken lassen, bis man die Fahrt nach Helgoland und Alles, was damit zusammenhing, über neueren und wichtigeren Ereignissen allmälig vergaß. Aber Zwei hatten die Sache nicht vergessen und das waren eben der Fregattencapitän und Miß Mary Burton. Als die junge Dame drei Jahre später nach England zurückkehrte, war eine der ersten Personen, denen sie in dem Salon einer vornehmen Verwandtin begegnete, Capitän Crawley, oder vielmehr, da sein Vater und ein älterer Bruder inzwischen gestorben und er so ganz unerwartet die Titel und die unermeßlichen Reichthümer der Familie geerbt hatte: Lord Crawley de Crawley. Acht Tage später wurde die vornehme Welt durch die Vermählung Seiner Herrlichkeit mit Miß Mary Burton (einer jungen Dame, die schlechterdings Niemand kannte) auf das höchste überrascht. Niemand aber konnte durch diese Nachricht eigenthümlicher berührt werden, als Helene von Grenwitz. Sie war die intimste Freundin Mary's gewesen; man hatte sie stets mit Mary zusammen gesehen, zusammen genannt, aber — und das war wichtig — man hatte sie auch immer für die bei

weitem Schönere und Bedeutendere gehalten, und Niemand hatte diesem Urtheil freudiger beigestimmt, als die bescheidene Mary selbst. Mary betete ihre glänzende Freundin an; Helene Grenwitz war in ihren Augen ein unerreichbares Ideal; sie ordnete sich ihr bei jeder Gelegenheit unter und wenn die jungen Mädchen für die Zukunft sich ihre Pläne und Hoffnungen mittheilten, so baute Mary für Helene die prachtvollsten Schlösser, während sie sich mit einer strohbedeckten Hütte am Rande eines murmelnden Baches begnügte. Helene hatte diese Huldigungen entgegengenommen, wie eine Prinzessin die Aufmerksamkeiten ihrer Hofdame. Mary hatte ihr so oft gesagt, daß sie viel schöner, reizender sei, als sie selbst, — Helene hätte von Natur weniger stolz und eigenwillig sein müssen, wenn diese unaufhörlichen Schmeicheleien zärtlicher, anbetender Liebe ohne Wirkung bleiben sollten.

Und nun mußte diese demüthige Freundin die glänzendste Heirath machen, durch die sie mit einem Male in die höchsten Sphären der Gesellschaft gehoben, ja mit einigen regierenden Häusern verschwägert wurde, während sie — Helene durfte gar nicht daran denken . . . Aber jetzt, wo ihr eine Gelegenheit geboten wurde, mit Ehren aus dieser sie demüthigenden

Lage zu kommen; jetzt wo ihre stolze Mutter sich zu Bitten, die sie nicht einmal selbst vorzubringen wagte, verstand; jetzt konnte über den Weg, den sie einzuschlagen hatte, kein Zweifel sein; und wenn Fräulein Bär in ihrer lästigen Gutmüthigkeit ihr die Pension als ein Asyl anbot, so wußte sie eben nicht, um was es sich in diesem Augenblicke handelte.

Helene ging, nachdem Fräulein Bär sie verlassen, mit verschränkten Armen in ihrem Zimmer auf und ab. Endlich trat sie in das Fenster und starrte in den herbstlichen Abend hinein. An dem Himmel zogen langsam schwere dunkle Wolken, unter ihnen schwebten leichte graue Wölkchen pfeilschnell dahin. Die beinahe kahlen Zweige der schlanken Pappeln wiegten sich in dem scharfen Winde sausend und zischelnd hinüber und herüber; eine Krähe, die des Weges kam, setzte sich auf ein paar Augenblicke auf den obersten Wipfel eines der Bäume, ließ sich mit herüber- und hinüberwiegen, krächzte, als ob sie sich über diese ungastliche Behandlung ärgere, und flog dann wieder davon. — Helene öffnete das Fenster. Der kühle, feuchte, mit dem herben Dufte der modernden Blätter vermischte Hauch des Abends wehte sie an. Lauter rauschten die Pappeln in dem Garten und die hohen Buchen des Parkes und zwischendurch tönte in mono-

tonen Cadenzen der dumpfe Donner der Meereswogen am Gestade.

Sie lehnte sich hinaus; sie achtete nicht der Feuchtigkeit der Luft, die im Nu ihre schwarzen Haare mit einem thauigen Schleier überzog. Sie starrte nur immer hinein in den mit jedem Augenblick dunkler werdenden Abend. Selsame Visionen zogen durch ihr Hirn. Stolze Paläste erhoben sich am Rande blauer Seen, in denen sich dunkle Wälder spiegelten; und aus dem Palast ritt ein lustiger Jagdzug mit Hallo und Trara, und an der Spitze des Zuges eine junge Dame auf einem Zelter neben einem Manne, der seinen schäumenden Rappen lässig regierte und sein dunkles Gesicht fortwährend auf die junge Dame neben ihm wandte; und Alles, soweit das Auge reichte, — Schloß und See und Wald und Felder, die sich weit und weiter am Ufer hinbreiteten unabsehbar ins Land hinein — gehörte der jungen Dame auf dem Zelter und ihrem Gemahl, dem Ritter auf dem feurigen Rappen. Und dann versanken Schloß und Wälder und Felder in dem See, und der See erweiterte sich zu einem Meer, das an den hohen, mit Buchenwäldern gekrönten Kreidefelsenufern aufrauschte; und oben auf den hohen Ufern in der Abendsonnengluth stand dieselbe junge Dame, die vor-

hin auf dem Zelter ritt, neben einem Mann — der nicht der Ritter auf dem Rappen war — und sie schauten zusammen hinaus auf das wunderherrliche Schauspiel der in dem wogenden Wellengebiete versinkenden Sonne, und wie sie so standen und schauten, fügten sie, wie betende Kinder ihre Hände in einander und sahen sich an mit liebevollen, thränenüberströmten Augen. . . .

Da rauschte der Wind lauter in den schwanken Pappeln und das junge Mädchen fuhr empor aus ihren Träumereien. — Sie warf einen Blick in die graue Dämmerung des Parkes. Zwei Gestalten, ein Mann und eine Frau — wandelten Arm in Arm an der Oeffnung zwischen den Bosquets vorüber — nur einen Augenblick lang, aber das scharfe Auge des jungen Mädchens hatte Beide erkannt, glaubte mindestens Beide erkannt zu haben. Ein Gefühl, wie sie es noch nie gehabt hatte, überkam sie. Sie mußte sich überzeugen, ob sie recht gesehen hatte, ob wirklich Oswald Stein mit Emilie Cloten zu dieser Stunde an diesem Orte sich treffen konnten. Im nächsten Augenblicke hatte sie den Shawl umgethan, den Hut mit dem dichten Schleier aufgesetzt und war die Treppe, die nach dem Garten führte, hinab, durch den Garten geeilt und stand jetzt an der Pforte, die aus dem

Garten in den Park führte. — Mit einem Male war ihr Muth verschwunden — sie schämte sich einer Regung, die sie zu einem so unweiblichen, so häßlichen Schritte verleiten konnte. Eben wollte sie wieder in das Haus zurückkehren, als die beiden Gestalten den Gang, der an der Gartenpforte vorüberführte, wieder heraufkamen. Sie drückte sich hinter den Pfeiler des Thors, um nicht gesehen zu werden; aber ein Blick auf die Beiden hatte sie überzeugt, daß sie sich vorhin nicht getäuscht hatte. — Es waren Oswald und Emilie, die hier, in heimlichem, eifrigem Gespräch verloren, vorübergingen. Helene schlug das Herz zum Zerspringen; jetzt verstand sie Emilien's neuliche Frage, ob sie nichts von Oswald Stein gehört habe; jetzt verstand sie Emilien's Angst auf dem Balle in Grenwitz, als Cloten und die übrigen jungen Adligen Drohungen gegen Oswald laut werden ließen... Also genarrt! und genarrt von wem? von einem Menschen, den eine Emilie Cloten gewinnen konnte... Helene schlich auf ihr Zimmer zurück, warf Shawl und Hut wieder ab, und jetzt war es entschieden, daß sie sobald als möglich zu ihren Eltern zurückkehren würde.

Elftes Kapitel.

Der Fürst von Waldernberg hatte, bis er Helene von Grenwitz kennen lernte, dem Leben in Grünwald kein besonderes Interesse abzugewinnen vermocht. Daß er sich gelangweilt, daß ihm Stadt und Leute besonders mißfallen hätten, konnte man nicht füglich sagen, denn diese Gemüthszustände kamen eigentlich bei ihm nicht vor, zum wenigsten bemerkte man an ihm nie Symptome davon. Sein strenges, ernstes Gesicht verrieth niemals weder Vergnügen noch Langeweile, weder Wohlgefallen noch Mißfallen; es schien, als ob diese Züge in dem nordischen Klima, aus dem der Fürst stammte, ein für alle Mal gefroren wären und weder im Feuer der Liebe, noch des Hasses aufthauen könnten. Und so war es bis zu einem gewissen Grad wirklich. Zu der Höhe des Selbstbewußtseins, auf welcher er stand, reichten die gewöhnlichen Regungen gewöhnlicher Sterblicher nicht hinan. Er konnte nicht über eine witzige Anecdote in Lachen ausbrechen, oder

über eine Dummheit die Nase rümpfen. Niemals hörten seine Bedienten ein böses Wort von ihm; niemals gerieth er vor seinen Soldaten in jenen kindischen Zorn, in welchem sich so viele junge Epauletten̈träger so wohl fühlen. Dennoch zitterten seine Leute vor ihm, und der General selbst flößte den Musketieren keinen solchen Respect ein, als der Premierlieutenant Fürst Waldernberg; denn jene wußten, daß der gnädige Herr zwar nicht schalt, aber sie bei dem geringsten Versehen sofort entließ und diese erzählten sich in Kasernen- und Wachtstuben: Der Fürst habe die üble Gewohnheit, einen Soldaten, der sich auch nur den kleinsten Subordinationsfehler gegen ihn zu Schulden kommen ließe, sofort über den Haufen zu stoßen — ein Verfahren, daß er nur ganz kürzlich erst in der Residenz beobachtet habe und welches nebenbei der Grund sei, weshalb er von seinem Garderegiment zu dem in Grünwald garnisonirenden Linienregiment abcommandirt wurde. Diese Geschichte war nun allerdings, wie viele ähnliche, eine Mythe; der Fürst war nach Grünwald geschickt, um Fortification, Hafen- und Küstenvertheidigung und andere nützliche Dinge zu studiren, und sich so zu der hohen Stellung, zu welcher ihn, wenn nicht sein militairisches Genie, so doch jedenfalls sein hoher Rang be-

rechtigte, vorzubereiten — aber die Mythe bewies doch, wie der gemeine Mann, der für die Tugenden und Fehler seiner Vorgesetzten ein ungemein scharfes Auge hat, über den Premierlieutenant Fürst Waldern=berg dachte. Uebrigens schienen auch die Offiziere ihn mit einigem Mißtrauen, zu wenigsten mit großer Vorsicht zu behandeln. Es fiel Niemandem an dem gemeinsamen Mittagstisch, oder des Abends im Ca=sino, oder wo sonst die Leutchen zusammenkamen, ein, gegen ihn den cordialen Ton anzunehmen, der sonst unter den Kameraden üblich ist. Im Gegentheil, man ging ihm eher aus dem Wege, oder beschränkte sich, wo das nicht möglich war, auf das Nothwendige; so vor Allen des Fürsten Compagniechef, ein kleiner, kugelrunder Herr, der seinem Premierlieutenant mit der Spitze seines Helmes kaum bis an die Schulter reichte, und sich um so kleiner vorkommen mochte, als er das Unglück hatte, nicht von Adel zu sein. Es war komisch anzuhören, und erregte selbst das Lächeln des alten schnauzbärtigen Feldwebels, wenn Haupt=mann Müller beim Exerciren mit fast kläglicher Stimme bat: „Premierlieutenant Fürst Waldernberg, wollen Sie die Güte haben einen Gedanken weiter herauszutreten.“

So sah sich denn der Fürst wesentlich auf sich

selbst angewiesen — auch in den Abendgesellschaften, die er von Zeit zu Zeit besuchte. Er traf hier wiederum die Kameraden, die ihm schon auf dem Paradeplatz ausgewichen waren und eine Schaar alter und junger Landedelleute, deren Gespräche über Ackerbau und Viehzucht ihn, der mehr Güter besaß, als jene Morgen Landes und soviel Schäfer als jene Schafe, nicht eben interessiren mochten. Was aber die Frauen betrifft, so waren sie, trotzdem sich sehr liebenswürdige darunter befanden, wie die schönen Fräulein Friederike, Natalie und Gabriele von Nadelitz, die etwas verblühte, aber desto gewandtere und interessantere Hortense von Barnewitz, die ebenso kokette, wie pikante Emilie von Cloten — entweder nicht nach dem Geschmack seiner Durchlaucht, oder der Fürst war gegen die Reize des schönen Geschlechtes im Allgemeinen sehr unempfindlich, zum mindesten war es eine Zeit lang unmöglich, zu behaupten, daß er dieser oder jener Dame auffallend den Hof mache.

Da sah der Fürst die schöne Helene von Grenwitz in dem Salon ihrer Mutter und schon in den nächsten Tagen circulirte das Gerücht — man wußte nicht, wer es zuerst aufgebracht hatte, — Se. Durchlaucht sei mit der schönen Helene von Grenwitz so gut wie verlobt, jedenfalls werde die Verlobung nicht

mehr lange auf sich warten lassen. Das Gerücht erhielt sich und wurde durch eine Menge Einzelheiten, deren Auffindung dem Spürsinn der betreffenden Geschichtenträger und Gebehrdenspäher alle Ehre machte, bekräftigt. Die Gräfin Grieben wußte auf das Bestimmteste, daß der Fürst beinahe alle Abend zu Grenwitzen's kam; Frau von Nadelitz, daß er jeden Mittag nach der Parade auf seinem prachtvollen tscherkessischen Hengst an der Pension des Fräulein Bär vorüberreite; Frau von Sylow, daß er, in seinen Mantel gehüllt, mehrere Nächte stundenlang vor dem Haus auf- und abpatrouillirt sei; Hortense Barnewitz flüsterte der Comtesse Stilow in's Ohr: Jetzt weiß ich, weshalb der arme Felix Hals über Kopf nach Italien geschickt wurde, und Comtesse Stilow meinte darauf: Sie sollen sehen, liebe Hortense, es dauert nicht acht Tage, so ist Helene, die für immer verbannt schien, wieder bei ihren Eltern.

Ein Lächeln des Triumphes erhellte aber Aller Gesichter, als die Prophezeiung der zahnlosen Comtesse Stilow nun wirklich eintrat und Helene Grenwitz aus ihrem bescheidenen Stübchen in der Pension des Fräulein Bär in die stattlichen Räume des Hôtel Grenwitz übersiedelte.

Merkwürdigerweise schien der alte Baron, der

diesen Schritt früher so dringend gewünscht hatte, jetzt am wenigsten darüber erfreut. Der alte Herr war in dieser letzten Zeit ausnehmend launisch, widerspruchsvoll und heftig gewesen, daß man den sonst so gutmüthigen, freundlichen Mann kaum wieder erkannte, und Jedermann die arme Anna Marie, die dieses Kreuz mit so christlicher Geduld und Sanftmuth trug, bedauerte und bewunderte.

„Ach, glaube mir, liebe Helene," sagte die treffliche Dame zu ihrer Tochter, als sie Beide am ersten Abend auf dem Sopha im Salon saßen, nachdem der Baron das Gemach verlassen hatte, um zu Bett zu gehen; „es ist jetzt recht schwer mit Deinem Vater auszukommen, und ich bedarf Deiner freundlichen Stütze mehr wie je. Malte ist noch zu jung und ich fürchte zu herzlos, als daß ich zu ihm Vertrauen haben könnte. Ich bin so lange gewohnt, Alles allein zu tragen, daß ich mich in das Glück, eine Freundin und Vertraute zu haben, kaum zu finden weiß; und die unglückliche Frau vergoß Thränen der Rührung, während sie ihre Nähsachen zusammenpackte, um dem geliebten Gemahl in das eheliche Schlafgemach zu folgen.

In der That schien das Verhältniß zwischen Mutter und Tochter sich für die Zukunft viel günstiger

wie früher gestalten zu wollen. Besonders zärtlich zu sein, lag ebenso wenig in der Natur der Einen wie der Andern; sie behandelten sich wie zwei Gegner, die ihre Stärke gegenseitig erprobt und gefunden haben, daß sie doch besser thun, Hand in Hand zu gehen.

Nachdem Anna Marie so den zweiten Schritt zur Erreichung ihres Zieles zurückgelegt hatte, verfolgte sie ihren Weg mit größerer Sicherheit. Wie es schien, durfte sie mit ihren Resultaten in der That zufrieden sein, Fürst Waldernberg war fast allabendlicher Gast in ihrem Hause, und da er kein Boston spielte, auch nicht anzunehmen war, daß ihn die Unterhaltung mit dem Grafen und der Gräfin Grieben, die halbe Nachbarn waren, und ebenfalls sehr häufig kamen, um mit dem Baron und der Baronin eine Partie zu machen, besonders anzog, so konnte der Magnet wohl nur Helene sein, mit der er sich denn in der That auch fast ausschließlich beschäftigte.

Anna Marie suchte dafür zu sorgen, daß der Fürst und Helene stets möglichst ungestört blieben; und da in diesen geistreichen Kreisen die älteren Herrschaften ihre Zeit schlechterdings nur mit Kartenspielen hinzubringen vermochten, und jüngere Leute selten eingeladen wurden, so gelang ihr das auch meistens ganz vortrefflich. Der Fürst und Helene waren in dem

kleinen einfenstrigen Salon, neben dem großen dreifenstrigen, wo die Kartentische standen, oft stundenlang allein, bis man zur Tafel ging, wo sie dann, während die Andern die Glücksfälle des Spiels eifrig durchsprachen, wiederum so ziemlich auf sich selbst angewiesen waren.

Es sprach für die conversationellen Talente des Fürsten, daß die junge anspruchsvolle Dame seiner Unterhaltung nicht müde wurde. Und doch konnte man das, was er vorbrachte, für gewöhnlich nicht eigentlich interessant nennen, jedenfalls nicht die Art, wie er es vorbrachte. Der Fürst war einer jener trockenen, positiven Geister, die Allem, was sie berühren, Duft und Farbe rauben; und für die Witz, Phantasie, Empfindung nicht zu existiren scheinen. Niemals hörte man ihn in jenem lebhaften Ton und schnellen Tempo sprechen, in das junge Leute (und der Fürst war noch sehr jung, vielleicht einundzwanzig Jahr) so leicht verfallen, wenn sie auf Lieblingsthemata kommen, oder durch Widerspruch gereizt werden; es war immer derselbe monotone Silbenfall, wie wenn die einzelnen Worte Soldaten und die Sätze Sectionen wären, die in gleichmäßigem Schritt und Tritt vorbeimarschirten. Es war deshalb auch bezeichnend, daß der Fürst sich am liebsten der fran-

zösischen Sprache, welche diese logische Zweckmäßigkeit schon in sich selbst hat, bediente, obgleich er auch das Deutsche correct und fließend sprach. Vielleicht trug der Umstand, daß die Unterhaltung fast ausschließlich in dem fremden Idiom geführt wurde, wesentlich dazu bei, Helenen die Fremdartigkeit dieses Geistes weniger fühlbar zu machen; denn wir büßen in andern Sprachen, auch wenn sie uns geläufig sind, mehr oder weniger von der Feinheit des Gefühls und Verstandes ein. Dazu kam, daß der Fürst, wie in seinem Aeußern, so in seiner Denk- und Empfindungsweise, Russe und nicht Deutscher war. Die Erinnerungen seiner Kindheit, seiner Knaben- und Jünglingsjahre, bis auf die kurze Zeit, die er in Paris und jetzt nun in Deutschland verlebt hatte, waren russisch. Er war Page an dem Hofe des Kaisers Nicolaus gewesen und der tägliche Anblick dieses prächtigen Monarchen, mit dem er sogar, besonders in Gestalt und Haltung, eine große Aehnlichkeit hatte, mochte nicht ohne Einfluß auf den Charakter des jungen Fürsten geblieben sein. Seine militärische Erziehung hatte er in der Cadettenanstalt des Michailowschen Palastes erhalten, desselben Palastes, durch dessen gewaltige Räume in jener schauerlichen Nacht der Kaisermord dröhnend schritt, als die Gemahlin Paul's I.,

erschreckt durch das dumpfe Getöse verworrener Männerstimmen und des Waffengeklirres, die jüngsten Großfürsten Nicolaus und Michael aus den Betten riß, um mit ihnen durch die langen Zimmerreihen zu der Wohnung des Kaisers zu eilen; ihr der eisige Graf Pahlen entgegentrat, sie halb mit Gewalt nach ihren Zimmern zurücknöthigte, und bedächtig die Thür schloß: „Restez tranquille, Madame; il n'y a pas de dangers pour vous.“ — „Et mon mari?“ Die Kaiserin erhielt keine Antwort auf ihre bange Frage, denn schon war der Graf mit einer höflichen Verbeugung verschwunden. Unterdessen war das Entsetzliche geschehen und Alexander war am anderen Tage Kaiser von Rußland. — Seit jener Nacht hatte kein Menschenfuß die Räume, welche der ermordete Kaiser inne gehabt hatte, wieder betreten. Scheu gingen die Cadetten an diesem Flügel, wo die Fensterscheiben vor den heruntergelassenen Rouleaux allmählig erblindeten, vorüber. Da kam eines Tages Nikolaus, die Schule zu inspiciren. Als er damit fertig war, winkte er dem jungen Malitzewsky, seinem früheren Pagen zu sich; fragte ihn nach diesem und jenem und schlenderte, vertraulich mit ihm plaudernd, weiter und weiter die Hallen und Corridore entlang, bis sie an die stets verschlossene Thür kamen, welche in die Gemächer

Paul's I. führte. Plötzlich blieb der Kaiser stehen, blickte sich scheu um, und als er sich überzeugt hatte, daß sie allein waren, nahm er einen Schlüssel aus der Tasche und sagte im Flüsterton: „Kannst Du schweigen, Knabe?“ — „Wie das Grab, Sire!“ — „Komm!“ — Der Kaiser drückte das Schloß auf. Sie traten in die Zimmer. Ein Modergeruch, wie aus einem Grabgewölbe, empfing sie. Schweigend gingen sie durch die hohen Gemächer; lautlos fiel ihr Fußtritt auf die dicken Teppiche; lautlos tanzten die Staubatome in den schrägen Lichtsäulen, die sich hier und da durch die geschlossenen Vorhänge der Fenster stahlen. Seltsam und schauerlich die tiefe Stille in dieser öden Pracht; seltsam und schauerlich in diesen Hallen des Todes die lebensvollen Gebehrden der Figuren auf den Bildern, welche die Wände schmückten, seltsam und schauerlich in diesem bangen Schweigen das momentane Klingen der Stutzuhr auf dem Kamin, an dem sie eben vorüberschritten! Der Kaiser sprach kein Wort. Langsam ging er durch die Räume, indem er forschend die Blicke über Decke, Wände und Fußboden gleiten ließ; hier und da vielleicht auch stehen blieb, um einen Gegenstand, der seine Aufmerksamkeit vorzüglich erregt hatte, genauer zu betrachten.

So waren sie durch vier oder fünf Zimmer gegangen, ohne etwas zu entdecken, das auf das Verbrechen, welches hier begangen war, schließen ließ, als sie an eine Thür gelangten, die nur zu deutlich verkündigte, daß man sich dem Orte des Schreckens nahe. Auf der mit Goldleisten eingerahmten weißen Fläche nämlich war eine Hand abgedrückt — die in Blut getauchte Hand eines starken Mannes, der, während er die schwere Last des Erschlagenen durchschleppte, für seinen Arm einen Stützpunkt gesucht hatte. Der Knabe blickte zu seinem kaiserlichen Herrn hinauf. Nicolaus war bleich geworden und murmelte etwas durch die Zähne, das der Knabe nicht verstand. Nach einigem Zögern öffnete er mit einem plötzlichen Entschluß. Sie gingen hinein. Es war das Schlafgemach — und tausend Zeichen bewiesen, daß hier die That geschehen war. Die seidenen Decken des breiten Himmelbettes waren durcheinandergeworfen und mit Blutflecken bedeckt. Blutflecken lagen an den Teppichen des Fußbodens, die hier und da zerrissen waren, als wenn gespornte Stiefel hineingehakt hätten. Eine Gardine des Bettes war halb verbrannt. Sie mochte von dem Pulverblitz eines Pistols angezündet sein, das aus dem Bett abgefeuert war und dessen Kugel, ohne einen der Mörder zu treffen, auf

der entgegengesetzten Seite in den Trümeau geschlagen war und das kostbare venetianische Glas zerschmettert hatte. Das abgefeuerte Pistol lag noch auf dem Boden; ein anderes hing zu Haupten des Bettes an einem Nagel an der Wand. Der Kaiser nahm es herab. „Es ist noch Pulver auf der Pfanne," murmelte er; „die Mörder waren schnell; man muß noch schneller sein, wie sie." Er steckte die beiden Pistolen in die Tasche seines Ueberrocks, durchsuchte dann sorgfältig das ganze Zimmer, besonders einen Schreibtisch in der Nähe des Fensters, aus dem er einige Papiere, die man übersehen haben mochte, nahm und ebenfalls zu sich steckte. Dann gingen sie den Weg, den sie gekommen waren, zurück. Der Kaiser schloß wieder sorgfältig die Eingangsthür ab, befahl dem Knaben noch einmal das tiefste Schweigen über Alles, was er gesehen und gehört und begab sich zu seinem Gefolge zurück, von dem Niemand ahnte, wo Se. Majestät inzwischen gewesen waren.

Aehnliche Geschichten wußte der Fürst gar manche zu erzählen und sie verfehlten ihre Wirkung nicht auf das Gemüth des phantastischen Mädchens. Es war damit, wie mit den Abenteuern, mit denen der kriegerische Mohr die Seele des venetianischen Patrizierkindes berauschte. Desdemona mochte vor dem Blut,

das in jenen Erzählungen in Strömen floß, schaudern; aber der Held erschien ihr nur um desto bewundernswerther, und wenn es Helenen aus diesen Palasterinnerungen des russischen Pagen auch oft eisig kalt anwehte, so bestrickte sie doch das Geheimnißvolle und Schauerliche derselben mit einem unwiderstehlichen Zauber. Sie träumte sich in ein Leben hinein, im Vergleich mit welchem das Leben, daß sie jetzt führte, gar kleinlich und kläglich erschien. Sie sah sich als Ehrendame an einem Hofe, wo Schönheit und Geist noch Alles vermögen; sie dachte sich als die Seele großartiger Unternehmungen, als die Vertraute von Generalen und Staatsleuten und dann blickte sie aus ihren Träumereien auf das finstere ruhige Antlitz des riesengewaltigen Mannes, der sie mit seinen sonderbaren Geschichten in diese sonderbaren Phantasien gewiegt hatte und fragte sich, ob sie es wohl wagen würde, an dieser Hand die hohen Regionen zu betreten, wohin sie die heißesten Wünsche ihres stolzen, ehrgeizigen Herzens trugen.

Es mußte dem Fürsten wohl viel daran liegen, dem schönen jungen Mädchen vertraulich näher zu treten, denn er legte ihr gegenüber die kühle Reserve ab, die er gegen alle Andern beobachtete. Er sprach selbst über seine Familienverhältnisse mit großer Offen-

heit. Er sagte, daß er von seinen Eltern eigentlich nur seine Mutter kenne, daß er seinen Vater nur sehr selten zu sehen bekomme. Seine Mutter lebe noch in Petersburg, wo ihr Einfluß bei Hofe noch immer sehr groß sei, obgleich eine unheilbare Krankheit die einst bildschöne lebenslustige Frau in wenigen Jahren verwüstet und zur trübsinnigen Schwärmerin gemacht habe. Sein Vater, der Graf Malitzewsky, bringe den größten Theil des Jahres auf Reisen zu, besonders in Bädern, da er, trotz seiner Jahre und Kränklichkeit, den heiteren Genuß des Lebens noch immer leidenschaftlich liebe und so in den Bädern das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden könne. Er (der Fürst) stehe zu seinem Vater eigentlich in gar keinem Verhältniß. Alle Jahre schrieben sie sich ein oder zweimal bei besonderen Gelegenheiten kurze Briefe; jetzt habe er den Grafen, als er im Sommer in der Residenz dem Könige den Lehnseid leistete, zum letzten Male gesehen und er sei über sein verfallenes Aussehen, das der alte Herr vergebens durch die raffinirtesten Toilettenkünste zu verstecken sich bemühe, erschrocken gewesen. Der Graf und die Gräfin harmonirten, wie das bei so verschiedenen Naturen erklärlich sei, sehr wenig mit einander. Der Graf komme alle Jahre einmal nach Petersburg, stelle sich

bei Hofe vor, zeige sich ein oder das andre Mal im Palais Letbus und verschwinde dann wieder, um abermals ein Jahr lang aus Homburg, Baden-Baden, Pyrmont u. s. w. „freundliche Grüße" an seine Gemahlin zu senden.

Auch sonst hielt der Fürst mit seinen Ansichten nicht zurück. Er hatte offenbar über Mancherlei, was sonst jungen Leuten seines Standes sehr gleichgültig zu sein pflegt, nachgedacht; aber, da er nichts weniger als ein geistreicher Kopf war, da er Alles nur von dem einen unveränderlichen Standpunkt des Offiziers und Aristokraten betrachtete und beurtheilte, so hatten seine Ansichten und Gedanken alle etwas Steifes, Hölzernes, als ob es eben so viele wohlgedrillte Rekruten gewesen wären.

Von seinem Berufe hatte er eine sehr hohe Meinung.

„Ich halte den Kriegerstand," sagte er, „nicht nur für den edelsten, sondern auch für den nützlichsten; für den edelsten, weil er allein jede Kraft des Mannes wach ruft und erprobt, für den nützlichsten, weil er die Grundbedingung für alle übrigen Stände ist, die ohne ihn gar nicht existiren könnten. Daß der Bauer in Frieden seinen Kohl bauen, der Handwerker ruhig in seiner Werkstatt sitzen, der Künstler

ungestört in seinem Atelier, der Gelehrte in seinem Studirzimmer arbeiten kann, das haben sie dem Krieger zu verdanken, der für sie am Thore schildert, der Nachts für sie die Straßen patrouillirt, lärmende Pöbelschaaren zu Paaren treibt und gegen den Feind, der das Land bedroht, in den Kampf zieht. Mit diesem Stande verglichen sind alle andern niedrig und gemein, und daß er der unbestritten höchste und edelste ist, zeigen auch die Herrscher, indem sie sich für gewöhnlich und bei feierlichen Gelegenheiten stets in die Tracht desselben kleiden. Deshalb sollte aber auch nur ein Adliger Offizier werden dürfen. Daß man neuerdings auch angefangen hat, den Bürgerlichen Zutritt zu unsern Reihen zu verstatten, halte ich für einen beklagenswerthen Fehler, der sich früher oder später empfindlich an uns rächen wird."

„Aber glauben Sie denn, daß der Bürgerliche unbedingt zu dem Berufe untauglich ist?" fragte Helene.

„Ohne Zweifel," erwiderte der Fürst mit Nachdruck. „Jagd und Krieg müssen oder müßten wenigstens dem Adel reservirt bleiben, nicht, weil Bürgerliche überhaupt nicht auch eine Büchse abschießen, oder einen Säbel schwingen können, sondern weil sie es nicht in dem rechten Geiste, mit dem rechten Geiste

können. Der bürgerliche Geist ist nun einmal ein specifisch anderer, als der adlige; es sind das Unterschiede, die sich nicht mehr in Worte fassen lassen, die aber nichtsdestoweniger vorhanden und für jeden — für mich zum wenigsten — sehr fühlbar sind. Nehmen Sie, zum Beispiel, den Begriff der Standesehre. Ein Bürgerlicher, der keine Ahnen hat, die denselben Degen führten, den er jetzt an der Seite trägt, — was kann es ihm sein, ob er diesen Degen vor jedem Flecken rein bewahrt oder nicht? Ich habe noch keinen bürgerlichen Offizier gekannt, bei dem es mir nicht mindestens zweifelhaft gewesen wäre, ob er bei einer thätlichen oder groben wörtlichen Beleidigung den Beleidiger sofort niederstoßen würde. Nun aber frage ich Sie, wie kann bei solch' einem Mangel an dem richtigen point d'honneur überhaupt von kriegerischem Sinn und Geist die Rede sein? Aber die Frage hat auch eine praktische Seite. Der Geist der Neuerung, des frechen Ungehorsams gegen die von Gott eingesetzte Ordnung regt sich überall. Dieser Geist kann nicht, wie man in unserem Staate leider! leider! angefangen hat, durch Güte und Concessionen, sondern nur durch eiserne Strenge und durch Gewalt niedergehalten werden. Des gemeinen Soldaten, der drei Jahre lang in unserer Zucht und Aufsicht gewesen

ist, sind wir sicher, nicht ebenso des bürgerlichen Offiziers. Schicken Sie einen Zug unter Anführung eines Lieutenant Schulze oder Müller gegen einen rebellischen Pöbelhaufen, und es ist zehn gegen eins zu wetten, er wird in demselben irgend einen Bruder oder Vetter Schulze oder Müller entdecken und in Folge dessen Anstand nehmen, im rechten Augenblick Feuer! zu commandiren. Nehmen Sie dagegen die Offiziere aus dem Adel und nur aus dem Adel, so kann dergleichen gar nicht vorkommen, und Sie können mit einem Bataillon den Aufruhr einer ganzen Stadt wie Grünwald zu Boden schmettern."

Gegen die Zugeständnisse, welche der König in dem Frühling desselben Jahres durch die Zusammenberufung des versammelten Ständetages der liberalen Partei und dem Zeitgeist überhaupt gemacht hatte, sprach sich der Fürst wiederholt mit großer Entschiedenheit aus.

„Ich sehe nicht ab," sagte er, „wohin dies Treiben führen soll. Wenn der König, wie ich gern glaube, nicht will, daß sich ein Blatt Papier zwischen ihn und sein Volk stelle, nach dessen Paragraphen er regieren muß, er mag wollen oder nicht, so dürfte er auch nicht einmal den Schatten des Constitutionalismus heraufbeschwören. Dem Schatten folgt der Kör-

per. Ich gestehe, daß ich über die Langmuth des Königs, diesen frechen Schreiern gegenüber, empört bin und daß ich lange Zeit Anstand genommen habe, ob ich einem Monarchen, der so die ersten Pflichten seines gottbegnadeten Amtes verkannte, mit Ehren dienen könne."

Wenn so der Fürst seine russisch absolutistischen Ideen zum Maaßstab der Dinge machte, so geschah es wohl, daß sich in Helenen's von Natur gutem und liebevollem Herzen etwas wie ein mit Grauen gemischter Widerwillen gegen den, der in kaltem Ton so Unmenschliches behauptete, zu regen begann. Aber es ist der Fluch der exclusiven Stellungen, daß sie den hellen Geist umnebeln, das lautere Gefühl verfälschen; daß sie den Menschen verhindern, Mensch zu sein. In die junge bildungsfähige Seele werden kindische, zum Theil frevelhafte Vorurtheile gepflanzt, daß die guten, heilsamen Gedanken nur mühsam dazwischen aufwachsen können; später umhegt man sie rings mit der chinesischen Mauer des Standeshochmuths, daß nicht ein frischer freier Wind von der weiten Gotteswelt draußen hineinwehen kann — darf man sich da wundern, daß eine solche Seele hernach dem „wüsten Garten" gleicht, „der auf in Samen schießt; verworfnes Unkraut erfüllt ihn gänzlich?"

Und wenn Helene auch zu einer andern Zeit vor den furchtbaren Consequenzen der Grundsätze des Fürsten zurückgeschaudert sein würde, so hatte jetzt die Wunde, die ihrem stolzen Herzen Oswald's Verrath geschlagen, sie schwer gereizt, und wie das bei heftigen Geistern zu geschehen pflegt, in das andere Extrem gestürzt. Helene haßte Oswald; sie weinte Thränen des Zorns und der Scham, wenn sie dachte, wie theuer ihr dieser Mensch und wie nah sie der Gefahr gewesen war, ihm zu zeigen, wie lieb sie ihn hatte. An dem Verrath selbst zweifelte sie jetzt nämlich durchaus nicht mehr. Das Benehmen Emilien's war seit einiger Zeit so verändert, daß es auch den Unbefangensten auffiel. Die junge Frau, welche sich früher nur in dem tollsten Strudel der Vergnügungen wohl zu fühlen schien, floh jetzt die Gesellschaft ebenso, als sie dieselbe früher gesucht hatte, und wenn sie es nicht vermeiden konnte, in ihren alten Cirkeln zu erscheinen, hatte sie nur Spott und Hohn für Alles, wofür sie vormals schwärmte. Sie fand die Offiziere albern; erklärte Tanzen für ein kindisches Vergnügen und einen Bal masqué für den Gipfel aller Lächerlichkeit. Sie behandelte die Damen mit unverhüllter Ironie und die Herren mit souveräner Verachtung, besonders ihren Gemahl, der bei dem Allen offenbar gar nicht

wußte, wie ihm geschah, und dem nur höchstens so=viel nach und nach klar zu werden schien, daß unter den vielen dummen Streichen, die Arthur von Cloten Zeit seines Lebens begangen hatte, der, eine raffi=nirte Kokette, wie die „himmlische Emilie von Breesen" zu seinem ehelichen Gemahl gemacht zu haben, jeden=falls der dümmste war. — Die Meisten lachten und sagten: es ist eine Laune von der kleinen Frau; sie wird schon wieder zur Vernunft kommen; Andere, die weniger harmlos waren, meinten: dahinter steckt mehr. Wenn eine junge Frau die ganze Welt (ihren Ge=mahl nicht ausgeschlossen) en canaille behandelt, so thut sie es sicher einem Mann zu Liebe, der für sie die ganze Welt ist. Wer dieser Glückliche sein mochte, darüber zerbrach man sich vergebens die Köpfe. Die Einen riethen auf den jungen Grafen Grieben, der ihr früher stark den Hof gemacht hatte, die Andern auf Herrn von Sylow, wieder Andere sogar auf den Fürsten Waldernberg — und nur Helene Grenwitz wußte, daß Alle sich irrten und daß der Gegenstand von Emilien's Liebe nicht in den aristokratischen Krei=sen des Grünwalder Faubourg St. Germain zu fin=den war.

Hätte Anna Marie gewußt, welch trefflichen Bun=desgenossen sie in diesem Augenblick für die Ausfüh=

rung ihres großen Planes an Oswald Stein hatte, sie würde diesem „so überaus abscheulichen und gefährlichen jungen Mann“ vielleicht weniger gram gewesen sein. Jedenfalls schien sich das Verhältniß zwischen dem Fürsten und Helene ganz nach ihrem Wunsche gestalten zu wollen. Sie hielt es wenigstens für ein gutes Zeichen, daß Helene nicht darauf drang, die Unterhaltungen in dem kleinen Salon neben dem Spielzimmer durch Hinzubitten anderer junger Leute zu beleben und als sie (Anna Marie) kürzlich die Bemerkung wagte: „das wäre ein Schwiegersohn nach meinem Sinn,“ nicht die schönen Brauen verächtlich zusammenzog, sondern die dunklen Wimpern auf die erröthenden Wangen senkte.

Zwölftes Kapitel.

„Dasselbe wollen und dasselbe nicht wollen, das allein ist wahre Freundschaft.“ Wenn dieses Wort des alten Schriftstellers noch heute seine Geltung hat, so sah es mit der Freundschaft zwischen Oswald Stein und Albert Timm bedenklich aus. Im Grunde wollten sie in keinem Augenblick dasselbe, obgleich äußerlich ihre Handlungsweise oft genau dieselbe zu sein schien. Wer sie z. B. des Nachts in dem Rathskeller von Grünwald hinter der Flasche sitzen sah — Beide voller Scherz und Witz und lustiger Geschichten — hätte wohl glauben müssen, daß dies zwei junge Männer seien, welche genau nach dem Motto der illustren Gesellschaft „die Ratte,“ zu welcher sie Beide zu gehören die Ehre hatten, lebten und sich so gleichsam ex officio „des Lebens freuten.“ Und doch traf dies nur für Albert Timm zu, der sich diesen ersten und einzigen Glaubensartikel der geheimen Brüderschaft und dessen humoristisches Was ist das: Lebe wie

du, wenn du stirbst, wünsche wohl und so weiter, in der That zu den Maximen seines Daseins gemacht hatte. Bei Oswald dagegen war dieser Humor, wie es jeder gesunde Humor sein müßte, nicht sich selbst Zweck, sondern nur das Mittel zu dem Zweck, die ihn unabläßig quälende Sehnsucht nach einem edleren Leben zu betäuben. Womit das Gefäß einmal gefüllt war, davon behält es noch lange den Duft, und der Geist, welcher sich einmal in dem Aether idealer Gedanken gebadet hat, kann wohl aus seiner hohen Region tief, sehr tief herabsinken, aber niemals die Erinnerung an die reine Sphäre verlieren, in welcher zu verweilen ihm einst vergönnt war. So war es mit Oswald. In das wilde Allegro seines jetzigen wüsten Lebens tönte wie Aeolsharfenklänge die Erinnerung an Alles, „was sein einst war;“ an seine schwärmerische Jugendzeit, wo ro=sige Wölkchen den Horizont umsäumten, hinter dem die geheimniß= und wundervolle Zukunft lag; an die seligen Tage von Grenwitz, wo sich für ihn die alte Sage vom Paradiese wiederholen zu wollen schien; an seine Freundschaften mit großen, zum mindesten guten Menschen: mit Berger, Oldenburg, Franz, Bemper=lein . . . wohin, wohin das Alles? Die Jugend versunken für immer und mit ihr all' die holden rosigen Träume der Jugend; aus dem Paradiese nichts geblie=

ben, als der bittere Geschmack der Frucht von dem Baume der Erkenntniß, daß Wankelmuth der Seele und treue Liebe nimmer Hand in Hand gehen können; und seine Freunde? . . . Von Berger hatte er am Thor des Irrenhauses wohl auf ewig Abschied genommen; in Oldenburg haßte er jetzt seinen Nebenbuhler und den reichen Aristokraten, den Sohn des Glücks, der sich leicht hinwegschwingt über die Hindernisse, an denen Andere ihre Kraft ausgeben; — gegen Franz, der sich seiner in einer der verwickeltsten Lagen seines Lebens so brüderlich angenommen, hatte er sich der gröbsten Undankbarkeit schuldig gemacht, die er vergebens durch die Unmöglichkeit, mit dem in sich gefesteten, sich streng begrenzenden, leidenschaftlosen Mann bei seiner ganz entgegengesetzten Natur auf die Dauer Freundschaft zu halten, zu rechtfertigen suchte; — und von Bemperlein, dem guten, harmlosen, ehrlichen Menschen, der ihm eine so enthusiastische Freundschaft entgegen getragen hatte, trennte ihn das quälende Bewußtsein, ihn in seiner geliebten Herrin tödtlich beleidigt zu haben, so daß, wenn er ihm auf der Straße begegnete, er in peinlicher Verlegenheit nach der anderen Seite blickte. . . .

Und was hatte er für so viel verlornes Glück eingetauscht? . . . Die allerdings seltenen Augenblicke,

wo Oswald nicht umhin konnte, über seine Situation ernstlich nachzudenken, waren unerfreulich genug. Seine Stellung an der Schule war jetzt nach kaum drei Monaten so gut wie unhaltbar. Director Clemens' ganze Humanität reichte nicht mehr hin, alle die großen und kleinen Sünden, welcher sich Oswald in seinen dienstlichen Beziehungen schuldig machte, mit dem Mantel der Liebe zuzudecken, und Frau Director Clemens erklärte mit Anspielung auf eben denselben unglücklichen jungen Mann vor versammelten dramatischen Kränzianern, „daß sie eine Schlange an ihrem Busen genährt." Und wohl hatte die würdige Dame Grund zu einer so furchtbaren Anklage. Sie war Oswald mit der ganzen dreifachen Freundschaft einer Mutter zweier heiratslustiger Töchter, einer Gymnasialdirectorengattin und einer Vorsteherin eines dramatischen Kränzchens entgegengekommen und sie war in dieser dreifachen Eigenschaft auf das schwerste gekränkt worden. Oswald hatte die schüchterne Neigung, so in den Herzen Fredegunden's und Thusnelden's für ihn entkeimt war, nicht nur nicht erwidert, sondern diese Opfer seiner Laune in einer Gesellschaft (o! man hatte Alles ganz genau erfahren!) Gänse genannt, denen zur Vollkommenheit nur die Federn fehlten! Er hatte die Directorin, die Gemalin seines Chefs,

mit einer alten Truthenne verglichen, die vor lauter Hochmuth über die ausgebrüteten Gänschen nicht weiß, wo ihr der leere Kopf steht, und schließlich hatte er das dramatische Kränzchen nicht nur zu besuchen aufgehört, nachdem er dreimal unter überreichem Beifall gelesen, sondern er war — so zu sagen mit klingendem Spiel — ins feindliche Lager übergegangen und wirkliches Mitglied des lyrischen Kränzchens geworden, das unter Frau Professor Jäger's specieller Oberleitung schnell zu einem Glanz herangewachsen war, der das seit zehn Jahren bestehende Kränzchen der Dramatiker bereits vollständig verdunkelte. Gewiß, wenn Oswald auch nur das Bewußtsein dieser Greuelthat auf dem Gewissen hatte, so wäre die Wolke düsteren Unmuths, die beständig über seinen Augenbrauen hing, nur zu erklärlich gewesen.

Aber Oswald hatte noch mehr zu verantworten, als diese Treulosigkeit. Sein Verhältniß mit der jungen Frau von Cloten, in das er sich aus Caprice halb und halb aus wirklicher Neigung so Hals über Kopf gestürzt hatte, fing an, auf seiner Seele mit bleiernem Gewicht zu lasten. Ein heimliches Verhältniß ist unter allen Umständen eine misliche Sache; doppelt und dreifach mislich aber, wenn das Verhältniß ein nach moralischen und juridischen Begriffen

unerlaubtes, mithin für die Betheiligten doppeltes Geheimniß Pflicht ist und dennoch die leidenschaftlich unbesonnene Natur des Einen oder des Andern jeden Augenblick das Geheimniß zu verrathen droht. Und so war es in diesem Fall. Emilie hielt sich kaum Oswald's Liebe versichert, als sie der ganzen Welt den Handschuh hinwerfen zu dürfen glaubte. „Dich zu lieben, von Dir geliebt zu werden, ist mein einziger Wunsch und Wille — alles Andere ist mir gleichgültig;“ so sagte sie und darnach handelte sie. Sollte sie jetzt, wo ihr Herz zum ersten Male wußte, was es wollte, ihre ausschweifenden Wünsche zügeln? Und sie liebte Oswald mit der ganzen Gluth eines überaus zärtlichen, liebeglühenden Herzens, und mit der ganzen Rücksichtslosigkeit einer Frau, welche die Welt stets nur als einen Spielball ihrer souveränen Willkür betrachtet hat. Vergebens, daß Oswald sie an die Pflichten seiner Stellung, an die äußere Beschränktheit seiner ganzen Lage erinnerte. „Ich begreife nicht, wie Du zwischen der Langeweile, Deine Buben zu unterrichten und dem Vergnügen, das wir Einer in des Andern Gesellschaft haben, noch wählen kannst; laß doch die alte dumme Schule Schule sein und lebe für mich.“ „Aber, liebes Kind, ich lebe jetzt schon beinahe nur für Dich und wenn das noch eine

Zeit so fortgeht, wird mein Director nicht nur nichts dagegen haben, sondern selbst den Wunsch aussprechen, daß ich ausschließlich für Dich lebe." „O, das wäre zu herrlich," rief Emilie, in die Hände klatschend; „dann führen wir meinen Lieblingswunsch aus und gehen nach Paris, wo uns nicht so viele alberne Menschen auf Tritt und Schritt belauern." Oswald zuckte die Achseln. „Und wovon leben in Paris?" Emilie machte ein langes Gesicht; im nächsten Moment aber lachte sie schon wieder und rief: „das findet sich, wenn wir nur erst fort wären."

Das Verlangen, aus Grünwald, wo in der That ihr Verhältniß jeden Augenblick der Gefahr einer für Beide schimpflichen, vielleicht gefährlichen Entdeckung ausgesetzt war, wegzukommen, war in der letzten Zeit bei Emilie zu einer fixen Idee geworden auf die sie bei jeder Gelegenheit zurückkam. Sie wollte Oswald's Liebe in vollen Zügen ungestört genießen und sich nicht jede halbe Stunde verstohlenen Zusammenseins durch tagelange Sorge und Angst gewinnen. Bis jetzt hatten sie ihre Rendezvous entweder in Primula's Boudoir oder drüben in Fährdorf bei Emilien's alter Amme, der Frau Lemberg, gehabt, wohin jetzt, da die Meerenge zwischen der Insel und dem Festlande mit dickem Eis bedeckt war, die Ueberfahrt keine

Schwierigkeit hatte. Primula war in das Verhältniß eingeweiht, nachdem Emilien's Unbedachtheit eine lächerliche Entdeckungsscene herbeigeführt hatte, und es war charakteristisch für die Dichterin der Kornblumen, daß sie, nachdem ihre erste eifersüchtige Regung glücklich vorüber war, diesen „Liebesbund" ausnehmend romantisch, die Liebenden in ihrer Hülflosigkeit, gegenüber einer „kalten, lieblosen Welt," höchst bejammernswerth und sich selbst als Beschützerin so „heroischer Leidenschaft" vollkommen bewunderungswürdig fand. Sie faselte sich immer tiefer in diese schöne Rolle hinein und die Abonnenten der „Zeitlosen," in deren „Album" Primula Veris ihre unsterblichen Gedichte schrieb, bekamen jetzt von nichts weiter als von „lichtscheu krummen Liebesfaden, geheimer Liebe still verschwiegenem Thun und vor allem von „des treuen Bundes keuscher Wächterin" zu lesen, unter welcher letzteren Bezeichnung man, wie es in einem der folgenden Strophen ausdrücklich hieß, nicht etwa an „den Mond, den kalten Gesellen" zu denken hatte.

Auch Primula war durchaus für Emilien's Plan: „Flieht, meine Freunde," sagte sie, „flieht unter einen milderen Himmel als diesen rauhen kimmerischen, der nur über wilden Cyklopen und fischfressenden Ichthyophagen graut. In Schnee und Eis will selbst

die blaue Cyane nicht gedeihen, geschweige denn der wilden Liebe rothe Rose."

Oswald war nicht so blind, daß er das Wahnsinnige dieses Projectes nicht hätte einsehen sollen, aber einerseits sagte ihm auch wieder das Abenteuerliche desselben zu, andrerseits lockte ihn der Gedanke, sich aus all diesem Wirrsal mit einem kühnen Schritte befreien zu können, gleichviel, wohin der Schritt führte; und schließlich war bei ihm aus der frivolen Koketterie mit der reizenden Emilie eine Leidenschaft geworden, die, wenn sie nicht sein Herz erwärmte, zum mindesten seine Phantasie entflammte und gegen die er sich um so weniger wehrte, als er in ihr eine Art von Entschuldigung für seinen sonstigen Wankelmuth fand. Er fing an, den Fluchtplan in ernstliche Ueberlegung zu ziehen, umsomehr, als der Rest seines kleinen Vermögens, wie es bei der Lebensweise, die er jetzt führte, wohl nicht anders sein konnte, sehr rasch zusammenschmolz, und mithin, was einmal geschehen sollte, bald geschehen mußte.

Oswald hätte in dieser Bedrängniß gern den Rath seines Freundes Albert vernommen; aber er wagte jetzt nicht mehr über Emilie mit ihm zu sprechen. Im Anfang freilich hatte er sich über seinen neuesten Roman in jener frivolen Manier ausgelassen, die durch den

dünnen Schleier scheinbarer Discretion die nackte Wahrheit nur zu deutlich durchschimmern läßt und der kluge Albert gehörte zu den Menschen, die nur mit halbem Ohre zu hören brauchen, um sich in der verwickeltsten Sache zu orientiren. Er hatte, ohne Oswald durch neugierige Fragen lästig zu fallen, in Kurzem so ziemlich Alles, was er zu wissen wünschte, herausgebracht. Er wußte, das Oswald bei der Jägerin und drüben in Fährdorf heimliche Zusammenkünfte mit der jungen leichtsinnigen Frau hatte, und er ließ sich auch dadurch nicht irre machen, daß Oswald über Emilie plötzlich zu sprechen aufhörte, indem er sich an den Erfahrungssatz hielt: Wenn Leute über ein Verhältniß, über welches sie früher sich unbefangen auszulassen, stille werden, so ist Zehn gegen Eins zu wetten, nicht, daß besagtes Verhältniß nicht mehr besteht, sondern, im Gegentheil, in ein Stadium getreten ist, wo Schweigen Pflicht wird.

So weit hatte es nun freilich nach Timm's Wunsch nicht kommen sollen. Timm hatte nichts dagegen, daß Oswald seinen Geschmack am aristokratischen Leben durch eine Liebelei mit der vornehmen Dame auffrischte, und sich so noch mehr von der Nothwendigkeit ein Vermögen zu besitzen, überzeugte, aber es paßte ihm gar nicht, daß aus dieser Liebelei eine Liebschaft

in bester Form wurde, von der sich gar nicht berechnen ließ, was noch Alles daraus entstehen konnte, und die vor Allem Oswald's romantischer Liebe zu Helenen verderblich zu werden drohte. Und doch hatte auf diese Liebe Timm eigentlich seinen ganzen Plan gebaut. Wenn Oswald nichts bewegen könnte, sich in den Erbschaftsstreit mit der Familie Grenwitz einzulassen, so sollte die Hoffnung, auf diese Weise Helene zu erobern, den Ausschlag geben. So durfte denn Oswald nicht für Helenen, aber auch umgekehrt, Helene nicht für Oswald verloren gehen. Und auch dieser letztere Fall war neuerdings möglich geworden. Albert, der die Augen überall hatte, war es nicht entgangen, daß Fürst Waldernberg tagtäglich zu Grenwitzens kam; und auch sonst hatte er mehre verdächtige Zeichen eines im besten Fortgang begriffenen Verhältnisses zwischen dem Fürsten und Helene entdeckt; so z. B. bei einem Gärtner verschiedene herrliche Bouquets, die vom Fürsten bestellt waren und „heute Abend in's Hôtel Grenwitz geschickt werden sollten.“ Außerdem hatte er, seitdem der Schnee lag und die jeunesse dorée von Grünwald Schlittenpartien nach allen möglichen Richtungen der Windrose arrangirte, Helene wiederholt an der Seite des Fürsten in einem prachtvollen Schlitten gesehen, dessen kostbare Decken und

in russischer Weise neben einander angeschirrte drei Pferde ihn als das Eigenthum Sr. Durchlaucht bezeichneten. Er hatte Oswald auf einen so gefährlichen Nebenbuhler aufmerksam gemacht, aber zur Antwort erhalten: „Ich weiß Alles. Es ist mir aber sehr gleichgültig.“ Das war nun offenbar leere Prahlerei, denn er gerieth jedesmal in Aufregung, sobald auf Helene die Rede kam; indessen diese Lage der Dinge mißfiel Albert durchaus und er ging mit sich zu Rathe, wie er, nach seinem eigenen ebenso eleganten als bezeichnenden Ausdruck: „Die Karre in ein anderes Geleis bringen könne.“

Im Hôtel Grenwitz hatte sich Albert seit längerer Zeit nicht sehen lassen. Seine zweihundert Thaler pro Monat November hatte ihm Felix, der die Summe von seinem Reisegelde nahm, pränumerando bei seiner Abreise zugeschickt; mit dem Ersuchen, sich für die Zukunft „in allen geschäftlichen Angelegenheiten“ direct an seine Tante, die Frau Baronin, wenden zu wollen. Albert hatte von dieser Erlaubniß bis jetzt noch keinen Gebrauch gemacht, da es selbst für ihn schwer hielt, in dem bescheidenen Grünwald zweihundert Thaler in einem Monat durchzubringen und er überdies gerade in der letzten Zeit viel Glück im Pharao gehabt hatte. Indessen nahm er sich vor, diesen Besuch baldmöglichst

zu machen und bei der Gelegenheit die Situation genauer zu studiren.

Gerade in diesen Tagen geschah es, daß Albert eines Abends, als er eben ausgehen wollte, durch die Stadtpost einen Brief erhielt, dessen Lectüre ihn so verstimmte, daß er seine ursprüngliche Absicht, in den Rathskeller zu gehen, wo heute „die Ratte" eine außerordentliche Sitzung hielt, vorläufig aufgab und statt dessen einen Besuch bei seinem Wirth, dem Küster Tobias Gutherz machte, jenem braven Mann, der mit dem Geruch seines heiligen Lebenswandels das ganze alte Quartier enger winkliger Straßen um die alte Brigittenkirche erfüllte.

Herr Tobias Gutherz war Junggeselle, weil er zu häßlich war, eine Frau zu bekommen, wie er selbst sagte; weil sein gottgeweihter Sinn einen so weltlichen Gedanken nicht aufkommen ließ, wie die Leute behaupteten. Aber Beides konnte wol der Grund nicht sein, denn Herr Tobias war weder häßlich, sondern ein ganz stattlicher Mann in der Mitte der Vierziger, dem eine hohe, an den Schläfen kahle Stirn ein sehr ehrwürdiges Ansehen gab; noch war Herr Tobias gottesfürchtig, oder seine Gottesfurcht hätte darin bestehen müssen, daß er des Sonntags Jahr aus Jahr ein in schwarzem glänzenden Frack, dito

Inexpreſſiblen, und hinten am Rockkragen feſtgeſtecktem ſchwarzem Talar (der Amtstracht der Küſter in jener Gegend) mit ſcheinheiliger Miene durch ſeine Kirche ſchritt und den „andächtigen Zuhörern“ den Klingelbeutel unter die Naſen ſchob. Daß Herr Tobias böſen Geiſtes Kind war, wußten allerdings nur ſehr wenige Menſchen in Grünwald, wo ſich der wackre Mann ſeit einigen zwanzig Jahren aufhielt; vielleicht nur Einer und dieſer Eine war der Bewohner der beiden Zimmer in der Beletage ſeiner Amtswohnung: Herr Geometer Albert Timm.

Niemand iſt ein ſo vollkommener Heuchler und Lügner, daß er nicht das Bedürfniß hätte, gegen Irgendwen einmal ſeine wahre Herzensmeinung auszuſprechen, und ſo hatte denn auch Herr Tobias in einer Stunde, wo der Geiſt des von ihm heißgeliebten Grogs ſtärker war, als der Geiſt der Lüge, die Maske fallen laſſen und Herrn Timm „dem famoſen Kerl“ ſein wahres Geſicht gezeigt. Herr Tobias Gutherz und Herr Albert Timm hatten ſich in dieſer Stunde Du genannt und eine Freundſchaft geſchloſſen, deren Feſtigkeit und Dauer durch eine auffallende Gleichheit der Neigungen für Weiber, Wein und Würfel und die Gemeinſchaft verſchiedener zarter Geheimniſſe garantirt wurde . . .

Albert Timm trat mit dem Hut auf dem Kopfe

zu seinem Wirth und Freunde in das Stübchen hinter dem Sprechzimmer und fand den vortrefflichen Mann bei der angenehmen Beschäftigung, sich ein Glas seines Lieblingsgetränks zu präpariren.

„Kannst mir auch eins zurecht machen;“ sagte Albert, seinen Hut auf einen Stuhl schleudernd und sich selbst in die Ecke des vortrefflich gepolsterten Sophas werfend.

„Wie gewöhnlich, Albertchen?“ fragte der gefällige Wirth, ein zweites Glas nebst Theelöffel aus dem Wandschrank nehmend und neben dem dampfenden Wasserkessel auf den Tisch stellend.

„Eher ein bischen mehr als weniger;“ war die mysteriöse Antwort.

Während Herr Tobias nach diesem Recept den heißen Trank zurechtbraute, starrte Albert schweigend auf seine Stiefelspitzen.

„Du bist heute nicht bei guter Laune, Albertchen,“ sagte Tobias, von seiner Beschäftigung aufblickend.

„Müßte lügen, wenn ich das Gegentheil behaupten wollte.“

„Was giebt's? Hat die kleine Louise Dir's angethan?“

„Der Teufel soll die kleine Louise holen.“

„Oder ist Dir ein Wechselchen präsentirt, an das Du nicht mehr gedacht hattest?“

„So etwas der Art.“

„Na, was ist's denn?“ fragte Tobias, den für Albert bereiteten Grog umrührend und das Glas vor ihn auf den Tisch setzend. „Hier nimm einen Schluck, und dann heraus mit der Sprache!“

Albert nahm das Glas, kostete, ob es weder zu heiß noch zu kalt, weder zu süß noch zu herb, weder zu stark noch zu schwach war, und als er sich überzeugt, daß in allen Punkten das rechte Maß getroffen, leerte er es auf einen Zug bis über die Hälfte.

„Hast heut Abend ein gutes Gefälle,“ sagte Tobias gemüthlich. „Na, schieß los!“

„Du erinnerst Dich, daß ich in Grenwitz während des Sommers ein Techtelmechtel mit der kleinen schwarzäugigen Hexe von Französin anfing,“ sagte Timm.

„Ha, ha!“ sagte Tobias mit schlauem Lächeln; „weiß schon, um was es sich handelt.“

„Nichts weißt Du; das Ding war in einer Hinsicht so scheu, wie eine wilde Ente. In anderer Hinsicht war sie freilich auch wieder dumm genug, wie Du schon daraus sehen kannst, daß sie mir, als ich in solcher Penur war, und Du, Filz, mir die lumpigen paar hundert Thaler partout nicht borgen wolltest.“ —

„Ich hatte damals keinen rothen Dreier in meinem

Vermögen, Albertchen, keinen rothen Dreier;“ betheuerte Tobias, die Hand auf's Herz legend.

„Lüg' Du und der Teufel!“

„Danke! was wolltest Du sagen?“

„Nun, daß mir die Kleine damals Dreihundert geborgt hat, die sie in der Sparkasse hatte.“

„Das war edel von ihr.“

„Ja, aber jetzt will sie sie wieder haben.“

„Hast Du ihr einen Wechsel ausgestellt?“

„Nein.“

„So sag', Du hast nichts bekommen, abgemacht Sela!“

„Das geht nicht so leicht. Sie hat mächtige Freunde, mit denen ich es nicht gern verderben möchte.“

„Wie so?“

„Ich sagte Dir doch, daß Marguerite seit einiger Zeit nicht mehr bei Grenwitzen's ist?“

„Nein, kein Wort. Wo denn?“

„Beim Geheimrath Robran.“

„Wie kommt sie dahin?“

„Ich glaube, durch das Kameel, den Candidaten Bemperlein, diesen Duckmäuser, der, wie ich höre, jetzt des Geheimraths rechte Hand, und wie Andere sagen, mit meiner Pouffage verlobt ist.“

„Wohl bekomm's," meinte Tobias. „Aber wer hat Dich denn nun eigentlich getreten?"

„Der alte Geheimrath selbst. Hier —", bei diesen Worten zog Albert den Brief, den er vor einer halben Stunde erhalten hatte, aus der Tasche; „schreibt der alte Sünder: Geehrter Herr! Wie mir Fräulein Marguerite Martin, die mir jetzt die Ehre erweist u. s. w. u. s. w. Da die Beziehungen, welche früher zwischen Ihnen und der jungen Dame bestanden, gänzlich und für immer — Sie wissen am besten weshalb — abgebrochen sind, so werden Sie es selbstverständlich finden, daß Sie als Mann von Ehre, ein Capital, das Ihnen unter so ganz anderen Voraussetzungen zur Disposition gestellt wurde, keinen Augenblick länger behalten können. Schließlich noch die Bemerkung, daß die junge Dame selbst aus einer leicht erklärlichen Scheu die ganze Sache wahrscheinlich auf sich hätte beruhen lassen, wenn ich nicht, zufällig von der Baronin Grenwitz hörend, daß Fräulein Martin während der Zeit ihres Aufenthaltes in jener Familie sich ein kleines Vermögen gespart habe, in die junge Dame gedrungen wäre und so den Sachverhalt erfahren hätte; u. s. w. u. s. w. Nun, was meinst Du dazu?" fragte Albert, den zerknitterten Brief wieder in die Tasche steckend.

„Die Sache liegt allerdings schlimm," erwiderte Ehren Tobias, sich den ergrauenden Kopf kratzend. „Der Geheimrath gilt so viel in der Stadt, besonders jetzt, wo er, der Teufel mag wissen wie? seine Schulden bezahlt hat, daß Du nicht gegen ihn aufkommst; ich fürchte, Du wirst bezahlen müssen."

„Ich fürchte es auch," sagte Albert. „Die verdammte Plaudertasche, die Baronin! Es ist bloße Rache von ihr; aber sie soll's mir büßen. Ich will die Daumschrauben anziehen, daß" —

Albert schwieg und goß den Rest aus seinem Glase in die Kehle.

„Höre, Albertchen", sagte Tobias; „in welchem Verhältniß stehst Du eigentlich zur Baronin? Ich hoffe, Albertchen, mein Junge, daß Du zu dem vielen Gelde, welches Du in letzter Zeit — ich kann wohl sagen, sehr gegen Deine Gewohnheit — hast blicken lassen, auf anständige Weise gekommen bist?"

„Wie meinst Du das?"

„Nun, die Baronin ist noch immer so übel nicht, und —"

„Du bist verrückt. Die alte Schachtel! Das fehlte noch grade."

„So sage, wie kommst Du zu dem Gelde?"

„Erst sage mir, was es für eine Bewandtniß hat

mit dem Verhältniß zwischen Dir und den Grenwitzen's, auf das Du schon ein paar mal geheimnißvoll hingedeutet hast."

„Willst Du mir dann sagen, wie Du zu dem Gelde kommst?"

„Ja."

„Gut! so wollen wir uns erst Jeder noch ein Glas zurecht machen und dann an's Erzählen gehen; aber reinen Mund gehalten, Albertchen, reinen Mund gehalten!"

„Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus," meinte Albert.

Herr Tobias nickte schmunzelnd mit dem ehrwürdigen Haupte, mischte mit kunstgerechter Hand den Grog, knöpfte seine schwarze Weste auf, lehnte sich in den Stuhl zurück und sprach:

„Ich war nicht immer in Grünwald und nicht immer Küster an St. Brigitten."

„Weiß! die Residenz hat die unbestrittene Ehre, Dich den ihren zu nennen, und wessen Küster Du gewesen bist, ehe Du Küster an St. Brigitten wurdest, wird der Teufel wohl am Besten wissen."

Tobias Gutherz schien dies für ein großes Compliment zu nehmen. Er lächelte vergnügt in sich hinein und schlürfte behaglich seinen Grog.

„Nicht so grob, Albertchen“, sagte er, „sonst erzähle ich nicht weiter. Mein Vater war Bedienter, und ich wurde von der zartesten Jugend auf zu demselben Berufe bestimmt. Wie groß mein Talent in dieser Beziehung war, magst Du daraus entnehmen, daß ich, als ich kaum zwanzig Sommer zählte, mindestens schon ein Dutzen Herren gehabt hatte. Um diese Zeit kam mir der Gedanke, endlich einmal mein eigener Herr zu sein und da ich mir während meiner Dienstzeit ein nicht unerkleckliches Sümmchen gespart hatte“ — hier lächelte Ehren-Tobias mit dem linken Auge und dem linken Winkel seines Mundes — „besaß ich Capital genug, um eine kleine Wirthschaft anzufangen.“

„Mag auch 'ne schöne Wirthschaft gewesen sein,“ meinte Albert.

„Allerdings!“ sagte Tobias, indem er noch ein Stück Zucker in seinen Grog that; „zum mindesten war in meiner Wirthschaft das schöne Geschlecht sehr zahlreich vertreten. Da ich das Princip hatte, nur weibliche Bedienung in meinem Local zu haben und das Café Gutherz immer stark frequentirt wurde, so hatte ich fast sechs bis acht junge Damen, welche die Honneurs machten, bei mir.“

Albert Timm schien diese statistische Notiz sehr großes Vergnügen zu bereiten. Er lehnte sich in

seine Ecke zurück und brach in ein schallendes Gelächter aus, während Ehren-Tobias wiederum nur lächelte — diesmal zu Abwechselung mit dem rechten Auge und dem rechten Mundwinkel.

„St! st! Albertchen," sagte er, „die Leute hören es auf der Straße. Wie kann ein kluger Jüngling, wie Du, so unvorsichtig laut lachen; ich habe mein ganzes Leben lang immer nur gelächelt und habe mich dabei sehr gut gestanden. Doch das bei Seite. — Die jungen Mädchen waren natürlich immer hübsch, ja ich kann wohl sagen, daß ich von allen meinen Collegen stets die hübschesten hatte. Dies verdanke ich aber, ehrlich gestanden, weniger mir selbst, als dem Scharfblick und dem Geschmack einer Dame, mit welcher ich früher, als ich mal mit ihr bei einer Herrschaft zusammen diente, ein zärtliches Verhältniß gehabt hatte, und jetzt noch immer in freundschaftlichem und geschäftlichem Verkehr stand. Diese Dame, mit Namen Rosa Pape, war in ihrer Art ein merkwürdiges Frauenzimmer mit einem wunderbaren Genie für ihr Geschäft."

„Ich kann mir schon denken, was das für eine Art Geschäft war," meinte Albert.

„Nichts kannst Du Dir denken, junger Mensch," erwiderte Tobias. „Frau Rosa Pape war eine vor-

treffliche Frau, deren Gesellschaft von den anständigsten Damen nicht blos gesucht, sondern auch obendrein mit schwerem Gelde bezahlt wurde und deren Nachtklingel die ganze, sehr stark bevölkerte Straße, in welcher sie wohnte, kannte. Aber Rosa Pape interessirte sich nicht blos für junge Frauen, sondern auch ganz consequenterweise für diejenigen, welche es noch einmal werden konnten, und so hatte sie denn unter den hübschen Stubenmädchen und Nätherinnen eine nicht minder ausgebreitete Kundschaft, als unter den Regierungsräthinnen und Kaufmannsfrauen.

„In Folge dessen war Niemand besser als sie im Stande, die Bekanntschaft solcher jungen Personen mit jungen Cavalieren, die sich nach einer temporären Lebensgefährtin sehnten, zu vermitteln, und da sie sich immer sehr anständig für ihre Hülfleistungen bezahlen ließ, so war ihr Publikum das nobelste, das sich denken läßt: lauter Herren von, Barone, Grafen, ja selbst Prinzen von Geblüt wandten sich vorkommenden Falls an die verwittwete Frau Rosa Pape.

Eines schönen Tages nun kam Frau Rosa zu mir und theilte mir mit, daß ein steinreicher Baron ihrer Bekanntschaft sich sterblich in ein hübsches Kind verliebt und sie (Rosa) beauftragt habe, ihm selbiges, koste es was es wolle, zu schaffen. Sie habe auch schon

mit dem Baron einen herrlichen Plan entworfen, zu dessen Ausführung aber noch ein „Kammerdiener" nöthig sei. Es sei Geld, viel Geld bei der Affaire zu verdienen; ob ich Lust habe, mit von der Partie zu sein.

„Nun hatte ich gerade in der letzten Zeit einige unangenehme Auseinandersetzungen mit der Polizei gehabt, die leicht zu noch unangenehmeren Folgen führen konnten; und ich ergriff daher mit Freuden die Gelegenheit, mich in so anständiger Gesellschaft eine Zeit lang aus der Residenz zu entfernen. Vierundzwanzig Stunden später war ich mit der jungen Dame, um die es sich handelte, in dem Wagen meines neuen Herrn auf dem Wege nach — nun rathe einmal, Albertchen?"

„Das mag der Kukuk wissen; aber du wolltest mir nicht Deine ganze interessante Lebensgeschichte erzählen, sondern sagen, wie Du nach Grenwitz gekommen bist," sagte Albert, der, mit seinen Angelegenheiten beschäftigt, nur halb hingehört hatte.

„Du hörst ja, daß ich schon auf dem Wege dahin bin," sagte Tobias, Albert über den Rand seines Glases mit dem linken Auge anzwinkernd; „denn mein neuer Herr war der Baron von Grenwitz und das Ziel unserer Reise Schloß Grenwitz, wo du in diesem Sommer gewesen bist."

Ein Indianer, der in dem Grase der Prärie die Spur des Feindes entdeckt, den er verfolgt, kann nicht alle Sinne schärfer anspannen, als es Albert that, sobald er diese letzten Worte vernommen, die ihn in Ehren-Tobias eben jenen Kammerdiener erkennen ließen, der in der Erzählung der Mutter Clausen eine so zweideutige Rolle gespielt hatte. Aber — und das war wieder ein Beweis seiner Indianernatur — er verrieth mit keiner Miene, keinem Worte, wie wichtig ihm die eben gemachte Entdeckung war, sondern fragte mit vortrefflich gespielter Unbefangenheit:

„Der alte Baron? Der Tausend! wer hätte dem alten Knaben dergleichen zugetraut."

„Nicht der jetzige, sondern sein Vetter aus der ältern Linie, Baron Harald, oder der wilde Harald, wie er noch immer bei denen, die ihn gekannt haben, heißt. Ich sage Dir, Albertchen, es war ein fideles Leben, das wir anno domini achtzehnhundert zweiundzwanzig auf Schloß Grenwitz führten. Wein und Weiber die Hülle und die Fülle; und dabei Comödie gespielt, zum Todtschießen lächerlich. Denke Dir: meine gute Freundin Rosa" —

„War denn die auch dabei?"

„Allerdings! habe ich Dir denn nicht gesagt, daß der Baron sie als Großtante engagirt hatte?"

„Als was?“

Tobias lächelte — diesmal mit beiden Augen und Mundwinkeln:

„Sie spielte mit Perrücke und Krückstock die alte Großtante des Barons, da das alberne Ding, die Marie, — Marie Montbert hieß der Aff und war ein so schmuckes Mädel, das einem die Augen über=gingen, wenn man sie ansah — was wollte ich doch sagen? Ja! die Marie hatte eine Anstandsdame aus der Familie des Barons als conditio sine qua non, wie wir Lateiner sagen, gemacht. Na, nu hatte sie ihre Anstandsdame, eine famose Anstandsdame, he, Albertchen, he!“ und Ehren=Tobias kicherte und stieß Albert freundschaftlich in die Seite.

„Nun, und wie ging die Sache zu Ende?“ fragte Albert, der Eile hatte, über das, was er schon wußte wegzukommen.

„Ja, ich habe sie nicht zu Ende kommen sehen, denn wir, d. h. Rosa und ich, brannten schon vorher durch. Offen gestanden fürchteten wir: die Geschichte möchte schief ablaufen, denn Marie hatte in der Resi=denz manche Freunde, die Lärm machen und uns Alle zusammen, zum wenigsten mich und Rosa, in des Teufels Küche bringen konnten. So empfahlen wir uns denn eines schönen Tages, oder vielmehr Nachts,

ohne Abschied zu nehmen, nachdem wir noch Eines oder das Andre, was uns gerade in die Hände kam, als Andenken an Grenwitz mitgenommen hatten. Hier in Grünwald trennten wir uns, oder wurden getrennt. Ich wurde nämlich so krank, vermuthlich von dem guten Leben, das ich in Grenwitz geführt hatte, daß ich nicht weiter konnte, und in's Spital gebracht werden mußte. Was ich damals für ein Unglück hielt, schlug mir hinterher zum größten Glück aus. Denn der verstorbene Superintendent Dunkelmann, der Vater von der Professor Jäger, der damals Spitalgeistlicher war, verliebte sich so in mein bescheidenes Lächeln, daß er mich, als ich wieder gesund war, nothwendig zum Bedienten haben mußte — na! und von dem Bedienten eines Geistlichen bis zu seinem Küster ist nur ein Schritt;" und Herr Tobias schlürfte behaglich den Rest aus seinem Glase.

„Und hast Du von Deiner Freundin Rosa je wieder etwas gehört."

„Sie lebt in der Residenz und betreibt ihr Geschäft mit der doppelten Buchführung schwunghafter als je. Wenn Du 'mal nach der Residenz kommst, Albertchen, vergiß ja nicht, sie zu besuchen. Sie wohnt Gertruden- und Pferdestraßenecke, zwei Treppen hoch."

„Wir wollen uns das doch gleich notiren," sagte Albert, die Adresse in seine Brieftasche schreibend.

„Was ist denn aus der Marie, oder wie das dumme Ding hieß, geworden."

„Ja, das ist eine kuriose Geschichte. Kurze Zeit nachdem wir fort waren, ist wirklich einer ihrer Freunde, ein Herr von Estein, gekommen und hat sie dem Baron wegstibitzt, der sich darüber so schwer geärgert hat, daß er bald darauf gestorben ist. Aber nun kommt das Kurioseste von Allem. Denke Dir, Rosa ist kaum wieder in ihrem Geschäft, als sie eines Nachts herausgeklingelt wird, von wem? von eben dem Herrn von Estein, und zu wem? zu eben derselben Marie, die in Kindesnöthen liegt."

„Nicht möglich!" rief Albert, einen Augenblick die angenommene Gleichgültigkeit vergessend.

„Was ich Dir sage. Rosa hat es mir damals gleich geschrieben und ich habe mich halb todt gelacht über den Spaß. Erst ein Mädchen verkuppeln und dann, ha, ha, ha!" Tobias fand die Sache so komisch, daß er diesmal gegen seine Grundsätze gerade herauslachte.

„Ha, ha, ha!" stimmte Albert ein. „Sehr gut, ha, ha, ha! Vielleicht weiß Frau Rosa auch, was aus dem Kinde geworden ist."

„Möglich," sagte Tobias, „aber ich glaube, sie will nichts davon wissen. Sonst hätte sie wohl, als Baron Harald damals in allen Blättern dem, welcher ihm über das Verbleiben der Marie Auskunft geben könnte, eine große Belohnung bot, sich gemeldet. Ich glaube, sie hat die Folgen der Geschichte gefürchtet und hat's gemacht wie ich und reinen Mund gehalten, bis zwanzig und einige Jahre lang Gras darüber gewachsen ist. Na, aber nu, Albertchen, ist die Reihe an Dir, mir zu erzählen, wie Du in letzter Zeit zu Deinem Gelde kommst."

„Tausend, da fällt mir ein, daß ich noch in die Ratte muß," rief Albert aufspringend. „Es ist ja heute Stiftungstag! Adieu, Tobias, ein ander Mal — ich kann wahrhaftig nicht bleiben."

Und Albert setzte seinen Hut auf und entfernte sich eiligst, ohne sich an das Schmollen seines Wirthes und Gastfreundes Ehren-Tobias Gutherz zu kehren, der sich alsbald daran machte, seinen Aerger in seinem Lieblingsgetränke zu ersäufen — eine Absicht, die ihm so vollkommen gelang, daß der Nachtwächter, der um Mitternacht den Schlüssel zum Kirchhof holen wollte, eine halbe Stunde klopfen mußte, bis sich Herr Tobias unter dem Tische, unter welchen er nach dem sechsten Glase gesunken war, hervorarbeiten konnte.

Dreizehntes Kapitel.

„Die Saison" war in Grünwald seit langen Jahren nicht so glänzend gewesen, wie in diesem Winter. Es war, als ob die guten Leute schon den Hauch des kommenden Frühlings spürten, der ihrer Souveränetät vorläufig ein Ende machen sollte, und als ob sie nun die Zeit, die ihnen noch blieb, gehörig ausbeuten wollten, Fest reihte sich an Fest; der Himmel mochte wissen, wie die alten Herren und Damen das viele Kartenspielen und die jungen das viele Tanzen, und wie die Einen und die Andern es aushalten mochten, jeden Abend um dieselbe Zeit mit derselben Gesellschaft zusammen zu treffen. Denn der Cirkel, in welchem sich dies tolle Treiben bewegte, war ziemlich beschränkt und bestand aus vielleicht zwanzig bis fünfundzwanzig Familien, wobei der Militär- und Beamtenadel — die Familie des Commandanten von Grünwald, Excellenz von Bostelmann, des Regierungspräsidenten von Zitzewitz u. s. w. ein-

gerechnet waren. Vielleicht begünstigte aber auch gerade diese enge Peripherie das witzlose Behagen, mit welcher sich die Exclusiven unausgesetzt in diesem Kreise drehten, wo Jeder von Jedem Jedes wußte, oder zu wissen glaubte, oder zu wissen wünschte, und es so an unerschöpflichem Stoff allerbanalster, geistesärmster Klatschereien nimmer fehlte.

Jede Woche pflegte ein bestimmtes Thema besonders eifrig durchgesprochen zu werden. In der vorletzten war es das sonderbare Betragen der Frau von Cloten gewesen. Es hatten sich natürlich zwei Parteien gebildet, die eine für die junge Frau, die andere für ihren Gemahl. Jene behauptete, daß Emilie nur aus Verzweiflung über die Treulosigkeit Arthur's närrisch geworden sei; diese, daß umgekehrt Arthur, närrisch geworden über die Treulosigkeit Emilien's, in den Armen seiner früheren Geliebten Hortense von Barnewitz Vergessenheit gesucht habe. Die Parteigänger Emilien's schienen gewinnen zu sollen, da diese junge Dame — sei es aus Caprice, sei es triftigeren Gründen — plötzlich wieder in der Gesellschaft erschien, und, als ob nichts vorgefallen wäre, ihre alte Rolle einer übermüthigen Kokette wo möglich noch eifriger als sonst zu spielen begann.

So wandten denn die Gebehrdenspäher, wie es

schien um einen Skandal betrogen, ihre Luchsaugen in der neuen Woche auf das Verhältniß des Fürsten Waldernberg und Helenen's von Grenwitz, das schon so oft ausgebeutet und doch noch immer nicht erschöpft, im Gegentheil nur immer interessanter geworden war. Man wollte wissen, daß in den allerletzten Tagen das Verhältniß eine definitive Form angenommen habe.

Die Gebehrdenspäher hatten recht gesehen; seit gestern war Helene die Braut Se. Durchlaucht, des Fürsten Raimund von Waldernberg, Grafen von Malitzewsky, Erbherrn zu Letbus.

Vorläufig allerdings im Stillen, da es noch geraume Zeit brauchte, bis die Präliminarien des Bundes, welcher die durchlauchtige Familie Waldernberg mit der hochgeborenen Familie Grenwitz auf immer vereinigte, abgeschlossen waren, und überdies die öffentliche Feier der Verlobung in der Residenz stattfinden sollte, wohin der Fürst gleich nach Neujahr zu seinem Regiment zurückkehrte und auch die Eltern des Fürsten, die Mutter aus Petersburg, der Vater aus Paris — zu kommen versprochen hatten.

So hatte die Baronin also ihr großes Ziel glücklich erreicht und die triumphirende Freude darüber war ihr eine reichliche Entschädigung für alle die Demüthigungen und Enttäuschungen, für alle die in Sorge

und Angst durchwachten Nächte der letzten Monate. Sie trug ihr Haupt so stolz, wie nie zuvor. Verdankte sie doch alle Erfolge, die sie im Leben gehabt hatte, und so auch diesen letzten größten nur sich allein; verdankte sie doch nur ihrer Klugheit, Mäßigung, Umsicht und Schlauheit, daß sie aus einem simplen adligen Fräulein, das keinen Pfennig im Vermögen hatte, Baronin von Grenwitz und Schwiegermutter des Fürsten Waldernberg geworden war! Hatte sie doch ihr Leben lang nicht blos mit den Verhältnissen, sondern mit den ihr zunächst stehenden Personen kämpfen müssen: mit ihrem schwachen energielosen, für große Pläne unzugänglichen Gemahl, mit ihrer stolzen, eigenwilligen Tochter! Hatte sie doch für Alle denken und sorgen, ihnen gleichsam das Glück aufnöthigen müssen! Wahrlich, wenn diese durch sie beglückten Menschen für das Glück nicht dankbar waren, — es war nicht ihre Schuld!

Waren sie dankbar? jeder Andere, als die Baronin, hätte daran zweifeln müssen. Die Mienen der Beglückten verriethen wenig oder nichts von innerer Freude und Erhebung; im Gegentheil, seitdem das entscheidende Wort gesprochen war, schien ein Schleier von Verlegenheit, ja von Unmuth über ihre Gesichter gefallen zu sein. Des Fürsten dunkles Gesicht war

noch um eine Schattirung dunkler geworden, und seine schwarzen Augen hingen oft mit einem eigenthümlichen unerklärlichen Ausdruck an den schönen, stolzen Zügen seiner Verlobten, die auffallend blaß und still einherschritt und einer kalten Marmorstatue viel ähnlicher sah, als einer glücklichen Braut. Indessen brauchte man (wenn man wollte) die Erklärung für diese melancholische Stimmung nicht weit zu suchen. Sie war gerechtfertigt durch die Sorge für den Vater, der schon lange gekränkelt hatte und nun mit einem Male sehr ernstlich krank wurde.

In der Nacht, die dem Verlobungstage folgte, hatte der alte Herr einen heftigen Anfall seiner alten Krankheit, der Gicht, bekommen, und die herbeigerufenen Aerzte erklärten sofort, daß sie diesmal für den Ausgang nicht stehen könnten. Seit diesem Augenblick war Helene an das Schmerzenslager des Vaters gebannt, um so mehr, als derselbe nur sie um sich sehen, nur aus ihren Händen die Medicin nehmen, nur von ihr sein Kissen geglättet haben wollte.

Der frühe Winterabend begann bereits hereinzubrechen. Auf der Straße, die von hohem Schnee bedeckt war, herrschte tiefe Stille, die nur von Zeit zu Zeit durch die Klingel eines Schlittens unterbrochen wurde. Niemand war in diesem Augenblicke

bei dem Kranken als Helene. Sie saß dicht an seinem Bett, hielt die welke, in Fieber zuckende Hand in ihren warmen, weichen Händen, und suchte, so gut es ging, die immer größer werdende Unruhe des Vaters zu beschwichtigen.

„Wo ist die Mutter?“ fragte er plötzlich.

„Sie ist auf ihr Zimmer gegangen.“

„Und Dein — und der Fürst?“

„Ich habe ihn gebeten, ein wenig spazieren zu gehen.“

„Lege meinen Kopf ein wenig höher! so! und gieb mir Deine beiden Hände!“

Der Kranke schwieg ein paar Augenblicke, dann sprach er mit großer Klarheit und Entschiedenheit, daß man deutlich sah, er hatte, was er jetzt sagte, lange mit sich herumgetragen und oft in seinem alten schwachen Kopfe überdacht:

„Mein liebes Kind! Reich sein ist wohl ein gutes Ding, wenn der, welcher reich ist, auch ein gutes Herz hat; aber ich glaube, es ist sehr schwer, daß sich Eines zum Andern findet, oder Eines bei dem Andern bleibt. Und Klugsein ist wohl auch ein gutes Ding, aber ohne Gutsein ist's gar wenig nütze.

„Sieh, liebes Kind, Deine Mutter und ich, wir haben achtzehn Jahre zusammen gelebt und ich habe

Deine Mutter nächst Gott immer am meisten geliebt und geehrt; ich glaube auch, daß sie sich Mühe gegeben hat, mich wieder zu lieben und lege es ihr nicht zur Last, daß — es ihr nicht gelungen ist. Nein, nicht ihr; nur mir selbst. Ich hätte mir eine Frau nehmen sollen, die dem Alter nach und auch sonst mehr für mich paßte, aber ich war eitel und hoffährtig und wollte eine schöne, stattliche, kluge Frau, welche die Leute bewunderten, und Deine Mutter war schön, stattlich und klug; viel zu schön und zu klug für mich, der ich ein unbedeutender, einfacher Mensch bin, und mich nie recht auf die Welt verstanden habe. So fühlte ich denn wohl immer im Stillen, daß ich nicht der Mann war, Deine Mutter glücklich zu machen; aber sie hat es mich eigentlich niemals merken lassen, als in dieser letzten Zeit."

Der alte Mann senkte traurig sein graues Haupt und wiederholte:

„In dieser letzten Zeit, wo sie Dich mit Deinem Cousin Felix verheirathen wollte, und ich nicht Ja und Amen dazu sagen konnte. Da habe ich es wohl herausgefunden, daß wir in den wichtigsten und heiligsten Dingen so ganz verschieden dachten und fühlten, und ob ich im Rechte war oder sie — darauf kommt es hier nicht an — aber, mein liebes Kind,

es ist ein böses Ding, wenn was sich lieben sollte, sich nicht lieben kann; ein böses Ding, liebes Kind, das einem wohl das Herz brechen mag."

Und als der alte Mann so sprach, rollten ihm die Thränen über die bleichen, runzligen Wangen.

Helene saß still und bleich da. Ihre Hände zitterten. Die Worte des Vaters mußten sie ins tiefste Herz getroffen haben.

„Darum," fuhr der Baron nach einer kleinen Pause fort, „ist es von jeher mein Grundsatz gewesen, daß die Eltern nicht hineinreden sollen in die Liebe ihrer Kinder, sondern nur Gott bitten, daß er ihr Herz zu einer weisen Wahl lenke. So habe ich Dir denn damals und auch jetzt freie Wahl gelassen; damals hast Du Dich nicht entscheiden können; jetzt hast Du Dich entschieden. Ich will es Dir nicht verhehlen, daß ich mich in den Fürsten nicht habe finden können, und daß ich wohl möchte, Dein Gatte wäre weniger vornehm und weniger reich; aber auch so will ich zu Gott das Beste hoffen. Du bist ja ein gutes, kluges Mädchen und wirst nicht leichtsinnig, nicht hoffährtig gewählt haben; nein, nein, nicht leichtsinnig, nicht hoffährtig, denn Du bist mein kluges, gutes Mädchen," wiederholte der alte Mann, als Helene, die ihre Bewegung nicht länger beherr-

schen konnte, ihr schönes Haupt an seiner Brust verbarg und in ein leidenschaftliches Weinen ausbrach.

„Was ist Dir, mein Mädchen," sagte er, erschrocken über diese plötzliche Heftigkeit, und dann, als ob ihm ein Gedankenblitz auf einmal die dunkeln Stellen im Herzen seiner Tochter erleuchte: „Um Gotteswillen, Kind, Du hast doch nicht am Ende Dein Auge durch den Mammon blenden lassen! Du liebst den Fürsten nicht? Du bist nicht der Stimme Deines Herzens gefolgt, die Dich vor dem düstern, kalten Manne warnte; sondern den Rathschlägen Deiner Mutter? . . . o, mein Kind, mein unglückliches Kind, so hat mich meine Ahnung nicht betrogen! Aber noch ist es Zeit umzukehren. Ich selbst will mit dem Fürsten sprechen, sogleich will ich mit ihm sprechen; er wird mit einem todtkranken alten Manne Mitleid haben." . . .

Und er richtete sich mit einer krampfhaften Anstrengung in seinem Bett in die Höhe.

Es war ein fürchterlicher Kampf, der, während der Baron so sprach, in Helenen's Herzen tobte. Gab es denn wirklich noch einen Ausweg aus dem entsetzlichen Labyrinthe, in welchem sie sich verirrt hatte? Konnte der Schritt, der verhängnißvolle Schritt, zurückgethan werden? Um welchen Preis? um den Preis der Demüthigung ihres Stolzes! Mitleid sollte

ihr ſtolzer Verlobter haben! Mitleid mit dem alten Manne, ihrem Vater! Mitleid mit ihr ſelbſt ... nimmer — nimmermehr!

„Nein, nein, nein!“ rief ſie, beide Hände des Vaters ergreifend; „Du irrſt, Vater! Ich bin nicht unglücklich! ich habe mich nicht verblenden laſſen! ich — ich liebe den Fürſten — ich werde ihn lieben, ich will verſuchen, ihn zu lieben; ich werde . . .“

Sie konnte nicht weiter ſprechen; ein Krampf ſchnürte ihr die Kehle zu; ihre bleichen Lippen bewegten ſich, ohne die Worte bilden zu können, mit denen ſie ſelbſt ſich ihr Todesurtheil ſprach.

„O, lieber, großer Gott!“ betete der alte Mann, „erleuchte meines Kindes Herz! — Kind, Kind! laß Deinen Vater nicht mit dieſer fürchterlichen Angſt aus dem Leben gehen! — Ach, wenn ich Dir doch Alles ſagen könnte, wie ich es fühle; — o, dieſer Schmerz! mein Gott, mein . . .“

Der Kranke fiel auf ſein Kiſſen zurück.

Helene umfing ihn mit ihren Armen:

„Vater, lieber Vater; ich will ja Alles thun, was Du verlangſt; ich will dem Fürſten ſagen — heiliger Gott, was iſt das?“

Die Hände des Kranken begannen zu zucken; kalter Schweiß bedeckte ſeine Stirn . . .

Es war der Tod. Helene sah es mit Entsetzen. Und keine Hülfe da, keine Hülfe. . . Sie eilte nach der Klingel und riß daran, daß ihr der Glockenzug in der Hand blieb; dann stürzte sie wieder zu dem Bett zurück, aber die kalten Hände zuckten nicht mehr; die rollenden Augen waren starr. Welche Hülfe auch noch kam — sie kam zu spät; und Helene warf sich laut weinend auf die Leiche des guten alten Mannes, dessen treues, braves Herz bis zum letzten Moment so warm für sie geschlagen hatte und nun stille stand für immer.

Vierzehntes Kapitel.

Während oben der Tod mit einem Strich eine Lebensrechnung quitt machte, war unten in den Gemächern der Baronin der Trödel von Soll und Haben im vortrefflichen Gange gewesen.

Die Baronin lebte und webte in diesem Trödel und hatte einen gar scharfen Blick für Alles, was auf dem Markte vorging. Der Tod ihres Gemahls, den sie mit Sicherheit erwartete, mußte ihre Situation sehr wesentlich verändern, aber sie war im Ganzen mit dieser Veränderung keineswegs unzufrieden. Freilich die Ersparnisse aus den Einkünften vom Majorat, die jetzt ihr und Helene zu gute kamen und nach dem Tode des Barons bis zu Malte's mündigem Alter zum Capital geschlagen wurden, gingen dann verloren; aber die Gesammtsumme dieser Ersparnisse belief sich jetzt schon auf circa hunderttausend Thaler, alle in guten Papieren angelegt — eine kleine Summe, wenn man sie mit dem Majoratsvermögen verglich;

aber immerhin genug, wenn man Stantow und Bärwalde, die beiden Güter aus dem Nachlasse Harald's, dazu rechnete.

So hatte sich Alles ganz nach ihrem Wunsch arrangirt und wenn also Grenwitz jetzt sterben sollte, so...

In diesem Augenblicke wurde der Baronin ein Brief gebracht. „Von Felix," murmelte sie, einen Blick auf das Couvert werfend, und sie trat dann an das Fenster, um den Brief zu lesen.

Der Brief war nur sehr kurz, offenbar von der zitternden Hand eines Kranken mühsam geschrieben und lautete:

„Liebe Tante! Seit einigen Tagen geht es mit meinem Befinden so spottschlecht, daß wenn dieser Brief in Ihre Hände kommt, ich möglicherweise nicht mehr am Leben bin, wenn man dies von Schmerz geplagte, aus dem letzten Loche pfeifende, gottverdammte Dasein überhaupt noch Leben nennen kann. Wie's aber auch kommt, es ist die höchste Zeit, daß ich Ihnen über die *** Angelegenheit reinen Wein einschenke. ** ist nicht, wie ich Ihnen gesagt habe, bereits abgefunden; er hat, bis das Legat Onkel Harald's verjährt ist, monatlich 200 Thlr., und dann, wenn er bis dahin reinen Mund hält, weitere 3000 Thlr. zu fordern, die Sie ihm geben werden, wenn Sie

nicht durch den Hallunken in des Teufels Küche gebracht sein wollen. Pro Monat November habe ich ihm bereits 200 vor meiner Abreise von Grünwald geschickt. Ich kann nicht weiter. Ihr treuer Felix.

P. S. Lassen Sie, wenn Sie mich ein wenig lieb haben, meine Spitzbuben von Gläubigern so lange als möglich zappeln. Moses Hirsch hat noch einen Wechsel über 1000 Thlr. von mir in Händen. Bieten Sie ihm 250; er hat dann immer noch 50 Procent."

Die Baronin trat vom Fenster zurück, ging an den Kamin, legte den Brief auf die glühenden Kohlen und wartete bis die Flamme ihn erfaßt und verzehrt hatte. Dann schritt sie langsam in dem Zimmer, in welchem es bereits zu dunkeln begann, auf und ab. Diese mangelhafte Beleuchtung war die günstigste für ein Gesicht, das von Zorn förmlich entstellt war. Sie murmelte Verwünschungen gegen Felix, gegen Albert, gegen Oswald leise durch die Zähne. „Nicht einen Pfennig soll der Schuft haben, nicht einen rothen Pfennig! Ich werde ihn mir kommen lassen und es ihm in's Gesicht sagen, und dazu, daß er sich hüten soll, noch ein einziges Wort... Was giebt's?" unterbrach sie ihren Monolog, als der Bediente abermals in's Gemach trat.

„Herr Geometer Timm wünscht in Geschäftsangelegenheiten seine Aufwartung zu machen.“

Anna Marie schrak zusammen. Dieses ungerufene Kommen des gefährlichen jungen Menschen sah wie eine Drohung aus. Sie hatte auf einmal alle Lust verloren, Herrn Timm in's Gesicht zu sagen, daß er nicht einen rothen Pfennig von ihr zu erwarten habe.

„Melden Sie Herrn Timm: ich ließe sehr bedauern, ihn nicht empfangen zu können; der Baron sei gefährlich erkrankt!“

„Das habe ich ihm schon gesagt, Frau Baronin; aber er meint: er müsse Sie in wichtigen Angelegenheiten sprechen und wolle Sie nur zwei Minuten aufhalten.“

„So lassen Sie ihn kommen; aber — Sie können Licht bringen, Johann, und dann im Vorzimmer bleiben, im Fall ich etwas auszurichten hätte.“

„Zu Befehl, Frau Baronin.“

Gleich darauf trat, von dem Bedienten, der die Thür wieder hinter ihm schloß, hereingeführt, Albert Timm in das Zimmer.

„Guten Tag, oder vielmehr guten Abend,“ sagte der treffliche junge Mann, indem er sich der Baronin mit der ihn so wohl kleidenden Unbefangenheit näherte; „ich bitte tausendmal um Entschuldigung, wenn ich zu

einer ungelegenen Zeit komme. Der alte Herr ist krank, höre ich? hoffe, es wird nicht viel zu sagen haben; wäre wieder fortgegangen; aber ich habe Ihnen in der bewußten Angelegenheit eine neue wichtige Entdeckung mitzutheilen, die keinen Aufschub verstattet. Wollen wir uns indessen nicht setzen? Sie erlauben?"

Und Herr Albert Timm schob mit einem Ruck der Baronin einen Lehnsessel hin und hatte sich in dem nächsten Augenblick in einen andern gesetzt.

Anna Marie war noch immer nicht mit sich einig, welches Benehmen sie gegen diesen Menschen annehmen sollte. Aber so viel fühlte sie, daß man so leicht mit Herrn Albert Timm nicht fertig werde. So nahm sie denn auf dem dargebotenen Sessel Platz und sagte in Ihrem feierlichsten Ton:

„Sie werden entschuldigen, wenn ich Sie unter den Ihnen schon vom Bedienten mitgetheilten traurigen Umständen ersuche sich möglichst kurz zu fassen, Herr Geometer."

„Bitte, bitte," sagte Albert; „ganz mein Fall; bin im Handumdrehen fertig. Die Sache ist die: Ganz zufällig, wie denn überhaupt der Zufall eine merkwürdige Rolle in dieser Angelegenheit spielt, habe ich in Erfahrung gebracht, daß zwei Personen, die zu

der Zeit, als Fräulein Marie Monbert in Grenwitz war, im Dienste des Baron Harald standen, und von dem Herrn Baron mit seinem ganz besonderen Vertrauen beehrt wurden, z. B. in die ganze Entführungsgeschichte vollkommen eingeweiht waren, noch existiren, und wie ich nicht zweifle, bereit sein würden, in einem etwaigen Erbschaftsprocesse vor dem Gericht als Zeugen aufzutreten. Die Aussage dieser Personen würde um so schwerer in's Gewicht fallen, als sie Beide sich nicht nur des besten Leumundes erfreuen, sondern schon durch ihre Lebensstellung besonderes Vertrauen erwecken. Die eine dieser Personen ist Küster in hiesiger Stadt, ein allgemein geachteter Mann; die andre — eine Frau — lebt in der Residenz und ist trotz ihres hohen Alters noch immer in ihrem Berufe — der nebenbei ein halb ärztlicher ist — thätig. Wenn ich überhaupt je gezweifelt hätte, daß der bewußte junge Mann, wirklich, d. h. vor Gericht erweislich, der Sohn des seligen Baron Harald von Grenwitz sei, so würde dieser Zweifel nach diesen neuesten Entdeckungen vollkommen bei mir geschwunden sei und ich glaube, Frau Baronin, daß Sie mir darin beistimmen werden."

Anna Marie gehörte nicht zu den Sanftmüthigen ihres Geschlechts. Wenn außer Felix' Brief noch

etwas nöthig gewesen wäre, um ihr Herz zum Zorn zu entflammen, so war es die Weise, mit welcher Albert Timm das ihr so verhaßte Thema weiter führte. Dennoch antwortete sie mit der Ruhe, welche sie sich in Geschäftsverhandlungen zur unumstößlichen Pflicht gemacht hatte:

„Darf ich Sie ersuchen, Herr Geometer, mir zu sagen, zu welchem Zwecke Sie mich mit diesen Mittheilungen beehren?“

„Recht gern, Frau Baronin; ich komme eigentlich nur deshalb. Sie wissen, daß man für einen Vogel in der Hand mehr fordern kann, als für einen, der vorläufig noch auf dem Dache sitzt, und daß, wer ein Ding billiger verkauft, als es werth ist, gerechten Anspruch auf den Titel eines Narren hat. Nun kennen Sie die Bedingungen, unter denen ich Baron Felix versprochen habe, in der bewußten Erbschaftsangelegenheit reinen Mund zu halten“ —

„Verzeihen Sie, daß ich Sie unterbreche, Herr Geometer. Ich weiß nichts von solchen Bedingungen; ich habe meinem Neffen Auftrag gegeben, Sie, einzig und allein zu dem Zweck, uns vor Ihnen Ruhe zu verschaffen, durch irgend eine beliebige Summe abzufinden, und mein Neffe hat mir noch vor seiner Abreise die Versicherung gegeben, daß diese Angelegenheit

definitiv erledigt sei. Ich muß Sie also ein für alle Mal bitten, nicht wieder auf abgethane Sachen zurückzukommen und mich zu entschuldigen, wenn ich Sie heute nicht länger bei mir sehen kann."

Die Baronin wollte sich erheben, als Albert mit einem so scharfen, schneidenden Ton sagte: „Bitte, behalten Sie noch einen Moment Platz, Frau Baronin!" daß sie diesem Befehl halb aus Verwunderung und halb aus Furcht Folge leistete.

„Ich habe es satt, länger mit mir spielen zu lassen"; fuhr Albert in demselben Tone fort. „Wenn Baron Felix Ihnen nicht gesagt hat, was wir untereinander abgemacht haben, so hat er es aus Feigheit oder Berechnung nicht gethan. Uebrigens kommt auch gar nichts darauf an, ob Sie die alte Verabredung kennen oder nicht; denn ich komme gerade deshalb her, um Ihnen zu sagen, daß ich nach den neuesten Entdeckungen nicht länger gesonnen bin, Sie so leichten Kaufes los zu lassen. Ich fordere jetzt rund und klar zwanzigtausend Thaler, zahlbar binnen hier und vierzehn Tagen: und ersuche Sie, mir eben so rund und klar zu antworten, ob Sie zahlen wollen oder nicht."

„Diese Unverschämtheit geht zu weit," sagte Anna Marie, sich von ihrem Sitz erhebend und nach der

Schelle, die neben ihr auf dem Tische stand, greifend.

„Lassen Sie das Ding stehen," sagte Albert kaltblütig; „das Klingling könnte Ihnen theuer zu stehen kommen. Bedenken Sie wohl, was Sie thun! Wenn wir aufhören, gute Freunde zu sein, so giebt's einen Kampf auf Tod und Leben; und seien Sie versichert: Albert Timm giebt keinen Pardon. Noch einmal: wollen Sie zahlen, oder nicht?"

In diesem Augenblick wurde die Thür geöffnet. Der Bediente trat mit zwei brennenden Armleuchtern herein, dicht hinter ihm kam der Fürst. Der Bediente stellte die Leuchter auf den Tisch und entfernte sich; der Fürst bemerkte erst, als er das halbe Zimmer schon durchschritten hatte, daß außer der Baronin noch Jemand da war.

„Ah pardon, Madame;" sagte er, „ich glaubte von dem Bedienten zu vernehmen, daß sie allein seien. Befehlen Sie, daß ich mich wieder entferne?"

„Nicht doch, mein Fürst," erwiederte Anna Maria, „ich habe mit dem jungen Menschen dort nichts mehr zu reden," und sie machte gegen Albert eine Handbewegung, die ausdrücken sollte, daß er entlassen sei.

Aber Anna Maria hatte sich sehr verrechnet, wenn

sie glaubte, Albert Timm durch den hohen Besuch und die grobe Abfertigung zu imponiren.

Herr Albert Timm wedelte mit dem Hut, den er in den auf den Rücken gelegten Händen hielt und sagte mit unvergleichlicher Kaltblütigkeit, den einen Fuß ein wenig vorstreckend:

„Es scheint mir, gnädige Frau, Sie wollen, daß ich meine letzte Frage in Gegenwart dieses Herrn wiederhole?"

„Wer ist der junge Mensch?" fragte der Fürst einigermaßen verwundert über Albert's Benehmen und das aufgeregte Wesen der Baronin.

„Ein Mensch," antwortete diese, „der uns seit einiger Zeit unter dem Vorwande, im Besitz von Gott weiß welchen Familiengeheimnissen zu sein, mit unverschämten Forderungen verfolgt, so daß ich mich wohl genöthigt sehen werde, die Polizei gegen ihn in Anspruch zu nehmen."

Der Fürst blickte den „jungen Menschen" aus seiner stattlichen Höhe herab von oben bis unten an, ging dann langsam nach dem Tisch, nahm das silberne Glöckchen und schellte.

Der Bediente trat sofort herein.

„Führen Sie diesen Menschen hinaus!" sagte der Fürst.

Der Bediente war über diesen Befehl so erstaunt, daß er nicht wußte, ob er recht gehört hatte, oder nicht. Er blickte mit einem verlegenen Gesicht von dem Fürsten auf Herrn Albert Timm (der noch immer mit dem Hute wedelnd ruhig dastand), von Herrn Albert Timm auf den Fürsten.

„Haben Sie nicht gehört," sagte dieser Letztere, die schwarzen Brauen drohend zusammenziehend.

Der Mann trat einen Schrit auf Timm zu.

„Ich will Ihnen die unangenehme Alternative, von mir den Schädel eingeschlagen zu bekommen oder aus dem Dienst gejagt zu werden, ersparen, guter Freund," sagte Albert gemüthlich; „und deshalb selber gehen. Was Sie anbetrifft, Frau Baronin, so sprechen wir uns in kurzer Zeit wieder, aber aus einem andern Ton, und was Sie angeht, junger Mensch, so möchte ich Ihnen den guten Rath geben, sich künftig nicht in Angelegenheiten zu mischen, die Sie trotz des pompösen Airs, das Sie sich geben, durchaus nichts angehen."

Der Fürst machte eine Bewegung nach seiner linken Seite hin. Glücklicherweise hatte er den Degen im Vorzimmer abgelegt. Albert aber wartete weitere Entschließungen des schwer gereizten Löwen nicht ab, sondern verließ mit einer spöttischen Verbeugung das Gemach.

Der Fürst, dem so etwas im Leben noch nicht vorgekommen war, sah ganz verblüfft drein, die Baronin blickte verlegen zu Boden.

„So etwas könnte bei uns in Rußland nicht vorkommen," sagte der Fürst.

„Ich bedaure, daß Sie der Zufall zum Zeugen einer so unangenehmen Scene gemacht hat," sagte die Baronin.

In diesem Augenblicke kam der Bediente schreckensbleich wieder in's Zimmer gestürzt und rief athemlos:

„Gnädige Frau, kommen Sie geschwind, der gnädige Herr liegt im Sterben."

„Oh mon dieu!" rief die Baronin und schien in Ohnmacht fallen zu wollen.

„Fassung, Madame, Fassung!" sagte der Fürst. „Ertragen Sie, was ertragen werden muß! Wollen Sie sich auf meinen Arm stützen? Sie da! leuchten Sie uns!"

Fünfzehntes Kapitel.

Um dieselbe Zeit — vielleicht noch etwas füher — waren in der Wagner'schen Conditorei neben der Hauptwache am Markt — dem Versammlungsorte der Grünwalder jeunesse dorée — zwei Herren am Billardtische mit dem Eifer thätig, welcher geschäftige Müßiggänger so wohl kleidet. Die beiden Herren waren von Barnewitz und von Cloten. Von Cloten, welcher in allen Künsten, die keinen guten Kopf, sondern nur ein scharfes Auge und eine sichere Hand erfordern, excellirte, hatte seinem Gegner alle Partieen abgenommen, und die natürliche Folge davon war, daß der junge Mann sich einer ebenso vortrefflichen Stimmung erfreute, als der Andere ärgerlich drein schaute.

„Noch eine, Barnewitz?" sagte Cloten triumphirend, als er eben die zwölfte Partie mit einem glänzenden Triplé beendigt hatte.

„Danke!" sagte Barnewitz, sein Queue auf das

Billard werfend; „bin heute nicht in der rechten Stimmung; kann überhaupt bei dem verdammten Zwielicht nicht gut spielen.“

„Wollen uns die Lampen anstecken lassen.“

„Nein, danke! ein andermal! Kannst mir morgen Vormittag Revanche geben.“

Cloten legte jetzt sein Queue ebenfalls hin, trat vor den Spiegel und drehte sich den blonden Schnurrbart, während Barnewitz sich auf einen Sopha warf und gähnte.

„'s ist verdammt langweilig“, sagte er; „man weiß doch bei Gott nicht, wie man den Nachmittag hinbringen soll.“

„Wollen spazieren gehen.“

„Bei der Hundekälte?“

„Partie Piket?“

„'st auch langweilig.“

„'ne Flasche Rothspon?“

„Geht schon eher.“

„Ernst! 'ne Flasche Pichon und Licht!“ Der Kellner brachte das Verlangte. Cloten warf sich Barnewitz gegenüber in einen Lehnstuhl und streckte die Beine von sich.

„Nu?“

„Nu?“

„Weißt Du nichts?“

„Nein; Du?“

„Nein.“

Nach diesem interessanten Gedankenaustausch trat, wie es wohl nicht anders sein konnte, eine Ebbe ein und das Schiff der Unterhaltung blieb eine Viertelstunde lang auf einer Sandbank sitzen, während deren die Herren schweigend ihren Wein schlürften und ihre Cigarren rauchten.

Cloten und Barnewitz waren, seitdem sie im Sommer so hart aneinander gerathen, äußerlich die besten Freunde gewesen. Indessen wenn bornirte Menschen einmal einen Groll gegen einander haben, so werden sie ihn nicht so leicht wieder los, wenn auch scheinbar das gute Einvernehmen vollkommen wiederhergestellt ist. Wie sie selbst nicht vergeben können, trauen sie auch dem Andern keinen Edelmuth zu, und eben so wenig scharfsichtig als sie edelmüthig sind, leben sie in beständiger Furcht vor einander und suchen ihre Sicherheit in einem fortwährendem Mistrauen. Freilich war das Mistrauen in diesem Falle nur zu gerechtfertigt. Hortense Barnewitz war kaum in Grünwald angelangt, als sie — die erfahrene Menschenfischerin — ihr Netz nach ihrem alten Galan auswarf, und Cloten hatte um diese Zeit die Ehre, der Gatte der gefeiertsten

Balldame zu sein, schon zu problematisch gefunden, als daß er derselben nicht das stille Glück in den Armen seiner früheren Geliebten bedeutend hätte vorziehen sollen. Barnewitz seinerseits ließ es dem edlen Paar an Gelegenheit, sich ungestört zu sehen, nicht fehlen, da er sich in Grünwald Hals über Kopf in einen Strudel von Vergnügungen stürzte, bei denen es dem rohen Edelmanne in jeder Beziehung mehr auf die Quantität als auf die Qualität ankam. Nichtsdestoweniger plagte ihn die Eifersucht nach wie vor und es war deshalb keine geringe Genugthuung für ihn, als er mit eigenen Augen sah, was allen Uebrigen eben so wenig entging: daß Emilie ihren Gemal wie einen Schulbuben behandelte und offenbar einen würdigeren Gegenstand für ihr liebebedürftiges Herz gefunden hatte.

Barnewitz hatte schon lange eine Stunde herbeigewünscht, wo er Cloten unter der Maske der Freundschaft das Gerücht, welches über ihn und seine Frau in der Stadt circulirte, mittheilen könnte. Nun hatte er gestern zufällig neuen Scandalstoff zu sammeln Gelegenheit gehabt, und heute hatte er sich über Cloten's Ueberlegenheit beim Billard hinreichend geärgert, um, nachdem er seine Zeit lang über eine passende Einleitung nachgedacht, plötzlich zu fragen:

„Wie geht's Deiner Frau, Cloten?"

„Danke, gut; weshalb?" erwiderte Cloten, über diese brüske Frage nicht wenig verwundert.

„Nun, man wird doch nach Deiner Frau fragen dürfen; oder ist auch das nicht einmal erlaubt?"

„Allerdings, aber, wie kommst Du darauf?"

„Weil sie in den letzten Tagen so außerordentlich liebenswürdig war."

„Ist das etwas so Merkwürdiges?" fragte Cloten, nicht ohne einige Verlegenheit seinen Schnurrbart drehend.

„Allerdings; denn sie hatte die Zeit vorher Alle, Dich nicht ausgenommen, so schauderhaft tractirt, daß man über diesen plötzlichen Wechsel einigermaßen erstaunt sein durfte. Uebrigens ist's nicht mir allein aufgefallen; alle Welt spricht darüber."

„Die Welt sollte sich doch nur an ihre eigene Nase fassen," sagte Cloten, mit vor Aerger zitternder Hand sein Glas füllend.

„Gewiß; aber sie thut's nun einmal nicht."

„Der Teufel soll sie holen."

„Meinetwegen; aber wenn Du lieber von etwas Anderem sprechen willst, mir ist's recht. Ich dachte nur, daß ich, als Dein ältester Freund, die Pflicht hätte, Dich auf gewisse Dinge aufmerksam zu machen."

„Nun, so komm endlich einmal heraus mit der Sprache," sagte Cloten mit nervöser Heftigkeit; „was soll's? was gibt's?"

„Ich werde mich wohl hüten, wenn Du bei dem ersten Worte schon in eine so verteufelte Aufregung geräthst."

„Ich bin nicht aufgeregt," rief Cloten und stieß zum Beweis der Wahrheit seiner Worte sein Glas auf den Tisch, daß der Fuß abbrach und der Wein auf die Platte strömte.

„Du bist ein wunderlicher Mensch," sagte Barnewitz. „Warte doch, bis Du Ursache hast, Dich zu ereifern. Was ist's denn bis jetzt? Man erzählt sich, daß Ihr nicht gerade Seide mit einander spinnt, daß Deine Frau ihre eigenen Wege geht, daß Ihr euch manchmal so zankt, daß es die Leute in der Küche hören u. s. w. u. s. w."

„Wer erzählt sich das?"

„Alle Welt."

„Und was glaubst Du davon?"

Barnewitz zuckte die Achseln.

„Ich möchte Dir nicht gern weh thun, Arthur; aber leugnen kann ich's nicht, daß mir das Betragen Deiner Frau höchst verdächtig vorkommt. Es scheint mir, wie so ziemlich unserem ganzen Kreise unzweifel-

haft, daß sie irgend ein Verhältniß hat und ich glaube auch, daß ich in Beziehung auf die Person die richtige Fährte habe."

„Ich beschwöre Dich, daß Du mir Alles sagst, was Du weißt," sagte Cloten mit pathetischer Gebehrde.

„Erinnerst Du Dich der Gesellschaft, die ich im Sommer gab? Aber, was solltest Du nicht; wir wollten uns ja damals gegenseitig die Köpfe einschlagen, ha, ha, ha! Nun, schon auf dieser Gesellschaft hat Deine Frau mit dem verdammten Bengel, dem Doctor Stein, auf eine schmählige Weise coquettirt, daß es Allen auffiel, auch mir. Ich hatte die Sache indessen vollkommen vergessen, bis ich gestern wieder daran erinnert wurde. Ich war, wie Du Dich erinnerst, früher von Stilow's weggegangen, weil mir offen gestanden der Wein zu schlecht war und ich großen Durst hatte. So gerieth ich denn in den Rathskeller, wo die Gesellschaft freilich. gemein genug, der Wein aber vortrefflich ist. Es saßen so ein Dutzend Menschen: Literaten, Schauspieler und sonstiges Gesindel um einen Tisch und kneipten, unter ihnen unser alter Bekannter, der Feldmesser Timm, der das große Wort führte. Ich setzte mich in einiger Entfernung, ließ mir ein paar Dutzend Austern und eine Flasche

Champagner geben und hörte zu, weil ich wohl zuhören mußte. Sie sprachen von Gott weiß was für verrücktem Zeug, von dem ich kein Wort verstand, und ich dachte noch so in meinem Sinn: welche Heuochsen doch diese Menschen sind, und wollte eben einnicken, oder war schon eingenickt, als plötzlich Dein Name genannt wurde, oder vielmehr nicht Dein Name, sondern der Deiner Frau. Natürlich war ich sofort wieder hell wach. — „Wer ist das?" fragte Einer. „Eine ganz famose Person," sagte Timm. — „Nun, und die poussirt Freund Stein?" — So ist es. — „Ein verteufelter Kerl, dieser Stein — Wie ist er denn an die gekommen?" „Das ist eine lange Geschichte" sagte Timm, und nun steckten sie die Köpfe so zusammen und sprachen so leise, daß ich das Uebrige nicht verstehen konnte. Jedenfalls lachten sie dabei wie toll und ich hatte große Lust, ihnen ein paar Flaschen an den Kopf zu werfen."

„Weshalb hast Du's denn nicht gethan?" fragte Cloten ärgerlich.

„Ich fange in einem fremden Local nicht gern Scandal an; es ist mir zu oft schlecht bekommen," erwiderte der philosophische Edelmann, sich den Rest aus der Flasche in sein Glas gießend.

Eine Pause entstand, die Cloten mit den in hef-

tigem Ton ausgestoßenen Worten unterbrach: „Ich glaube kein Wort von alle dem!“

Barnewitz zuckte die Achseln.

„'s ist auch das Beste, was Du thun kannst. Hörner, die sich nicht vermeiden lassen, trägt man am Besten in Geduld.“

„Ich verbitte mir dergleichen!“ rief Cloten auffahrend.

„Ich sage nichts, als was die Welt sagt;“ erwiderte Barnewitz, sein Glas behaglich schlürfend.

„Du meinst wohl: über Dich sagt die Welt nichts?“ fragte Cloten höhnisch.

„Was sagt die Welt von mir?“ rief Barnewitz jetzt ebenfalls aufspringend. „Der Teufel soll den holen, der es wagt — und ich dächte, Du hättest vor allen Grund, Dein Maul zu halten.“

„Grund oder nicht. Ich sehe nicht ein, weshalb ich nicht eben so gut sprechen darf, wie Du.“

„So'n Kerl, wie Du!“ sagte Barnewitz, die Hände in die Taschen steckend, mit höhnischem Grinsen; „Du denkst wohl Wunder welches Glück Du bei den Damen mit Deiner Schneiderfigur machst.“

„Ich sehe immer noch lieber wie ein Schneider, als wie ein Bierträger aus.“

Wer weiß, zu welchen Handgreiflichkeiten dieser

Wortwechsel noch geführt haben würde, wenn sich nicht gerade jetzt die Thür zum Billardzimmer geöffnet hätte und Herr Professor Jäger, nachdem er durch seine runden Brillengläser einen vorsichtigen Blick hineingeworfen, in das Gemach geschlichen wäre.

Herrn Professor Jäger's Erscheinung gehörte niemals zu den reizenden; heute Abend aber lag noch ein ganz besonderer Duft von Widerwärtigkeit auf seinem blassen Gesicht. Sein stereotypes Lächeln mit den heruntergezogenen Mundwinkeln trat um so mehr hervor, als er sich offenbar Mühe gab, die Stirn in die ernstesten Falten zu legen und durch die runden Brillengläser möglichst melancholisch drein zu schauen, so daß er Alles in Allem einem schwarzen Kater glich, der mit gekrümmtem Buckel schnurrend die Beine Jemandes umstreicht, den er im nächsten Augenblick grimmig in die Hände kratzen wird.

So näherte er sich den beiden Edelleuten, machte ihnen eine sehr verbindliche Verbeugung und sagte:

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, wenn ich die entente cordiale zweier Busenfreunde störe, indessen" —

„Kommen Sie her, Professor," sagte Barnewitz, der sehr froh über diese Störung war, trinken Sie ein Glas Pichon mit; Kellner noch eine" —

„Bitte, bitte, danke ergebenst, bedaure nochmals unendlich, daß ich die Herren in diesem gemüthlichen Plauderstündchen unterbreche, indessen ich hörte in Ihrem Hause, Herr von Cloten, daß ich Sie hier finden würde und eine Sache von Wichtigkeit, die ich Ihnen mitzutheilen habe“ —

„Geniren sich die Herren nicht,“ sagte Barnewitz, „ich gehe so lange in's Lesezimmer.“

„Bitte, bitte — ich habe nur drei Worte“ —

„Na, immerzu, ruft mich nur, wenn Ihr fertig seid.“

Mit diesen Worten ging Barnewitz in das Nebengemach, wo er, die Ellenbogen auf den Tisch und das gedankenvolle Haupt in die Hände gestemmt, sich in die Lectüre des Grünwalder Amtsblattes vertiefte.

Er war kaum fort, als Professor Jäger sich zu Cloten wandte und in geheimnißvollem Flüsterton sagte:

„Herr von Cloten, ich habe Ihnen eine Nachricht mitzutheilen, die Sie erschrecken wird.“

Cloten wurde blaß und trat einen Schritt zurück. Sein erster Gedanke war, daß sein Pferdestall in Brand gerathen und Arabella und Macdonald, seine beiden Vollblutpferde, ein Raub der Flammen geworden; sein zweiter, daß der Professor, dessen Gat-

tin, wie er wußte, seit einiger Zeit die Vertraute Emilien's war, ihm ebenfalls etwas, das zu Barnewitzen's Berichten paßte, mitzutheilen habe. Aber der Professor ließ ihn nicht lange in dieser schrecklichen Ungewißheit, sondern hauchte mit einer hohlen Geisterstimme, die Mundwinkel so tief herunterziehend, daß sie unter dem Kinn wieder zusammenzustoßen schienen:

„Ihre Frau Gemalin" —

„Ha!" rief Cloten, „dachte ich's doch! Was soll's, was giebt's?"

„Ich weiß es nicht," erwiderte Jäger, „aber ich fürchte Schlimmes. Sehen Sie dieses Blatt; (er faßte dabei in die Tasche und brachte ein zusammengelegtes Stück Papier zum Vorschein); ich hab' es so eben auf dem Schreibtisch meiner Frau gefunden, — doch bevor ich Ihnen, was auf dem Blatt steht, vorlese, schwören Sie mir, daß Sie nie sagen wollen, von wem diese Nachricht ursprünglich stammt."

„Ich schwöre, was Sie wollen," sagte Cloten mit nervöser Heftigkeit, „was hat's mit dem Blatt auf sich."

„Gleich, gleich, lassen Sie mich Ihnen nur erst sagen, daß seit einigen Wochen eine Freundschaft zwischen Ihrer Frau Gemahlin und meiner Frau entstanden war, deren Intimität mich einigermaßen in Ver-

wunderung setzte, besonders nachdem ich bemerkt hatte, daß sich zu diesen Zusammenkünften, die rein poetische Zwecke verfolgen sollten — Sie wissen, Herr von Cloten, daß meine Frau Directrice des lyrischen Kränzchens ist — stets, oder doch wenigstens sehr oft, eine dritte Persönlichkeit gesellte, gegen die ich, offen gestanden, von früher her schon eine große, ja unüberwindliche Antipathie hatte. Diese Persönlichkeit ist" —

„Der Doctor Stein, weiß schon, weiter," sagte Cloten mit athemloser Hast.

„Sie wissen schon — in der That," sagte der Professor, mit einem mephistophelischen Lächeln, das unheimlich hinter den Brillengläsern hervorglitzerte, „o, so ist mir ja der schwerste Theil meiner Mittheilungen erspart. Nun, Herr von Cloten, wenn Sie es bereits wissen, will ich nicht weiter erwähnen, wie in meine ahnungslose Seele der erste Feuerfunke des Verdachtes fiel, wie dieser Funke durch mancherlei höchst eigenthümliche Beobachtungen zur Flamme angeschürt wurde, die mein Herz, das für das Glück meiner Brüder schlägt (hier legte der Professor die schwarzbehandschuhte Hand auf die linke Brust), zu verzehren drohte. Meiner Frau den Umgang mit der betreffenden Persönlichkeit zu verbieten

wagte ich nicht. Sie wissen, Herr von Cloten, Dichtergemüther sind exaltirt und der ästhetische Standpunkt, von welchem aus" —

„Aber ich bitte Sie, Herr Professor, kommen Sie zur Sache," rief Cloten, der wie auf Kohlen stand, „was steht denn auf dem Blatte?"

„Sehen Sie!" sagte Jäger, das Papier auseinanderfaltend, „es ist das Brouillon eines Gedichtes, das ich, noch naß, auf dem Schreibtisch meiner Frau, die, wie mir das Mädchen sagte, einen Besuch zu machen, ausgegangen war, soeben fand. Darf ich es Ihnen lesen?"

„Ja, in des Teufels Namen," rief Cloten, der in einer schrecklichen Aufregung war.

Der Professor Jäger rückte sich seine Brille auf der Nase zurecht, schob das Licht etwas näher und las mit halblauter, schnarrender Stimme, während ihm der junge Edelmann über die Achsel auf das Papier sah: „Grünwald, den zehnten December 1847 — Sie sehen, das Datum stimmt genau.

In's Album einer Fliehenden.

Du fliehst! — es leuchten die funkelnden Sterne
Bei der sausenden Jagd durch die kimmerische Nacht;
Du fliehst! und ach, es folgte dir gerne
Die so treu deine heimliche Liebe bewacht!
Doch die eh'lichen Ketten, die harten, die kalten,
Mich fest auf dem Lager, dem freudlosen halten —
Du fliehst — ich bleib' in kimmerischer Nacht.

„Sie sehen, diese poetischen Uebertreibungen einer sonst so keuschen, liebevollen Seele," sagte der Professor, der die letzten Verse mit etwas unsicherer Stimme gelesen hatte.

„Weiter, weiter," drängte Cloten, den eigenes Leid gegen die Leiden seines Nebenmenschen gleichgültig machte.

Der Professor fuhr fort:

Du fliehst! es blitzen die schnee'gen Gefilde,
Es donnert der Huf auf der Fläche von Eis,
Es schreckt dich die Nacht nicht, die schaurige, wilde,
Es lockt dich der Liebe unendlicher Preis.
Du fliehst! und mit Recht! was soll denn die Stolze,
Die Schöne beim Gatten, der Puppe aus Holze
Und Leder? was soll ihr ein Lager von Eis?

„Das geht auf mich!" sagte Cloten, vor Wuth mit den Zähnen knirschend.

„Ohne Zweifel, ohne Zweifel," erwiderte der Professor, „aber hören Sie weiter!"

Du fliehst! und drüben am felsigen Strande,
Im Häuschen der Amme, so traut und so klein,
Da fallen die drückenden, pressenden Bande,
Da nennst du ihn dein, da nennt er dich sein.
Da stürzen die feurigen Bäche zusammen,
Da schlagen zum Himmel die sprühenden Flammen,
In der Kammer der Alten, so nieder und klein.

Du fliehst! doch ach! nicht dort ist der Hafen;
Zu nah ist der Späher; sein Auge, es wacht;
Wollt ihr selig den Schlaf der Vergessenheit schlafen,

Flieht, wo ein milderer Himmel euch lacht!
Flieht bis zu der Seine geweihetem Strome,
Wo Notre Dame vom heiligen Dome
Mit Mutteraug' über Liebende wacht."

Der Professor faltete das Blatt zusammen, schob es wieder in die Tasche und sagte:

„Dieses Gedicht machte mich, der ich die Dichtweise meiner Gattin kenne und weiß, daß sie ihre Stoffe gern aus dem Leben nimmt, sehr bestürzt. Wie erschrak ich aber, als ich, von dem Vorrechte des Gatten Gebrauch machend und weiter zwischen den umhergestreuten Papieren framend, dies Zettelchen fand — (hier faßte der Professor in die Westentasche) „kennen Sie diese Handschrift, Herr von Cloten?"

„Es ist die Hand meiner Frau!" rief der junge Edelmann, einen Blick auf das Billet werfend; „was schreibt sie? Lassen Sie sehen! „Es bleibt bei der Verabredung, liebe Primula! Alles ist bereit. Rendezvous drüben bei der Lemberg. Morgen um diese Zeit liegt eine Welt zwischen uns. Werde ich Sie noch einmal umarmen? Ich bin bis drei Uhr zu Haus. Gern, sehr gern sähe ich Sie — aber dürfen Sie es wagen, ohne Verdacht auf sich zu lenken? Ich überlasse es Ihnen. Adieu, adieu, Theuerste! Noch heute frei! O, ich kann den Gedanken nicht fassen. Adieu! tausendmal adieu!" — Himmelhöllen-

element!“ rief der glückliche Gatte, das Papier in der Hand zerknitternd und in die Tasche steckend. „Jetzt wird mir Alles klar! wußte ich doch gar nicht, was dies ewige Besuchen der alten Person in Fährdorf zu bedeuten hatte! Aber ich will ihnen das Spiel verderben; ich will“ —

Da Herr von Cloten in diesem Augenblick so recht eigentlich noch nicht wußte, was er wollte, so schwieg er und lief wie ein von heftigen Zahnschmerzen Geplagter im Zimmer auf und ab.

Professor Jäger betrachtete ihn, den Kopf auf die rechte Schulter geneigt und die Hände mit sympathetischer Rührung ineinanderlegend, durch seine runden Brillengläser, wie eine Ohreule das Flattern eines Gimpels, der sich auf einer Leimruthe gefangen hat.

„Sie können nicht glauben, theuerster Herr von Cloten,“ sagte er, „wie tief meine Seele über dies Alles betrübt ist, und glauben Sie, ich hätte gewiß geschwiegen, wenn es nicht eines guten Schäfers Pflicht wäre, das Lamm aus dem Rachen des Wolfes zu reißen. Denn ein Wolf ist dieser Mensch. Ich habe ihn vom ersten Augenblick als solchen erkannt; aber man wollte ja nicht auf mich hören. Jetzt kommt es an den Tag. Noch diesen Morgen war der Kanonicus Schwarz, einer der Scholarchen des Gym-

nasiums, bei mir und erzählte mir, daß auf Antrag des Director Clemens bereits eine Disciplinarunter=suchung gegen den entsetzlichen Menschen eingeleitet sei, deren Resultat ohne allen Zweifel die Entlassung, die schimpfliche Entlassung desselben zur Folge haben werde; und während ich noch überlege, wie man am besten, am schlagendsten documentiren könne, daß man den Wolf in Schafskleidern wohl erkannt habe, muß mir heute Nachmittag der Zufall diese Papiere in die Hände spielen, die den klarsten Beweis liefern, daß alles Schlimmste, was man diesem Menschen nachsagte, noch immer nicht schlimm genug war. Ich wußte vom ersten Augenblick an, was die Pflicht mir gebot. Sicher, daß meine Gattin nie erfahren werde, wie ich sie gewissermaßen in dieser Sache bloßgestellt habe, der Discretion eines Edelmanns ge=wiß, eilte ich —"

„Ich muß Barnewitz mit in's Vertrauen ziehen," rief plötzlich Cloten; und er machte eine Bewegung nach dem Zimmer, in welches sich Barnewitz zurück=gezogen hatte.

„Um Gott, Herr von Cloten," rief der erschrockene Professor, „wollen Sie mich unglücklich machen? Be=denken Sie, Sie haben geschworen, mich und meine Frau nicht zu verrathen" —

„Dummes Zeug," sagte Cloten, „Sie wollen doch nicht, daß ich allein mich auf eine solche verdammte Geschichte — Barnewitz!"

„Was giebt's?" sagte der Gerufene, von seinem Amtsblatt aufschauend.

„Komm einmal her! Ich hab Dir etwas Wichtiges mitzutheilen."

Barnewitz kam und Cloten erzählte ihm mit fliegenden Worten, um was es sich handle, während der Professor, sich verlegen die Hände reibend, daneben stand.

„Es ist kein Zweifel," schloß Cloten, ich will's nur gestehen, ich habe auch schon einen ähnlichen Verdacht gehabt; freilich auf den Hallunken, den Stein, wäre ich nicht gefallen. Aber es trifft Alles ein. Ich weiß, daß sie heute wieder nach Fährdorf hinüber wollte und jetzt fällt mir ein, daß sie ganz gegen ihre Gewohnheit ausdrücklich sagte, sie würde vor Abend nicht zurückkommen; und da Du nun gestern Abend auch — o, es ist kein Zweifel, kein Zweifel! was soll ich thun? was soll ich thun? — und der junge Mann schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn.

„Was Du thun sollst?" sagte Barnewitz; „sie laufen lassen, wohin sie will."

„Verzeihen Sie," sagte der Professor, „das würde einen ungeheuren Scandal geben, dem jetzt meiner Meinung nach durch energisches Handeln noch vorgebeugt werden kann."

„Der Professor hat Recht," sagte Cloten; „wir dürfen sie nicht weg lassen; aber ich allein — willst Du mir helfen, Barnewitz?"

„Avec plaisir," antwortete Barnewitz, ich habe so stets eine Pique auf den Bengel gehabt."

„Aber periculum in mora, meine Herren. Es ist Eile im Verzuge. Sie müssen sich sofort auf den Weg machen;" schnarrte der Professor.

„Das wollen wir," sagte Cloten; „komm Barnewitz, ich will Dir unterwegs mittheilen, was ich für einen Plan entworfen habe. Der Professor begleitet uns noch ein Streckchen."

„Recht gern, recht gern," erwiderte der Professor; „meine Zeit ist freilich beschränkt, sehr beschränkt. Ah, — zu dieser Thür hinaus; bitte, bitte, gehen Sie voran." —

Und die drei Herren verließen eiligst das Local.

Sechszehntes Kapitel.

Die breite Eisfläche zwischen dem Festlande und der Insel war seit Wochen schon eine feste Brücke. Man hatte in der That beinahe vergessen, daß der Fuß auf gefrornes Wasser trat und der Huf des Pferdes so laut an die Thür über dem Abgrunde pochte. Was sollte man auch fürchten, wenn man die dicken Blöcke sah, welche die Fischer zur Warnung um die für die Fische ausgehauenen großen Löcher stellen, vorausgesetzt, daß man nicht unvorsichtigerweise hineinlief oder fuhr, was doch am Tage kaum möglich war. Und so lange nun die schrägen Wintersonnenstrahlen auf den blanken Feldern glitzern, die rechts und links von der Stadt meilenweit den Sund bedecken, wimmelt es auf „der Bahn" von Fußgängern und Schlitten, die meistens mit einem, oft aber auch mit zweien und gar nicht selten mit vier Pferden bespannt sind.

Wenn aber die Sonne untergegangen ist, wenn

dann die Nebel anfangen, dichter zu wallen, wird der schwarze bewegliche Faden, der sich den Tag über von der Stadt nach dem Fährdorfe zog, dünner und dünner. Die Fischer, die meilenweit draußen in den Waken gefischt haben, kommen auf ihren niedrigen Schlitten herein. Aufrecht auf diesen Schlitten stehend, die sie mit einer langen, unten mit einer eisernen Spitze versehenen Stange forttreiben, huschen sie mit wunderbarer Geschwindigkeit, einer hinter dem andern, durch den grauen Nebel, anzuschauen wie Gespenster der Oede, wie Geister des Nordlands. Und jetzt leuchten hüben und drüben Lichter auf, vereinzelt von der Insel her, aber auf der Stadtseite häufiger und weiterhin sichtbar; und jetzt beginnen auch die Sterne, die vorher nur hier und da aus dem Abendhimmel herabschauten, in Masse zu glänzen und zu funkeln und zu schimmern, daß sich das Auge nicht satt sehen kann an dieser Pracht. Aber es achtet Niemand darauf. Der schwarze bewegliche Faden ist verschwunden, nur hier und da noch ein verspäteter Wanderer, der seine Schritte beschleunigt, obgleich er weiß, daß ihm kein Unglück passiren kann, wenn er sich auf der Bahn hält; oder ein Schlitten, einer jener kleinen, leichten, schnellen, mit einem Pferde bespannten Schlitten, wie sie zur Vermittelung des

Verkehrs von Fischern und Fährleuten in großer Anzahl während des Winters ausgerüstet und vom Publikum eifrigst benutzt werden.

Ein solcher Schlitten fuhr jetzt eben im schnellen Trabe durch den Abend dahin, der mit jedem Augenblicke dunkler und nebliger auf die Eisfelder herabsank. In dem Schlitten saß außer dem Fuhrmann nur noch ein Passagier, der eine Pelzmütze tief in das Gesicht gedrückt und den Mantelkragen hoch heraufgeschlagen hatte.

So lange sie in der Nähe des Hafens noch heimkehrenden Schlitten und Fußgängern begegneten, wurde zwischen dem Fuhrmann und seinem Passagier kein Wort gewechselt; als sie aber draußen hinaus kamen auf die weite Eiswüste, die Lichter der Stadt hinter ihnen im Nebel verdämmerten und der Hufschlag des stutzohrigen Kleppers dumpfer ertönte, richtete sich der Herr aus seiner Ecke auf und sagte:

„Alles in Ordnung, Claus?“

„Alles, Herr!“ erwiderte der hübsche Bursche, sich halb auf seinem Sitze umwendend.

„Hast Du von Deinem Vetter Nachricht?“

„Ich bin gestern selbst noch einmal dagewesen; er wird Schlag fünf bei Barow am Strande halten. Er nimmt seine beiden besten Pferde. Sie können

damit in einem Trabe bis morgen um diese Zeit fahren."

„So viel braucht's gar nicht; wenn wir nur erst bis Franzberg sind. Von da wollen wir schon weiter kommen. Du kennst doch die Bahn bis Barow?"

„Ob ich sie kenne! ich bin alle Tage herüberge-wesen. Aber ich möchte einem, der keinen Bescheid weiß, nicht rathen, nach der Seite zu fahren."

„Weshalb?"

„Die Barower haben Wacke bei Wacke in's Eis gehauen, und wo sie aufhören, fangen unsere Fähr'-schen an. Man hat rechts und links immer blankes Wasser neben sich. Hü, Foß!"

Der stutzohrige Klepper beschleunigte sein Tempo, und die beiden Männer versanken in Schweigen. Beide spähten und horchten in die Nacht hinein, aber mit nicht ganz denselben Empfindungen. Für Claus Lem-berg war das Ganze ein vergnügliches Abenteuer, das ihm ungemein zusagte, da es seine starken Nerven auf wohlthuende Weise anregte und diejenigen Eigen-schaften seines Charakters, auf welche er am meisten Gewicht legte: Muth und Verschlagenheit zur Geltung brachte. Für den Andern war die Sache bedenklicher. Er war sich bewußt, einen Schritt zu thun, den er nie wieder zurückthun konnte, einen Schritt, der über

sein Schicksal — doch das wollte nicht viel sagen — aber auch über das Schicksal eines anderen Wesens entscheiden mußte, — einer Frau, die sich durch ihre hingebende, aufopfernde Liebe Anspruch auf seine Liebe erworben hatte, die Rang und Reichthum — jeden Vorzug ihrer Geburt und ihres Standes von sich geworfen hatte, um ihm, nur ihm zu gehören, und die dort drüben, von wo jetzt die Lichter herüberzuschimmern begannen, voll Aengsten und Sorgen seiner harrte. Und so war denn auch sein Herz voll schwerer Sorge. Er hatte die Brücke hinter sich abgebrochen; er eilte in eine Zukunft hinein, die so schwarz war, wie die Nacht, die ihn umgab, aber bei weitem nicht so voll heller, funkelnder Sterne. Doch gleichviel — der Würfel ist geworfen; zurück geht's nicht mehr, so denn vorwärts, vorwärts. — Was ist das! ist das nicht ein Schlitten, der hinter uns her kommt?

Oswald richtete sich halb in die Höhe und lauschte, aber Claus' scharfes Ohr hatte schon die Richtung erfaßt, aus welcher der Schall kam.

„Es ist ein zweispänniger Schlitten von drüben," sagte er, etwas rechts aus der Bahn biegend; „die Pferde greifen gut aus; gleich werden wir d'ran sein."

Fast unmittelbar darauf sahen sie auch schon den Schlitten; — eine dunkle Masse, die durch die Nacht

blitzschnell dahinglitt. Als sie aneinander vorüber kamen, hemmte der Kutscher den Lauf der Rosse, und eine Stimme fragte:

„Wir sind doch auf der Bahn?“

„Nur immerzu!“ war Claus Antwort.

Darauf fragte eine zweite Stimme:

„Und das Eis hält für zwei Pferde?“

„Auch für vier,“ antwortete Claus.

„Danke!“

„Keine Ursach!“

Und die Schlitten setzten sich wieder in rasche Bewegung.

„Sonderbar,“ murmelte Oswald; „mir war, als ob ich Oldenburg's und Berger's Stimme gehört hätte. Welch' wunderliche Streiche einem die Phantasie doch spielt.“

Die noch übrige Strecke bis Fährdorf wurde wieder schweigend zurückgelegt. In wenigen Minuten langten sie an. Aus den Häuserchen oben auf dem Uferrande schimmerten Lichter. Unten an der Fährbrücke, wo das Gasthaus steht, ging es noch lebhaft zu. Die Fenster waren erleuchtet. Musik ertönte. Schlitten standen vor der Thür.

Claus hielt; Oswald stieg aus.

„Ich fahre am Strande hin, bis zu unserem

Hause," sagte Claus, „und warte, bis Sie kommen. Aber eilen Sie sich. In einer halben Stunde geht der Mond auf, und man kann uns dann auf eine Meile weit auf dem Eise sehen."

„Hab' keine Sorge. Wir wollen Dich nicht warten lassen."

Oswald ging an dem Gasthause vorüber die steile Dorfstraße hinauf, bog dann links ab und eilte an den kleinen Häusern, die hart am Rande des Ufers erbaut sind, dahin, bis er an das letzte derselben kam. Durch eine Ritze des Ladens, mit dem das niedere Fenster verschlossen war, dämmerte ein schwaches Licht. Oswald pochte dreimal in bestimmten Zwischenräumen an den Laden. Gleich darauf wurde die Thür vorsichtig geöffnet. Oswald schlüpfte hinein. Auf dem Flur stand eine alte, hochgewachsene, starknochige Frau, mit einem Licht in der Hand; neben ihr eine junge schlanke Gestalt, die sich Oswald, sobald er eingetreten war, in die Arme stürzte:

„Kommst Du endlich?"

„Endlich, Emilie? ich komme auf die Minute."

„Gleichviel; ich bin fast gestorben vor Ungeduld."

„Ist Alles bereit?"

„Ja."

„Hat Dich Jemand gesehen, als Du fortfuhrst?"

„Niemand, außer der Jägerin. Sie wollte mich durchaus herüber begleiten; ich konnte es ihr nicht ausreden. Sie ist drinnen im Zimmer."

„Die tolle Person."

„Schilt sie nicht, wir sind ihr viel Dank schuldig; sei freundlich zu ihr."

„Sie wird die Verfolger auf unsere Spur bringen."

„Ich fürchte nichts. Cloten ist ganz sicher. Ich habe ihm gesagt, daß ich vor Abend nicht wieder zurückkäme. Komm herein."

Emilie zog Oswald in das niedrige Stübchen, wo Primula an dem Tisch stand und Thee machte. Sobald sie Oswald erblickte, eilte sie in seine Arme.

„Oswald," rief sie, „dies ist der letzte Augenblick! noch eine Tasse Thee mit Rum, dann sei's geschieden, kühn und ohne Wanken!"

„Die Augenblicke sind kostbar," sagte Oswald, sich aus der Umarmung Primula's losmachend. „Wir müssen fort, Emilie."

„Nicht ohne vorher diesen Trank geschlürft zu haben," sagte Primula, den Thee in die Tasse gießend. „Sie wissen, Oswald, draußen ist's kalt und bei dieser Nachtluft frieren auch wir, wir ewigen Götter." —

Primula's Versuch, scherzhaft zu sein, mißglückte, Thränen erstickten ihre Stimme; sie setzte sich auf

einen Schemel, drückte die Hände vor das Gesicht und schluchzte. Aber schon im nächsten Augenblicke sprang sie wieder empor.

„Keine weibische Schwäche, Primula!“ rief sie; „hier heißt es, stark sein. Trinkt, meine Freunde! trinkt und dann hinaus in die dunkle Nacht und das sternenglänzende Leben!“

„Komm, Oswald,“ sagte Emilie, die schon reisefertig dastand; „die Jägerin hat recht; eine Tasse Thee kann uns nicht schaden; auf ein paar Minuten kommt es nicht an.“

„Ich wollte, wir wären fort,“ sagte Oswald, ihr die Tasse, die sie ihm bot, aus der Hand nehmend.

Er hatte kaum diese Worte gesprochen, als sehr stark an den Fensterladen gepocht wurde.

Alle sahen sich erschrocken an.

„Holla!“ rief eine Stimme.

„Um Gotteswillen, es ist Arthur,“ sagte Emilie. „Wir sind verloren.“

„Lebt wohl, meine Freunde!“ rief Primula und sprang in die Kammer nebenan, nachdem sie vorher vergeblich versucht hatte, die Thür des großen Kleiderschrankes aufzureißen.

„Et!“ sagte die alte Frau, „so leicht fängt man

uns Fähr'sche nicht. Sprechen Sie kein Wort!" Sie trat an das Fenster und rief:

„Wer ist da?"

„Ist vielleicht Frau von Cloten hier? ich habe ihr eine wichtige Nachricht zu bringen."

Die Alte wandte sich um und flüsterte:

„Machen Sie, daß Sie fortkommen; ich will sehen, daß ich ihn hier aufhalte. — Was wollen Sie?"

Oswald und Emilie hörten die Antwort nicht mehr. Verstohlenen Schrittes, sich an den Händen haltend, schlichen sie aus dem Gemache, über den Flur nach der Thür, die hinten zum Hause hinaus auf den Rand des Ufers ging. Von dort führte eine Treppe hinab an den Strand. Unten hielt der Schlitten. Einmal im Schlitten, waren sie gerettet.

„Bleib hinter mir," sagte Oswald, als sie an die Thür kamen.

Die Thür war durch eine eiserne Krampe verschlossen. Oswald öffnete vorsichtig. Alles war still. Der Winterhimmel mit seinen Sternen schaute herein.

„Es ist Niemand hier," flüsterte Oswald, „komm!"

Sie waren kaum herausgetreten, als die Thür mit großer Gewalt zugeschlagen wurde, von Jemand, der hinter derselben gestanden hatte und sich jetzt, wie

um den Fliehenden den Rückzug abzuschneiden, mit seinen breiten Schultern gegen dieselbe lehnte.

In solchen Momenten arbeitet der Geist schnell und Oswald erkannte bei dem Licht der Sterne und des Schnees in der breitschulterigen Gestalt sofort den Herrn von Barnewitz.

„Wir sind verrathen," murmelte er, „aber sie sollen es büßen. Fort, Emilie, in den Schlitten; ich komme nach."

„Aber nicht sogleich!" sagte von Barnewitz, auf Oswald zuspringend und ihn mit beiden Händen an den Schultern fassend.

Oswald riß sich los und ein paar Schritte zurückspringend, um Spielraum zu haben, ergriff er eine jener mit Eisen beschlagenen Piken, welche sich die Fischer bei ihren Schlitten bedienen und von denen einige dicht neben ihm an der Wand lehnten und führte damit einen so gewaltigen Streich nach seinem Gegner, daß dieser trotz seiner ungeheuern Körperkraft und riesigen Figur ohne einen Laut von sich zu geben, zu Boden stürzte.

In einem Nu hatte Oswald Emilie eingeholt und seinen Arm um ihren Leib schlingend, trug er sie beinahe die steile Treppe hinab.

Unten an der Treppe auf dem Schnee des schmalen Strandes hielt der Schlitten.

Er hob Emilie hinein und stieg selbst nach.

„Wir sind verrathen, Claus," sagte er; „fahr zu, es geht um Tod und Leben."

Claus schnalzte mit der Zunge und der stutzohrige Klepper trabte davon.

„Dacht's mir," sagte Claus, sich halb umdrehend; „seit 'ner Minute hält ein Schlitten nicht hundert Schritte von hier am Strande. Ich sah, daß zwei Männer ausstiegen und das Ufer hinaufkletterten; ich wollte eben nach und Sie warnen, da kamen Sie schon die Treppe hinab. Nun hat's nichts mehr zu sagen. Ich wollte die Pferde sehen, die Claus Lemberg seinen Foß einholen."

„Das Vergnügen könntest Du bald haben," sagte Oswald, der während dessen nach hinten geschaut hatte, „da kommen sie schon. Es scheint, diese Stiere fallen nicht auf einen Streich und wollen noch mit einer Kugel Bekanntschaft machen. Wo steht das Kästchen, Claus, das ich Dir gab?"

„Dicht hinter Ihnen im Stroh."

Oswald öffnete das Kästchen, nahm eine der beiden Pistolen, die es enthielt, heraus und spannte den Hahn.

„Um Himmelswillen, Oswald, was willst Du

thun?“ sagte Emilie, die, so lange sie im Schlitten waren, noch kein Wort gesprochen hatte.

„Den Ersten, der Hand an mich zu legen wagt, über den Haufen schießen.“

„O, mein Gott, mein Gott!“

„Für wen fürchtest Du? für mich oder für ihn? Noch ist es Zeit. Er wird Dir sicher verzeihen, wenn Du jetzt umkehrst; Dir höchstens in Barnewitz' Gegenwart eine kleine Strafpredigt halten.“

„Wie Du nur so sprechen magst! Ich umkehren! lieber todt auf dem Grunde des Meeres.“

„Auch dazu kann Rath werden,“ murmelte Oswald.

Es schien Oswald klar, daß der stutzohrige Klepper, so schnell er auch die scharfbeschlagenen Hufen auf das Eis hieb, mit den zwei Racepferden, welche den Schlitten der Verfolger zogen, nicht auf die Dauer in die Wette fahren konnte. Der Vorsprung von einigen hundert Schritten, den er hatte, konnte nicht groß in Rechnung kommen, da die Entfernung von Fährdorf bis nach dem Dorfe Barow auf dem Festlande, wo sie Claus' Vetter (der Verwalter eines Breesen'schen Gutes, der sich für „das Fräulein“ Alles zu thun und zu leiden bereit erklärt hatte) mit dem Schlitten erwartete, über eine Meile betrug.

„Noch einmal, Emilie: Was wünschest Du, daß

ich thue, wenn sie uns einholen?" fragte Oswald, sich zu der kleinen Frau herabbeugend, die, in ihren Pelz gehüllt, schweigend dasaß.

„Daß Du Dich vertheidigest wie ein Mann."

„Und wenn ich unterliege?"

„So springe ich in die erste Wake, der wir begegnen, besser auf dem Grund des Meeres, als zurück zu ihm."

„Ist das Dein wohlerwogener Entschluß?"

„So wahr ich lebe und Dich liebe."

Oswald beugte sich herab und küßte das schöne blasse, kalte Antlitz.

„Nun ist es gut," sagte er, „nun komme, was will." Es waren entsetzliche Minuten, und die schauerliche Umgebung erhöhte noch das Entsetzliche der Situation. Lautlose Stille ringsumher, nur unterbrochen von dem rastlosen Hufschlag des flüchtigen Kleppers und von dem eigenthümlich sausenden ächzenden Ton, den ein Gegenstand hervorbringt, der mit großer Schnelligkeit über eine Eisfläche dahingleitet — und so weit das Auge reicht, die fürchterliche Oede einer mit dünnem Schnee überdeckten Ebene, über welcher der Horizont nach allen Seiten wie eine bleierne Glocke liegt. Denn selbst die Sterne waren jetzt in dem feinen Nebel verschwunden, und dennoch wurde

es mit jedem Augenblick heller und heller. Am grauen Himmel verkündete ein röthlicher Streifen den aufgehenden Mond. Man konnte den Schlitten der Verfolger deutlicher sehen, ein großer, schwarzer Flecken, der immer größer und schwärzer wurde, in dem Maße als die Helligkeit am Himmel zunahm.

Seit sie Fährdorf verlassen hatten, waren wenige Minuten verflossen, doch dünkten sie Oswald eine Ewigkeit. Er spähte vorwärts aus nach dem Ufer, aber es war noch nicht zu entdecken; er sah hinterwärts nach den Verfolgern; wieder war der große, schwarze Flecken größer und schwärzer geworden.

Und heller und heller wurde es am Himmel; schon blinkte das geisterhafte Licht auf dem schwarzen Wasser in den Waken und auf den weißen Eisblöcken, die wie Prellsteine am Rande liegen, und immer größer und schwärzer wurde der große schwarze Flecken hinter ihnen.

„Wir holen es nicht, Claus," sagte Oswald.

„Was gilt die Wette, Herr?" erwiderte Claus; „ich will den Foß lebendig fressen, wenn er nicht gewinnt. Herr, so 'nen Pferd giebt's nicht weiter. Wir sind unser zwanzig Fähr'sche und dreißig Grünwald'sche, und jeder hat einen guten Gaul vor dem Schlitten; aber der Foß schlägt sie alle, alle. Hü Foß!"

Und als ob der Fuchs sich durch das Lob seines Herrn zu noch größerer Schnelligkeit angespornt fühlte, schüttelte er seine krausen Mähnen und hieb mit noch rascherem Tempo seine scharfen Hufen auf das Eis.

„Aber die Pferde dort sind keine gewöhnlichen.“

Claus lachte.

„Und gerade deshalb habe ich keine Sorge, Sie halten's nicht aus. Und überdies fürchten sie sich vor den Waken. Noch ein paar Minuten und sie bleiben zurück, oder ich will den Foß lebendig fressen.“

Sei es, daß der Fuchs sich, um dem schrecklichen Schicksal zu entgehen, welches ihm, im Fall er sich überholen ließ, bevorstand, zu ganz unerhörten Anstrengungen zusammenraffte, sei es, daß die Pferde Cloten's in der That bei dieser ungewohnten Jagd über das glatte Eis weg zu ermüden begannen, oder die schwarzen Wasser der Waken den Verfolgern den Muth raubten — aber Claus' Prophezeihung fing an in Erfüllung zu gehen, nachdem er sie kaum ausgesprochen hatte. Trotzdem es heller und heller am Himmel heraufdämmerte, wurde der schwarze Punkt hinter ihnen merkbar kleiner und undeutlicher, und als jetzt der Vollmond über den Rand des Horizontes aufstieg und sein bleiches Licht über die weiten Flächen

ausgoß, war der schwarze Flecken auf dem Schneegefilde verschwunden.

„Na, habe ich's nicht gesagt?" fragte Claus, sich umwendend und seine weißen Zähne zeigend, „daß es keine Pferde giebt, die den Foß auf dem Eise einholen, hü, Foß! zeig' mal, was Du kannst."

Claus hatte sich wieder zu seinem Pferde gewandt. Ueber dumpfdonnernde Tiefen weg, vorbei an unheimlich im Mondschein glitzernden Wassern ging die pfeilschnelle Fahrt hinein in die öde Nacht. Um ihre Ohren pfiff der eiskalte Nachtwind, der klagend und seufzend über die Schneefelder strich. Oswald und Emilie waren sich in die Arme gesunken. Froh der entronnenen Gefahr, in der Seligkeit einer Liebe, deren holde Blumen sie am Rande des Abgrundes pflückten, vergaßen sie gern auf Augenblicke, wie tief und voller Schrecken dieser Abgrund war.

Ende des dritten Bandes.

ausgoß, war der schwarze Flecken auf dem Schneegefilde verschwunden.

„Na, habe ich's nicht gesagt?" fragte Claus, sich umwendend und seine weißen Zähne zeigend, „daß es keine Pferde giebt, die den Foß auf dem Eise einholen, hü, Foß! zeig' mal, was Du kannst."

Claus hatte sich wieder zu seinem Pferde gewandt. Ueber dumpfdonnernde Tiefen weg, vorbei an unheimlich im Mondschein glitzernden Wassern ging die pfeilschnelle Fahrt hinein in die öde Nacht. Um ihre Ohren pfiff der eiskalte Nachtwind, der klagend und seufzend über die Schneefelder strich. Oswald und Emilie waren sich in die Arme gesunken. Froh der entronnenen Gefahr, in der Seligkeit einer Liebe, deren holde Blumen sie am Rande des Abgrundes pflückten, vergaßen sie gern auf Augenblicke, wie tief und voller Schrecken dieser Abgrund war.

Ende des dritten Bandes.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Spielhagen, Friedrich,

Problematische Naturen Roman

Bd.: 2,3

Berlin 1862

P.o.germ. 1404 i-2,3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10312146-7